DIE KUNST
DER STADTENTWICKLUNG

Auf den ersten Blick scheint eine Beteiligung von Kunst im Kontext der Stadtentwicklungspolitik relativ neu zu sein. Überschaut man die entsprechenden Diskurse, entsteht der Eindruck, dass es sich dabei um ein gesellschaftliches Phänomen handelt, das nicht älter als drei Jahrzehnte ist. Doch genauer betrachtet, findet sich eine theoretische und auch kritische Erörterung des Verhältnisses von Kunst und Stadtentwicklung bereits sehr früh – in den Anfangsgründen der westlichen Philosophie.

In seiner utopischen Konstruktion eines idealen Stadtstaats bezieht Platon eine bemerkenswerte Position. Der Philosoph verlangt der Kunst im Kontext der Stadtstaatentwicklung konkrete Inhalte ab, deren eindeutiges Ziel die moralische Besserung der Menschen und eine staatstragende Wirkung sein soll. Bezogen auf die philosophische Frage nach einem guten Stadtstaat – nämlich auf die Frage, »durch welche Bestrebungen die Menschen besser werden oder schlechter im häuslichen Leben sowohl als im öffentlichen« (Pol. 599d) – glaubte Platon sich gezwungen zu sehen, selbst so namhafte Künstler wie Homer »nicht aufzunehmen in eine Stadt, die eine untadelige Verfassung haben soll, weil er Trugbilder in der Seele erregt und nährt und, indem er Falsches kräftig macht, das Vernünftige verdirbt«. (Pol. 605b) Man kann also zur Kenntnis nehmen, dass Platon die Künstler als angebliche Vernunftverderber am liebsten aus der Stadt vertrieben hätte. Bekanntlich war mit dieser atemberaubenden Forderung nicht nur der Gedanke verknüpft, dass eine untadelige staatstragende Stadtentwicklung besser ohne die Beteiligung der Kunst möglich wäre, sondern ebenso die Anmaßung, dass alleine die Philosophie zu einer vernünftigen Stadtplanung befähige – aufgrund ihres Wissens und ihrer »Ideenschau«, was vernünftig (wahr und gut) und was unvernünftig (falsch und schlecht) sei. Kunst und Philosophie haben im Kontext der Stadtentwicklung offenbar eine kontroverse und lange Geschichte, und vielleicht lohnt es sich vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen, dieses in Vergessenheit geratene Wertesystem und diese kulturgeschichtlich folgenreichen Grundentscheidungen in Erinnerung zu rufen:

KULTUR NATUR

Ein Philosoph tritt als erster Planer einer »idealen Stadt« auf – Platon, der Begründer dieses utopischen Denkens. So steht am Ursprung der westlichen Philosophie ihre Beteiligung an der Stadtentwicklung und ihre Vertreibung der Kunst. Der historische Einfluss utopischer Stadtplanung brachte zwei wesentliche Merkmale hervor. Erstens wird Stadtentwicklung als eine Sache der theoretischen Planung begriffen: als die Umsetzung einer Idee, eines Masterplans nach dem Top-down-Schema. Zweitens kommt bei der klassischen Stadtphilosophie der Kunst keine maßgebliche Beteiligung zu. Die bildende, die darstellende, die literarische und musikalische Kunst gelten dem stadtplanerischen Denken als schöner Schein einer anderen Sphäre – als geistiger Überbau, wie man sagt. Diese Künste seien geeignet, bloß äußerliche Verschönerungen des urbanen Lebens zu leisten, doch für das Entwickeln und Planen von Utopien, für die gesellschaftliche Verwirklichung von idealen Städten entbehrlich. Im Anschluss an Platon maßen sich hingegen Philosophen und Theoretiker wie beispielsweise Thomas Morus oder Francis Bacon (um hier die sicherlich bekanntesten Utopiker zu nennen) an, mit idealen Stadtgesellschaften wie *Utopia* (Morus) oder *Neu-Atlantis* (Bacon) Modelle einer vernunftregierten Stadtplanung zu entwerfen.

Vielleicht ist es nicht übertrieben zu sagen, dass bis in die Gegenwart hinein Philosophie, Kunst und Stadtentwicklung auf widerstreitende oder ergänzende Weise einander beeinflussen, auch wenn sich die jeweiligen Konstellationen, wie sie zueinander stehen, im Laufe der historischen Entwicklung verschoben haben. Die utopische Stadtplanung der traditionellen Philosophen und Gesellschaftstheoretiker lebt im *Masterplan* der gegenwärtigen Architekten und *Stadtplaner* fort. Doch hat sich bei dieser Erbfolge eine gravierende Veränderung vollzogen.

In der modernen Stadtplanung tritt die Philosophie und mit ihr die Entwicklung der Idee eines besseren urbanen Lebens gegenüber der Architektur in den Hintergrund. Dadurch verändert sich das Verständnis von Urbanität und auch das Verhältnis zwischen Kunst und Stadt. Dem Verhältnis von Kunst und Stadtentwicklung im Sinne des modernen »Städtebaus« liegt zugrunde, dass Stadt und Stadtleben primär durch ein Bauen von Häusern, Straßen, Plätzen etc. realisiert werden und diese Bauwerke nur mittels entsprechender Pläne und Technologien entstehen. Im Städtebau wird die *Baukunst* zur tragenden Kunst im Kontext der Stadtentwicklung. Während die Philosophen, angefangen mit Platon, die Utopie einer vernünftigen Stadt vor allem mit einer ethischen und politischen Verbesserung des häuslichen und öffentlichen Lebens in Verbindung bringen, versteht die architektonische und städtebauliche Kunst der Stadtentwicklung unter Stadt im Wesentlichen das Errichten von Bauten und urbanen Ensembles. Die Planer und Architekten des modernen Städtebaus denken nicht primär über die utopischen Rahmenbedingungen eines guten Lebens nach, sondern imple-

mentieren Bauten in das bestehende Leben, das sich anschließend gemäß dieser Bauwerke einzurichten hat. Kurz: Von der anfänglichen Verachtung der Philosophie gegenüber einer Kunst des schönen Scheins und von der Utopie einer theoretischen Planbarkeit des urbanen Lebens hat sich die Konstellation Philosophie – Kunst – Stadtentwicklung verschoben hin zum aktuellen Städtebau als masterplanerischer Raumarchitektur mit einem tendenziellen Desinteresse an den philosophisch-utopischen Ideen zum guten Stadtleben. In Anbetracht der gesellschaftlichen Dominanz einer architektonischen Stadtplanung und des technischen Städtebaus wäre es allerdings fatal zu übersehen, dass unabhängig von dieser Planungsrationalität und Städtebaukunst ein *alternatives* Verhältnis zwischen Kunst, Philosophie und Stadtentwicklung möglich ist und dieses seit geraumer Zeit an vielen Orten der Erde auch wirksam wird. Dabei verlagern sich die Bereiche von Kunst, Philosophie und Urbanität ein weiteres Mal in eine neue Konstellation: Die Kunst im Kontext der Stadtentwicklung ist dann weder in planbaren Bauten noch im schöngeistigen Überbau zu suchen, sondern in einer Praxis, die forschend in das Stadtleben interveniert. Dadurch wird das urbane Leben erneut zum Gegenstand eines utopischen Stadtentwicklungsdenkens, welches das eigene Vorgehen mit Mitteln der theoretischen Reflexion, der Philosophie, aktualisiert.
Diese Verschiebung der urbanistischen Konstellation geht einher mit der Veränderung einer potenziellen Stadtplanung, die sich nicht mehr als Masterplan verstehen will und die zu dieser Transformation ihrer selbst Kunst und Philosophie in sich integriert. Diese Verschiebung beinhaltet auch ein transformiertes Selbstverständnis der Kunst. Die Kunst, die dabei hervortritt, sorgt nicht länger für schönen Schein oder reines Bauen, sondern wird zu einer bildenden Praxis, die sich in einer kritischen Rückbesinnung auf utopische Ansprüche, doch ohne Überheblichkeit gegenüber dem gegebenen Stadtleben auf ebendieses ausrichtet. Während insbesondere die Bedeutung der bildenden Kunst im Kontext des modernen Stadtbaus noch über die Nachkriegszeit hinaus nahezu vollständig durch das gesetzliche Förderprogramm einer *Kunst am Bau* beschränkt blieb und dadurch auf die Nutzung von Kunstwerken zur Verschönerung der Fassaden und Plätze ausgerichtet war, vollzog sich ab den 1970er-Jahren mit dem Aufkommen neuer Kunstbewegungen ein grundlegender Bedeutungswandel des Ästhetischen – unter dem Stichwort einer *Kunst im öffentlichen Raum*. Unter den verschiedenen und teils entgegengesetzten Varianten dieser neuen Kunstbewegungen ist hier diejenige Kunst hervorzuheben, deren Kennzeichen und Grundzug die gesellschaftliche »Intervention« ist.[1] Mit dem Aufkommen einer interventionistischen

1 Intervenieren, lat. intervenire, »dazwischentreten«, »sich einschalten«, umfasst die Bedeutung von: 1. vermittelnd eingreifen, sich (als Mittler) einschalten; 2. Protest gegen etwas anmelden; 3. sich aktiv in die Angelegenheiten des Staates einmischen.

Kunstpraxis, als deren Schlüsselfigur unter anderen Joseph Beuys gelten darf, entsteht eine ungewöhnliche Konstellation zwischen Kunst, Stadtentwicklung und Philosophie.
Die interventionistische Kunst unterscheidet sich von den Spielarten des traditionellen Kunstschaffens vor allem darin, dass sie den Sinn und Zweck ihrer Arbeit primär über einen Eingriff ins gesellschaftliche Geschehen definiert und weniger über die Produktion und Präsentation von Werken, Objekten, Skulpturen, Installationen oder der Inszenierung von Festivals und kulturellen Spektakeln. Die mit jeder Intervention verbundene Orts- oder Themenbezogenheit führt zu einer weiteren Eigentümlichkeit dieser künstlerischen Praxis. Anders als event- oder objektbezogene Kunst eignet sich ortsbezogene, einmischende und forschende Kunst nicht annähernd so gut, um den ästhetischen Funktionen und den gesellschaftlichen Erwartungen gegenüber Monumenten und Verschönerungswerken im öffentlichen Raum zu entsprechen. Dieser »Mangel« ist indessen die Stärke der interventionistischen Kunstpraxis. Denn umgekehrt reduziert eine traditionelle künstlerische Arbeitsweise, deren konzeptuelles Selbstverständnis *keinen* mimetischen Bezug zur jeweiligen Spezifizität des Orts ausbildet, den Kontext ihrer Präsentation auf einen an sich bedeutungslosen Ausstellungsraum. Im Gegensatz dazu und in der kritischen Absicht, das konzeptuelle Defizit einer bloß präsentativen Kunst im öffentlichen Raum zu vermeiden, haben interventionistisch arbeitende Künstler eine Produktionsform entwickelt, die auf Ortsbezogenheit und die Kooperation mit lokalem Wissen und lokalen Akteuren spezialisiert ist. Es handelt sich um eine Arbeitsweise, deren Stärke darin besteht, sich auf die Besonderheit und zugleich auf die Generalität eines gesellschaftlichen Ortes und dessen Probleme, Konflikte, Wünsche und Diskurse einzulassen. Kurz: Interventionskunst ist *Kunst im öffentlichen Interesse*.
Kunst im öffentlichen Interesse begleitet, reflektiert und kommentiert die lokale Stadtentwicklung kraft ihrer methodischen und medialen Expertise. Weniger die Gefahr einer Instrumentalisierung von Kunst für stadtentwicklungspolitische Zwecke ist daher zu befürchten; umgekehrt stellt vielmehr eine ausbleibende Intervention, eine zu geringe Einflussnahme kooperativer und forschender Kunstaktivitäten im Kontext der Stadtentwicklung die eigentliche Gefahr dar.
Die neue Kunst der Stadtentwicklung thematisiert in der konzeptuellen und professionellen Bezogenheit auf den jeweiligen Ort der Intervention das Interesse der Öffentlichkeit: nämlich die Verbesserung der urbanen Lebensverhältnisse. Sie setzt sich für die philosophische Idee einer *guten Stadtgesellschaft* ein und widmet sich jener utopischen Frage, »durch welche Bestrebungen die Menschen besser werden oder schlechter im häuslichen Leben sowohl als im öffentlichen«, die Platon einst ausschließlich den Philosophen anvertraute und damit tragisch im Keim erstickte. Genährt

von der utopischen Idee eines besseren Lebens, verhält sich die einmischende Kunst im öffentlichen Raum reflektierend zur Stadtentwicklung. Erst die normative Orientierung an dieser Idee verschafft auch den Künstlern die unersetzbaren Mittel einer fundierten Kritik.
Eine Kunst im öffentlichen Interesse vermag auch die Philosophie zu inspirieren, sich der eigenen interventionistischen Tradition zu erinnern. Nicht Platon, sondern Sokrates erweist sich hier als der geistige Urheber einer *konfrontativen Philosophie im Kontext der Stadtentwicklung*. Wie einst Sokrates auf dem öffentlichen Marktplatz in Athen seine Mitbürger in endlose Diskussionen verwickelte, wie und wo die Menschen gut leben, so gilt es heute wieder, diese urphilosophische Frage zu durchdenken und ins Zentrum der (stadt-)gesellschaftlichen Entwicklungspolitik zu stellen. Solches Philosophieren versteht sich als eine Einmischung in das urbane Leben. Ausgehend von einem *erweiterten Stadtentwicklungsbegriff* stellt die Philosophie die Geistesverwandtschaft ihrer eigenen Arbeitsweise mit dem ortsbezogenen und programmatisch themenorientierten Vorgehen interventionistisch arbeitender Künstler unter Beweis. Die interventionistische Kunst der Stadtentwicklung wiederum impliziert nicht nur einen philosophischen Kern (die theoretische und forschende Reflexion); sie bildet auch die kulturelle Schnittstelle zur Philosophie, sobald diese sich selbst – kritischen Urbanisten wie Sokrates folgend – zu einer Kraft der gesellschaftlichen Intervention macht. So kann, wie die Kunst, auch die Philosophie im Kontext der Stadtentwicklung wirksam werden. Überall dort, wo interventionistische Kunst und Ausflüge des Denkens in der Stadtentwicklung an konzeptuellem Gewicht und kultureller Bedeutung gewinnen, wird die Utopie einer idealen Urbanität ein Stück weit Wirklichkeit: die *Entwicklung von Stadt im öffentlichen Interesse*.
Wie immer ist das pointierte Ende einer Programmatik tatsächlich erst der Anfang der eigentlichen Arbeit. Diese Arbeit ist wesentlich suchender, kleinschrittiger und detailreicher als die Begründung der Programmatik. Denn die abstrakte Konstellation aus (erweiterter) Stadtentwicklung, (interventionistischer) Kunst und (öffentlicher) Philosophie entfaltet ihre Dynamik erst in der konkreten Auseinandersetzung mit den jeweiligen Orten und den dort bedeutsamen Themen. Jeder Ort der Welt ist lokal und zugleich von globaler Bedeutung; der Ort, wo sich die Plattform Kultur | Natur lokalisiert, liegt in Europa, in Deutschland, in Hamburg, und dort im Stadtteil *Wilhelmsburg*.

Dieser *genius loci* ist in seiner spezifischen Verortung zugleich mit dem weltweiten Wachstum der Metropolen, mit dem Klimawandel, mit der Umstrukturierung der Ökonomien, mit den Wanderungsbewegungen arbeitsuchender Menschen, mit den Interessenkonflikten zwischen Naturschutzverbänden, Investoren und Gemüsebauern

global vernetzt. Wilhelmsburg ist eine großflächige Flussinsel in der Elbe, von Fluten bedroht, ein Wohngebiet umzingelt von Hafenindustrie, eine von Altlasten verseuchte Gegend, versehen mit einem Naturschutzgebiet, zerteilt durch Schnellstraße, Bahntrasse und Autobahn, eingeschlossen von Deichen und geprägt von Marschlanden, Landwirtschaft, Migranten aus zahlreichen Nationen, hohen Arbeitslosenzahlen, engagierten Bürgern und einer ungewissen Zukunft.

Wie Stadtentwicklungspläne, so intervenieren auch Kunst und Philosophie in diese Gemengelage, um sich mit örtlichen Politiken, Machtverhältnissen und Akteuren auseinanderzusetzen. In diesem Kollektiv lassen sich diverse Themen identifizieren, die alle Gegenstand der Bearbeitung werden können: die Flutungsgefahr in Zeiten des Klimawandels, die Verkehrsbelastung, der unsanierte Häuserbestand, die Industrierückstände in Gewässern und Böden, der Konflikt zwischen Naturschutz, Gartenparzellen, Wohnbedarf und Landwirtschaft, die Aufwertung von vernachlässigten Stadtteilen, ihre Gentrifizierung und dergleichen mehr. Doch alle diese unterschiedlichen Themen sind auch Facetten *einer* Thematik: Sie sind Facetten eines verwickelten *Kultur-Natur-Kollektivs*, wie es sich spezifisch in Wilhelmsburg zeigt und das zugleich exemplarisch für urbane Praxis überall auf der Welt steht.

Eine *Kunst der Stadtentwicklung* nimmt sich, neben anderen Themen, dieses Kultur-Natur-Kollektivs an, welches in seiner lokalen wie internationalen Bedeutung der Gegenstand des vorliegenden Buches ist. Die städtische Umwelt und das komplizierte Verhältnis von Kultur, Natur, Politik und Urbanität werden in den Blick genommen – von Expertinnen und Experten der Stadtplanung, Philosophie, Kunst, Architekturtheorie, Kulturwissenschaft, Geografie, Kunstgeschichte, Landschaftsarchitektur sowie des Kleingartens, des Naturschutzes und des Stadtteils.

Anke Haarmann, Harald Lemke (Hg.)

KULTUR | NATUR

Kunst und Philosophie im Kontext der Stadtentwicklung

TEXTBAND

jovis

Anke Haarmann, Harald Lemke Die Kunst der Stadtentwicklung 1

Kultur, Natur oder Die Stadt im Klimawandel

Uli Hellweg Stadt im Klimawandel: Die IBA Hamburg zwischen künstlerischer Reflexion und strategischer Projektentwicklung 15

Mike Davis Wer wird die Arche bauen? Die architektonische Vorstellungskraft in einem Zeitalter katastrophaler Konvergenz 21

Thomas Heyd Klimawandel verstehen und werten: ein Beitrag aus der Philosophie 37

Gernot Böhme Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit 55

Anke Haarmann Naturkultur – ein politisches Kollektiv 71

Gerd de Bruyn Artefakt und Biofakt 83

Susan Leibovitz Steinman Manifest 93

Lisa Heldke Urbanes Gärtnern und die Erzeugung von Gemeinschaft 101

Harald Lemke Im Gemüse leben. Globale Renaturierung der Stadtgesellschaft durch urbane Agrikultur 121

Kunst, Stadt und Politik

Adrienne Goehler »nicht mehr und noch nicht« – Perspektiven einer Kulturgesellschaft 139

Critical Art Ensemble Über Aggregate des kulturellen Aktivismus 147

Ala Plástica Übungen in Zwischenphasen 159

Anna Müller Mythos und Situation 165

Andrea Pfeiffer Gentrifizierung, Kunst und Kritik 177

Nadine Hanemann, Gesa Woltjen Was wirkt? Der Plakatparcours – ein Erfahrungsbericht 187

Malte Willms »Frühstück im Grünen« oder Warum der Hafen wachsen muss 199

Dirck Möllmann »Alle Künstler sind gleich« – Über die soziale Frage bei Beuys und zur Partizipation in der zeitgenössischen Kunst 207

Lokale Experten und offene Fragen

Sybille Bauriedl Städte werden an den Klimawandel angepasst. Vorbild Hamburg? 217

Harald Köpke Was heißt Umwelt- und Naturschutz auf der Elbinsel Hamburg-Wilhelmsburg? 223

Jürgen Wüpper Über Wilhelmsburger Wein und die zweite Vertreibung aus dem Paradies 227

Volker Sokollek, Simona Weisleder Über alte Lasten und erneuerbare Energien 239

Manuel Humburg Wem gehört die Elbinsel? 253

KULTUR, NATUR ODER DIE STADT IM KLIMAWANDEL

Uli Hellweg

Stadt im Klimawandel: Die IBA Hamburg zwischen künstlerischer Reflexion und strategischer Projektentwicklung

Die Elbinsel als Kreativlabor Hamburgs: Die Voraussetzungen in Wilhelmsburg und auf der Veddel sind günstig, wenn auch zugleich sehr vielschichtig und anspruchsvoll. Mit ihrer interkulturellen Bewohnerschaft, ihren unentdeckten Orten und Freiräumen und ihrer stetig wachsenden Kreativszene bieten die Elbinseln das ideale Terrain für die Erprobung neuer Arbeits- und Lebensmodelle. Hier stoßen vielfältige, interkulturelle Lebensentwürfe aufeinander, die Reibung, aber auch eine kreative Energie erzeugen, die die Entwicklung zu einem neuen Kulturstandort auf der Hamburger Stadtkarte mehr als nur glaubhaft erscheinen lassen. Anders als in bereits etablierten Szenevierteln Hamburgs existieren zusätzliche Rahmenbedingungen wie eine Vielzahl an unbebauten Flächen oder der ausgesprochen hohe Anteil an sozialem Wohnungsbau, die dem Ort zusätzlich eine besondere Chance zukommen lassen: Mithilfe der IBA Hamburg soll hier ein Quartier entstehen, das seiner internationalen Bewohnerschaft, Künstlern und Menschen jenseits der üblichen Qualifikationsmuster – auch vor einem langfristigen Zeithorizont – existenzsichernde Arbeits- und Lebensbedingungen sowie experimentelle Freiräume bietet.

Während sich das Auftaktjahr der IBA Hamburg noch durch eine Vielzahl an unterschiedlichen Kunst- und Kulturformaten auszeichnete, finden sich diese seit Beginn des Jahres 2008 im Querschnittsprojekt »Kreatives Quartier Elbinsel« gebündelt wieder. Eine wesentliche Funktion kommt dabei dem dauerhaften – von nun an jährlich stattfindenden – und eigenständigen Kunstformat »Elbinsel Sommer« zu, der eine künstlerische und kontextuelle Plattform für ein aktuelles und ortsspezifisches Kunstgeschehen im öffentlichen Raum bereitstellt. Angesiedelt an der Schnittstelle von Stadtentwicklung, Kunst und Alltagsleben sollen die Projekte des »Elbinsel Sommers« die lokale Bevölkerung und ihre Lebensräume in ihre künstlerische Auseinandersetzung mit dem Stadtentwicklungsprozess der IBA Hamburg einbeziehen. Auf diese Weise sollen künstlerische Strukturen entstehen, die für den Stadtteil weder von mittel- noch kurzfristiger, sondern vielmehr von nachhaltiger Bedeutung sein werden. Sie eröffnen darüber hinaus Besuchern und Interessierten unkonventionelle Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit der IBA jenseits der fachplanerischen Debatte.

Das Thema des »Elbinsel Sommers ‘08« lautete »Erneuerbares Wilhelmsburg – Stadt im Klimawandel« und wurde von dem für das Jahr 2008 ausgewählten, unabhängig

agierenden Kuratorenteam Anke Haarmann und Harald Lemke unter das Motto: Kultur|Natur gestellt. Das Kuratorenteam verdeutlichte mit seiner Zuspitzung der Thematik auf die Gegenüberstellung der Begriffe »Kultur« und »Natur« nicht nur die Vielschichtigkeit dieses Phänomens, sondern auch die Dringlichkeit der Auseinandersetzung mit dem IBA-Leitthema »Stadt im Klimawandel« an einem Standort wie Wilhelmsburg. Die mit Kultur|Natur geleistete künstlerische Reflexion ergänzte diese Dringlichkeit um eine unkonventionelle, ästhetische und kritische Sichtweise.

Internationale Bauausstellungen als strategische Labore für urbane Energie- und Klimaschutzkonzepte

Der globale Klimawandel hat bereits begonnen und damit die vordringliche Aufgabe, die Emission von Treibhausgasen rasch und radikal zu begrenzen und zu reduzieren. Gemäß dem Vierten Sachstandsbericht (AR4) des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) vom 17.11.2007 ist eine Reduzierung der Treibhausgasemissionen in den wichtigsten Industrieländern um 80–95 Prozent bis zum Jahr 2050 und um 25–40 Prozent bis zum Jahr 2020 (gemessen am Emissionsstand 1990) notwendig, um die Folgen des Klimawandels so weit abzubremsen, dass überhaupt eine – einigermaßen moderate – Anpassung der Weltgesellschaft daran möglich erscheint. Doch laut IPCC ist selbst mit dieser Treibhausgasreduzierung das angestrebte Ziel einer Begrenzung der globalen Erwärmung auf zwei Grad Celsius nur mit einer Wahrscheinlichkeit von 50 Prozent zu erreichen, muss die Reduzierung der Treibhausgase doch vor allem in den Städten der Welt erfolgen. Da bis 2030 ein Anstieg der städtischen Weltbevölkerung um 60 Prozent erwartet wird, Städte mit ihrem Anteil von nur drei bis vier Prozent der Landfläche der Erde aber mindestens 80 Prozent der weltweiten Ressourcen verbrauchen, ist es an den urbanen Zentren, ihre Anstrengungen auf die Reduzierung der Treibhausgase und das Umsteigen auf erneuerbare Energiequellen zu konzentrieren. Denn die fossilen Energiequellen sind nicht nur endlich, sondern werden auch immer teurer und unsicherer.
Mit ihren drei Leitthemen »Kosmopolis« – die internationale Stadtgesellschaft –, »Metrozonen« – die sogenannten inneren Peripherien – und »Stadt im Klimawandel« widmet sich die IBA Hamburg jenen Fragen der Stadtentwicklung, deren Bedeutung zukünftig nicht nur weiter wachsen, sondern deren Wechselwirkungen maßgeblichen Einfluss auf die Zukunft der Städte nehmen werden. Die Leitthemen verdeutlichen insofern auch die Dialektik zwischen den gesamtstädtischen Metropolansprüchen der Hansestadt Hamburg auf der einen Seite und den real vorfindbaren Problemen und Chancen der Elbinseln Wilhelmsburg und Veddel auf der anderen Seite. Das Leitthema

»Stadt im Klimawandel« ist im Rahmen der IBA Hamburg deshalb nicht nur aufgrund der Sturmflutgefahr für die von der Elbe umschlungenen Inseln Wilhelmsburg und Veddel von essenzieller Bedeutung, sondern zugleich ein Ausdruck des Selbstverständnisses Internationaler Bauausstellungen, die seit 1901 in Deutschland stattfinden. Denn spätestens in einem Rückblick auf die Geschichte der Internationalen Bauausstellungen wird deutlich, dass sich jede IBA einerseits den aktuellen Themen ihrer Zeit gewidmet, gleichzeitig aber auch der Ort selbst die Themen vorgegeben hat.
Die IBA Berlin (1979–1987) machte mit der IBA Altbau die Erneuerung der Altbaubestände und das Einfügen von Neubauten in den Bestand – also die Reparatur der Stadt – zu ihrem zentralen Anliegen. Nach dem Fortschritts- und Modernitätsbestreben der Stadtentwicklung der 1960er- und 1970er-Jahre mit Flächensanierung und Abriss ganzer Stadtquartiere regte sich Widerstand – »Instand(be)setzung« – und die »behutsame Stadterneuerung« trat als neues Instrument der Stadtentwicklung hervor. Die IBA Neubau befasste sich mit der »kritischen Rekonstruktion« der Stadt, die so wieder zum Anliegen von Architektur und Baukunst wurde.
Darüber hinaus wurde unter dem Begriff der »Öko-Stadt« über ökologische Stadterneuerung und Energiekonzepte diskutiert, und Pilotprojekte im Alt- und Neubau zum Beispiel mit natürlichen Baustoffen, ersten Solarkollektoren, Komposttoiletten, Regenwassernutzung, Wintergärten, Gründächern, Fassadenbegrünung oder Recyclingmaterialien wurden verwirklicht.
Im Gegensatz dazu widmete sich die IBA Emscher Park von 1989–1999 der Zukunft einer sich im Niedergang befindlichen Industrieregion. Mehr als 150 Jahre hatte die Montanindustrie die Landschaft an der Emscher überrollt, verbraucht und zerstört. Brachflächen, verlassene Industriegebäude und ein zum Abwasserkanal degradierter Fluss bezeugten in den 1980er- und 1990er-Jahren das Ende des Mythos vom Reichtum durch Schwerindustrie. In einer Region von siebzehn Städten mit siebzig Kilometern Länge und fünfzehn Kilometern Breite wurden konzeptionelle und praktische Impulse für den ökologischen, wirtschaftlichen und kulturellen Umbau der Industrielandschaft geboren. Hier wurden unter dem Oberbegriff der Nachhaltigkeit zum Beispiel Niedrigenergiehaus-Projekte, ein fassadenintegriertes Fotovoltaik-Großkraftwerk in Herne, Industrie-Landschaftsparks und die Renaturierung des Emscher-Flusssystems realisiert.
Die Bedeutungszunahme des unter verschiedenen Labels diskutierten nachhaltigen Städtebaus lässt sich auch an den aktuellen drei IBAs – IBA Fürst-Pückler-Land, IBA Stadtumbau 2010, IBA Hamburg – ablesen. Mit der IBA Hamburg wird in diesem Rahmen erstmals die Frage nach der Zukunft der Städte, gerade auch in den Zeiten des Klimawandels, gestellt und damit eine erneute Akzentverschiebung in der Diskussion eingeläutet.

Klimaschutz im Rahmen der IBA Hamburg: das Klimaschutzkonzept »Erneuerbares Wilhelmsburg«

Die IBA Hamburg findet auf Europas größter Flussinsel mitten in Hamburg in den Stadtteilen Wilhelmsburg, Veddel und dem Harburger Binnenhafen statt. Wilhelmsburg erlebte 1962 eine der stärksten und verheerendsten Sturmfluten in der bundesdeutschen Geschichte, bei der mehr als zweihundert Menschen starben, weil die Deiche, die die tiefer liegende Insel schützen sollten, brachen. Damit ist eine der bedrohlichsten Auswirkungen des menschengemachten Klimawandels, der Anstieg der Meere weltweit und die damit einhergehende Überflutungsgefahr, für einen Teil der Bevölkerung in Wilhelmsburg noch immer sehr präsent. Die Elbinsel, die für ihre Besiedelung durch sukzessive Eindeichungsmaßnahmen seit dem 14. Jahrhundert den Fluten der Elbe abgerungen wurde, steht noch immer vor der Herausforderung, ihre Bewohner vor der Elbe und den Auswirkungen von Ebbe und Flut der Nordsee zu schützen. Diese Aufgabe hat mit der Vorlage einer Vorabfassung des letzten IPCC-Berichts im Frühjahr 2007 und den aktuell immer beunruhigenderen Forschungsberichten eine neue Aktualität und bisher nicht bekannte Reichweite erhalten.
Vor diesem Hintergrund stellt sich die IBA Hamburg dem Thema Klimawandel auf der Elbinsel vor allem in seiner ortsspezifischen Dringlichkeit und versucht, modellhafte Lösungen zu erarbeiten, die auch über Wilhelmsburg hinaus einen wesentlichen Beitrag für die Metropole der Zukunft leisten können. Entsprechend liegt der Fokus des Handelns eindeutig auf dem aktiven Klimaschutz (= Verminderung der Treibhausgase), der nur als zwingende Voraussetzung für den passiven Klimaschutz (= Anpassung an den Klimawandel) überhaupt erfolgreich sein kann.
Als zentrales Projekt hat die IBA Hamburg das Klimaschutzkonzept »Erneuerbares Wilhelmsburg« ins Leben gerufen. In diesem soll modellhaft für andere Städte und Metropolen veranschaulicht werden, wie in einer Kooperation aus Stadtverwaltung, Experten und Expertinnen, Wirtschaft, NGOs sowie Bürgerinnen und Bürgern die anstehenden Anstrengungen zur Erreichung der bundesdeutschen Klimaschutzziele erreicht und übertroffen werden können. Dabei gibt es kein geringeres Ziel, als mithilfe der IBA Hamburg ein ganzes Stadtquartier schrittweise zur hundertprozentigen erneuerbaren Energieversorgung zu führen. Birgt die IBA als »Ausnahmezustand der Stadtplanung« doch die einmalige Möglichkeit, vielfältige Initiativen Hamburgs räumlich zu konzentrieren und innovative Stadtentwicklungsprozesse voranzutreiben, die im Schlusspräsentationsjahr 2013 international vorgelegt und kommuniziert werden können. Die Vision der »Klimaneutralen Elbinsel« ist die große Herausforderung und gleichzeitig große Chance der IBA Hamburg.

ASLI CAVUSOGLU: TWIN PEAKS/ 10° Kunst: Wilhelmsburger Freitag.
Ein Projekt im Rahmen des IBA Kunst & Kultursommers 2007. Foto: Jost Vitt

Das Klimaschutzkonzept »Erneuerbares Wilhelmsburg« umfasst eine Vielzahl an Projekten, die die IBA bis 2013 umsetzen wird. Dazu zählen verschiedene Projekte zur Entwicklung regenerativer Wärmenetze, die die örtlich vorhandenen Energiepotenziale wie Biogas, Tiefengeothermie, Solarthermie und Holz nutzen, einzigartige Projekte wie der Energieberg sowie ambitionierte Gebäudeneubauprojekte und Bestandssanierungen.
Eines der symbolträchtigsten Projekte ist der ehemalige Flakbunker an der Neuhöfer Straße in Wilhelmsburg, der zum Energiebunker ausgebaut werden soll. Er ist heute eine weit sichtbare Landmarke und ein denkmalwürdiges Mahnmal im westlichen Wilhelmsburg. Nach einer versuchten Sprengung durch die Alliierten im Jahre 1947 steht das Gebäude, dessen Innenraum weitgehend zerstört ist, seit 61 Jahren nahezu ungenutzt inmitten eines Wohnquartiers. Im Rahmen der IBA Hamburg soll das Gebäude instand gesetzt, zivilgesellschaftlich und wirtschaftlich genutzt und zu einem Zentrum der Energieversorgung für das benachbarte »Weltquartier« an der Weimarer Straße ausgebaut werden. Das Energiekonzept sieht dabei eine nahezu CO_2-freie Energieversorgung der rund 800 Wohnungen der SAGA/GWG (ein lokales Wohnungsunternehmen) vor: Kernelemente des Energiekonzepts sind ein über 20.000 m^3 großer Saisonalspeicher, eine ca. 3.500 m^2 große Solarthermieanlage und ein Biomasse-Blockheizkraftwerk. Damit können die Wohnungen das ganze Jahr über mit Warmwasser und Heizwärme versorgt und gleichzeitig ein beträchtlicher Teil des benötigten Strombedarfs in das öffentliche Versorgungsnetz eingespeist werden. Parallel zur energetischen Sanierung werden die Wohnungen des »Weltquartiers« auch in Hinblick auf die räumlichen Bedürfnisse der interkulturellen Bewohnerschaft instand gesetzt.
Auch wenn die Realisierung noch bevorsteht, die große Symbolkraft des Projektes zeigt sich schon jetzt: Der Energiebunker wurde als einer von zwanzig Beiträgen im deutschen Pavillon der diesjährigen Internationalen Architekturausstellung der Biennale in Venedig unter dem Motto »Updating Germany – Projekte für eine bessere Zukunft« ausgestellt. Die Kuratoren des deutschen Pavillons, die Architekten Friedrich von Borries und Matthias Böttger vom Architekturbüro raumtaktik, präsentierten im Rahmen ihres erweiterten Architekturbegriffs zukunftweisende Projekte aus Sparten, die neben Architektur und Städtebau auch Erkenntnisse der Biotechnologie, der Ernährungsforschung oder der Medien aufgriffen, um den Status quo des Ressourcendiskurses mit erfrischend innovativen Beiträgen zu bereichern. Mit den darüber hinaus im Katalog skizzierten IBA-Projekten »Energieberg«[1] und »Erneuerbares Wilhelmsburg« erregen diese nun bereits zu Beginn der Projektentwicklungsphase internationale Aufmerksamkeit.

1 Siehe dazu das Interview mit Simona Weisleder und Volker Sokollek in diesem Band.

Mike Davis

Wer wird die Arche bauen? Die architektonische Vorstellungskraft in einem Zeitalter katastrophaler Konvergenz

Teil 1: Pessimismus des Intellekts

Abschied vom Holozän

Unsere Welt, unsere alte Welt, die wir die letzten 12.000 Jahre bewohnt haben, gibt es offiziell nicht mehr, aber keine Zeitung in Nordamerika oder Europa hat bisher den wissenschaftlichen Nachruf gemeldet. Während im Februar Kräne die Fassadenverkleidung bis zum 141. Stock der Burj-Dubai-Türme hievten (die bald zweimal so hoch sein werden wie das Empire State Building), fügte die Stratigraphy Commission der Geological Society of London das neueste und höchste Stockwerk zur geologischen Säule hinzu. Die London Society, gegründet 1808, ist die älteste geowissenschaftliche Gesellschaft der Welt; ihr Gremium agiert in ihrem Entscheid über die geologische Zeitskala ähnlich einem Kardinalskollegium. Wie Sie bestimmt wissen, teilen Stratigrafen die Erdgeschichte so auf, wie sie in den Sedimentschichten konserviert wurde: in hierarchische Äonen, Zeitalter, Perioden und Epochen, die von den »Golden Spikes« des Massenaussterbens, der Artenbildung oder von plötzlichen Änderungen in der atmosphärischen Chemie gekennzeichnet sind. Periodisierung ist eine komplexe und kontroverse Angelegenheit, und die bitterste Fehde in der britischen Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert (noch heute bekannt als »Great Devonian Controversy«) wurde über konkurrierende Interpretationen einfacher walisischer Grauwacke und alter englischer roter Sandsteine ausgefochten.[1] Infolgedessen bestehen moderne Stratigrafen auf außerordentlich strengen Standards für die Seligsprechung geologischer Abteilungen. Obwohl die Vorstellung des »Anthropozäns« – eine geologische Epoche der Erdgeschichte, die durch das Aufkommen einer städtisch-industriellen Gesellschaft als geologische Kraft definiert wird – schon lange besteht, haben sich Stratigrafen dem Begriff mit Bedacht widersetzt und darauf bestanden, dass diese Epoche bisher keine zwingende geologische Berechtigung hatte.
Diese Haltung hat sich nun geändert. Die Frage »Leben wir jetzt im Anthropozän?« beantworten die 21 Mitglieder des Ausschusses einstimmig mit Ja. Sie erbringen

1 Martin Rudwick, The Great Devonian Controversy, Chicago 1985.

»stichfeste« Beweise dafür, dass das Holozän – die interglaziale Spanne ungewöhnlich stabilen Klimas, welches die Entstehung von Landwirtschaft und urbaner Zivilisation ermöglicht – nun vorbei ist und dass die Erde »in ein stratigrafisches Intervall eingetreten ist, das für die vergangenen paar Millionen Jahre beispiellos ist«. Neben der Entstehung von Treibhausgasen führen die Stratigrafen durch Menschen verursachte Veränderungen in der Landschaft an, die »mittlerweile die [jährliche] natürliche Sedimentproduktion in der Größenordnung übersteigt«, sowie die bedrohliche Übersäuerung der Meere und die unerbittliche Zerstörung der Biota.[2]
Dieses neue Zeitalter, so erklären sie, wird sowohl durch den Trend zur Erderwärmung definiert (die wohl naheliegendste Analogie mag die Katastrophe vor 56 Millionen Jahren sein, die als Paläozän-Eozän-Temperaturmaximum PETM bekannt ist) als auch durch die radikale Instabilität zukünftiger Umwelten. In düsterer Prosa warnen sie davor, dass »die Mischung aus Aussterben, globaler Artenmigration sowie die weit verbreitete Verdrängung natürlicher Vegetation durch landwirtschaftliche Monokulturen ein charakteristisches und kontemporäres biostratigrafisches Signal hervorbringt. Diese Auswirkungen sind dauerhaft, da die künftige Evolution mit überlebenden (und oftmals anthropogenisch umgesiedelten) Beständen stattfinden wird«. (ebd.) Mit anderen Worten, die Evolution selbst wurde in eine neue Bahn gedrängt.

Spontane Entkarbonisierung?

Die Krönung der neuen Epoche durch das Gremium überschneidet sich mit zunehmenden naturwissenschaftlichen Kontroversen über den Vierten Klimabericht, den der Zwischenstaatliche Ausschuss für Klimaänderungen (IPCC, Intergovernmental Panel on Climate Change) im vergangenen Jahr veröffentlicht hat. Natürlich hat das IPCC die Anordnung, wissenschaftliche Grundlinien für internationale Bemühungen zur Abschwächung der globalen Erwärmung aufzustellen; einige der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiet stellen nun jedoch dessen Referenzszenarien als allzu optimistisch infrage, ja gar als Wunschvorstellung. Die aktuellen Szenarien wurden im Jahr 2000 vom IPCC übernommen, um Modelle für zukünftige globale Emissionen basierend auf verschiedenen »Storylines« über Bevölkerungswachstum, Technologie und wirtschaftliche Entwicklung zu erstellen. Einige der Hauptszenarien (A1, B2 und so weiter) sind politischen Entscheidungsträgern und Treibhausaktivisten durchaus bekannt. Was außerhalb der Forschungsgemeinschaft jedoch kaum geschätzt wird,

2 Jan Zalasiewicz et al., Are we now living in the Anthropocene?, GSA Today, 18:2 (February 2008). Der letzte Schritt der Ratifizierung einer neuen Epoche wird die Empfehlung der Internationalen Kommission der Stratigrafen an die Internationale Vereinigung der Geologie sein.

ist zum einen, dass es ihnen nicht gelingt, die volle Bandbreite an plausiblen Emissionswegen zu prüfen, und dass sie auf der festen Überzeugung basieren, größere Energieeffizienz werde ein »automatisches« Nebenprodukt der zukünftigen wirtschaftlichen Entwicklung sein. Tatsächlich gehen alle Szenarien – selbst die düstersten »Alles wie gehabt«-Varianten – davon aus, dass mindestens 60 Prozent der Emissionsreduzierung unabhängig von Maßnahmen zur Verringerung von Treibhausgasen stattfinden werden.[3]

Das Panel hat in der Tat alles auf ein Pferd bzw. den Planeten gesetzt – für eine ungeplante, marktorientierte Entwicklung hin zu einer Weltwirtschaft ohne Öl und Gas (*post-carbon*); ein Wandel, der unbedingt auch voraussetzt, dass das aus höheren Energiepreisen erzeugte Vermögen seinen Weg letztendlich zu neuen Technologien und erneuerbarer Energie zurückfindet. Kyoto-ähnliche Abkommen und CO_2-Märkte sind darauf ausgelegt – fast als eine Analogie zur keynesianischen »Wirtschaftsankurbelung« –, das Defizit zwischen spontaner Entkarbonisierung und den Emissionszielen zu überbrücken, die jedes Szenario notwendig macht. Glücklicherweise werden dadurch die Kosten für die Abschwächung der globalen Erwärmung auf ein Niveau gesenkt, das sich, zumindest theoretisch, am politisch Möglichen orientiert, wie im britischen Stern Review on the Economics of Climate Change und anderen Berichten erklärt wurde.

Kritikern zufolge sei dies ein heroischer Sinneswandel, der die wirtschaftlichen Kosten, technologischen Hürden und gesellschaftlichen Veränderungen, die erforderlich sind, um wachsende Treibhausgas-Emissionen einzuschränken, radikal unterbewertet. Wie das Millennium-Entwicklungsziel der UN zur Reduzierung extremer Armut wird auch die angestrebte Energieeffizienz-Entwicklung des IPCC nicht erreicht. Obgleich die Zeitschrift *The Economist* wie so oft eine andere Ansicht vertritt, glauben die meisten Energieforscher, dass die Energieintensität seit 2000 sogar gestiegen ist, d. h., dass globale CO_2-Emissionen mit dem Energieverbrauch Schritt halten bzw. sogar geringfügig schneller ansteigen.

Insbesondere die Kohleförderung erlebt eine dramatische Renaissance – das 19. Jahrhundert spukt durch das 21. Jahrhundert: Hunderttausende Bergarbeiter, die unter Bedingungen arbeiten, die Dickens entsetzt hätten, fördern das schmutzige Mineral, das Chinas außergewöhnliche städtisch-industrielle Revolution anfeuert.

3 Michael Oppenheimer et al, The Limits of Consensus, in: Science 317, 14.09.2007, S.1505–06, und Roger Pielke/Tom Wigley/Chistopher Green, Dangerous assumptions, in: *Nature* 452, April 2008, S.531–32. Vier von sieben führenden Wissenschaftlern, die von *Nature* in der gleichen Ausgabe um einen Kommentar zu diesem Artikel gebeten wurden, waren der einhelligen Meinung, dass die Emissionsszenarien inzwischen Wunschvorstellungen geworden sind. Siehe: Are the IPCC scenarios ›unachievable‹?, S.508–09; die Debatte setzt sich in *Nature*'s »Correspondence« fort.

Global betrachtet soll der Gesamtverbrauch an fossilem Brennstoff innerhalb der nächsten Generation um voraussichtlich mindestens 55 Prozent steigen, internationale Ölexporte werden sich verdoppeln. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP, United Nations Development Programme) hat eine eigene Studie zum Thema nachhaltige Energieziele durchgeführt und warnt davor, dass »bis 2050 eine fünfzigprozentige Senkung der Treibhausgas-Emissionen weltweit im Verhältnis zu denen von 1990 erforderlich sein wird«, um die Menschheit außerhalb des roten Bereichs einer außer Kontrolle geratenen globalen Erwärmung (die normalerweise mit einem Anstieg von über zwei Grad in diesem Jahrhundert festgelegt wird) zu halten. Die Internationale Energieagentur (IEA) sagt voraus, dass die Emissionen aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Zeitraum um nahezu 100 Prozent steigen werden – genug Treibhausgas, um mehrere kritische Schwellenpunkte zu überschreiten.[4] Auch wenn höhere Energiepreise dafür sorgen, dass es bald keine Geländewagen mehr gibt und mehr Beteiligungskapital für erneuerbare Energie angezogen wird, so öffnen sie auch die Büchse der Pandora für die Rohölproduktion aus kanadischem Teersand und venezolanischem Schweröl. Wie ein britischer Naturwissenschaftler warnt: Das Letzte, das wir uns wünschen sollten (unter dem falschen Slogan der »Energieunabhängigkeit«), ist eine neue Grenze der Kohlenwasserstoffproduktion, die »die Fähigkeit der Menschheit, globale Erwärmung zu beschleunigen«, vorantreibt und den dringend notwendigen Wandel hin zu »CO_2-freien oder geschlossenen Kohlenstoff-Energiekreisläufen« verlangsamt.[5]

Fin-du-monde-Boom

Währenddessen stellt sich die Frage: Wie viel Vertrauen sollten wir in die Fähigkeit der Märkte setzen, Kapitalanlagen von alter in neue Energie bzw. von Rüstungsausgaben in nachhaltige Landwirtschaft umzuschichten? Wir sind unaufhörlich der Propaganda ausgesetzt, dass riesige Unternehmen wie Chevron, Pfizer Inc. und Archer Daniels Midland hart daran arbeiten, den Planeten zu retten, indem sie Gewinne in die Forschung reinvestieren, die für sauberere Brennstoffe, neue Impfstoffe und weitere trockenheitsresistente Saaten sorgen soll. Sogar Abu Dhabi, wo Öl einen bekannt ausschweifenden Lebenstil beschert, schwört, dass 5 Milliarden US-Dollar ausgegeben werden sollen, um die erste »komplett grüne« Stadt zu bauen.

4 United Nations Development Agency, Fighting Climate Change. Human Solidarity in a Divided World (Human Development Report 2007/2008), S.55.

5 Neil Wilson, Freeing more carbon will accelerate global warming (Correspondence), in: Nature 451, 14.2.2008, S.768.

Produkte halten aber selten, was die Werbung verspricht. Wie der aktuelle Boom, Ethanol aus Mais herzustellen, bei dem 100 Millionen Tonnen Getreide von der Nahrung für Menschen abgezwackt und für amerikanische Automotoren verwendet wurden, auf erschreckende Weise zeigt: »Biotreibstoff« kann als Euphemismus für Subventionen für die Reichen und Hunger für die Armen gedeutet werden, während sogenannte »saubere Kohle«, die von beiden demokratischen Präsidentschaftskandidaten während des Wahlkampfs leidenschaftlich unterstützt wurde, weiterhin die Landschaft der Appalachen verwüstet und Millionen Tonnen an zusätzlichem CO_2 freisetzen wird. In der Zwischenzeit gibt es beunruhigende Anzeichen dafür, dass Ölkonzerne und Versorgungseinrichtungen ihren öffentlichen Verpflichtungen hinsichtlich der Entwicklung alternativer Energien nicht nachkommen. In Großbritannien hat Shell sich gerade vom Windenergieprojekt London Array distanziert, während in den Vereinigten Staaten die meisten Arbeiten zur Kohlenstoffspeicherung (*carbon sequestration*) kürzlich eingestellt wurden, was (laut *New York Times*) »Zweifel laut werden ließ, dass diese Technik in den kommenden Jahrzehnten jederzeit einsatzbereit sein kann«. Energiegewinne hingegen fließen in Immobilien, Hochhäuser und Kapitalanlagen. Ob wir den Höhepunkt des Hubbert Peak schon erreicht haben oder nicht, und selbst wenn die Ölpreisblase platzt, erleben wir vermutlich gerade die größte Verschiebung von Reichtum in der modernen Geschichtsschreibung. Ein Wall-Street-Orakel für die Geschäftswelt, das McKinsey Global Institute, sagt voraus, dass bei Preisen von ca. 100 US-Dollar pro Barrel die sechs Länder des Golfkooperationsrates allein »zunehmende Gewinne von fast 9 Billionen US-Dollar bis 2020 einfahren werden«. Wie in den 1970ern ist die Liquidität von Saudi Arabien und seinen Golfnachbarn, deren BIP sich in nur drei Jahren verdoppelt hat, fantastisch: Laut einer kürzlich erfolgten Einschätzung des *Economist* liegen 2,4 Billionen US-Dollar in Banken und Staatsfonds.[6] Ungeachtet der Preisentwicklungen prognostiziert die Internationale Energieagentur: »Immer mehr Öl wird aus immer weniger Ländern kommen, im Wesentlichen von den Nahost-Mitgliedern der OPEC.«[7] Dubai, das selbst nur wenige Einnahmen aus Öl erzielt, ist für die immensen Reichtümer zum regionalen Finanzzentrum geworden und hat Ambitionen, irgendwann mit der Wall Street und London zu konkurrieren.

Während der ersten Ölkrise in den 1970ern wurde ein Großteil des OPEC-Überschusses durch militärische Käufe in den USA und in Europa wiederverwertet oder in ausländischen Banken geparkt, um dort zu »zweitklassigen« Krediten zu werden, was

6 Beides aus: »How to spend it«, The Economist, 26.4.2008, S.37.

7 Kevin Morrison, World to become more dependent on Middle East Oil, in: Financial Times, 27.10.2004.

schließlich Lateinamerika zerstörte. Nach dem 11. September wurden die Golfstaaten um einiges vorsichtiger, ihr Vermögen Ländern wie zum Beispiel den USA anzuvertrauen, die immer wieder von Glaubensfanatikern regiert wurden. Diesmal werden »Staatsfonds« genutzt, um ein aktiveres Eigentumsrecht an ausländischen Finanzinstituten sicherzustellen, und unvorstellbare Summen aus Ölerträgen investiert, um die Sandlandschaft Arabiens in Mega-Städte, Einkaufsparadiese und private Inseln für britische Rockstars und russische Gangster zu verwandeln.
Vor zwei Jahren, als die Ölpreise knapp halb so hoch waren wie im Juli 2008, schätzte die *Financial Times*, dass die Kosten für geplante neue Bauvorhaben in Saudi Arabien und den Emiraten die Summe von 1 Billion US-Dollar übersteigen würden. Heute sind es wohl eher 1,5 Billionen US-Dollar: deutlich mehr als der Gesamtwert des Welthandels aus Agrarprodukten.[8] Sämtliche Stadtstaaten der Golfregion bauen derzeit sinnestäuschende Skylines, allen voran Dubai als unbestrittener Superstar. In weniger als einem Jahrzehnt wurden hier 500 Hochhäuser hochgezogen. Dubai mietet zurzeit ein Viertel aller Hochbaukräne der Welt.
Dieser überzogene Golf-Boom, von dem Stararchitekt Rem Koolhaas sagt, er würde »die Welt umgestalten«, hat Dubais Stadtentwickler dazu gebracht, den Beginn eines »höchsten Lebensstils« auszurufen, der von Siebensternehotels und Privatinseln geprägt wird. Die Vereinigten Arabischen Emirate und ihre Nachbarn haben dementsprechend die größten ökologischen Fußabdrücke pro Kopf auf der Erde. Die rechtmäßigen Eigentümer der Ölgelder – die in laut-aggressive Wohnblocks von Bagdad, Kairo, Amman und Khartum eingepferchten Menschenmassen – gewinnen dadurch kaum mehr als übrig gebliebene Jobs auf Ölfeldern und von den Saudis subventionierte Madrasas. Während Gäste für ein Standardzimmer im Burj al-Arab, Dubais gefeiertem segelförmigen Hotel, 5000 US-Dollar pro Nacht hinblättern, randaliert die Kairoer Arbeiterklasse auf den Straßen wegen unbezahlbarer Brotpreise.

Können Märkte den Armen das Wahlrecht verleihen?

Emissionsoptimisten werden natürlich lächeln und das kommende Wunder des CO_2-Handels heraufbeschwören. Sie berücksichtigen jedoch nicht die reale Möglichkeit, dass sich, wie vorausgesagt, ein riesiger Kompensationsmarkt entwickeln kann, der aber nur eine sehr geringe Verbesserung der globalen CO_2-Bilanz hervorbringen wird. Abu Dhabi hat zum Beispiel mehr als 13 Millionen Bäume gepflanzt: Gilt das aber als bewundernswerter Beitrag zum Ausgleich von CO_2 oder als verschwenderischer

8 Roula Khalaf, Oil fuels new confidence, in: Financial Times, 27.11.2006.

Ausstoß von Treibhausgasen, da das Meerwasser für die Bewässerung entsalzt werden muss? Und wie ernst können wir europäische Einrichtungen nehmen, die ihre Kyoto-Verpflichtungen ausgleichen, indem sie für die Menschen in Tansania Glühbirnen kaufen?

Wenn das Kaufen und Verkaufen von Karbonkrediten und die Belastungsausgleiche nicht das Thermostat herunterkorrigieren, was wird Regierungen und globale Industrien dann motivieren, sich zusammen zu einem heldenhaften Kreuzzug aufzumachen, um Emissionen durch Verordnungen und Besteuerung zu senken? Kyoto-ähnliche Klimadiplomatie setzt zum Beispiel voraus, dass alle Hauptakteure – sobald sie die Wissenschaftlichkeit der IPCC-Berichte anerkannt haben – ein übergeordnetes gemeinsames Interesse daran entwickeln, den entgleisenden Treibhauseffekt in den Griff zu bekommen. Globale Erwärmung ist jedoch nicht »Krieg der Welten«, wo eine Invasion von Marsbewohnern die gesamte Menschheit ohne Unterschied vernichten will; die Klimaveränderung wird dramatisch ungleiche Folgen für Regionen und gesellschaftliche Klassen haben. Das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen betonte in seinem Bericht vom Vorjahr, dass die globale Erwärmung vor allem eine Bedrohung für die Armen und Ungeborenen darstellt, »zwei Gruppen, die nur eine sehr schwache oder gar keine politische Stimme haben«. Abgestimmtes globales Handeln in ihrem Interesse setzt deshalb ihre revolutionäre Beteiligung voraus (ein Szenario, das das IPCC nicht berücksichtigt) oder die Umwandlung des Eigeninteresses reicher Länder und Klassen in eine aufgeklärte »Solidarität«, wie es in der Vergangenheit noch nicht vorgekommen ist. Aus der Perspektive rational handelnder Akteure jedoch scheint Letzeres nur realistisch, wenn gezeigt werden kann, dass privilegierte Gruppen keine bevorzugte »Exit«-Option haben; dass internationalistische öffentliche Meinung politische Entscheidungsfindung in Schlüsselländern vorantreibt und dass die Reduzierung von Treibhausgasen ohne größere Einbußen an den gehobenen Lebensstandards der Gesellschaften der nördlichen Hemisphäre erreicht werden kann. Was aber, wenn anstelle von wachrüttelnden heldenhaften Innovationen und internationaler Kooperation wachsende Umweltprobleme und gesellschaftliche Unruhen die Elite dazu antreiben, sich noch fieberhafter vom Rest der Menschheit abzukapseln? Die globale Schadensminderung würde man in diesem unerforschten, aber nicht unwahrscheinlichen Szenario stillschweigend zugunsten einer schnelleren Investition in eine selektive Anpassung für Erste-Klasse-Menschen aufgeben – oder ist dies längst geschehen? Für diese Menschen werden grüne Oasen dauerhaften Reichtums auf einem ansonsten gebeutelten Planeten geschaffen. In diesem Fall sind Dubai und andere »Außenwelten« der spontane Horizont des globalen Kapitalismus. Selbstverständlich wird es weiterhin Abkommen, Karbonkredite, Hungerhilfe, huma-

nitäre Verrenkungen und vielleicht einen Wandel einiger europäischer Städte und Länder hin zu alternativer Energie im großen Stil geben. Aber der Wechsel zu emissionsarmen oder -freien Lebensstilen ist extrem teuer (in Großbritannien kostet der Bau eines Ökohauses der »Stufe 6« zurzeit 140.000 Euro mehr als der eines Standardhauses in derselben Gegend) und wird nach 2030 sogar noch schwieriger umzusetzen sein, wenn die zusammenwirkenden Folgen von Klimawandel, dem Ende des Öls und 1,5 Milliarden zusätzlichen Erdbewohnern das Wachstum zu drosseln beginnen. Man muss sich also fragen, ob reiche Länder jemals den politischen Willen und die ökonomischen Mittel mobilisieren werden, um tatsächlich die IPCC-Ziele zu erreichen oder, was das betrifft, ärmeren Ländern dabei zu helfen, sich an den bereits »festgelegten« Erwärmungsquotienten anzupassen, der sich durch die langsame Zirkulation der Weltmeere arbeitet.

Die ökologische Schuld des Nordens

Um es noch anschaulicher zu machen: Werden die Wähler der reichen und schnell alternden Nationen ihre aktuelle Engstirnigkeit ablegen und die Grenzen für Flüchtlinge aus prognostizierten Epizentren von Dürre und Versteppung wie dem Maghreb, Mexiko, Äthiopien und Pakistan öffnen? Werden die Menschen in den USA, die – gemessen an der Auslandshilfe pro Kopf – die geizigsten Menschen sind, bereit sein, sich selbst zu besteuern, um beim Umsiedeln von Millionen von Menschen zu helfen, die wahrscheinlich aus dicht besiedelten Mega-Delta-Regionen wie Bangladesch flüchten müssen?
Marktorientierte Optimisten werden wieder einmal auf Kompensationsprogramme wie den Mechanismus für umweltverträgliche Entwicklung hinweisen, von dem sie sagen, er ermögliche den Fluss von grünem Kapital in die Dritte Welt. Doch einem Großteil der Dritten Welt wäre es sicherlich lieber, dass die Erste Welt das Umweltchaos anerkennt, das sie angerichtet hat, und Verantwortung dafür übernimmt aufzuräumen. Zu Recht wird geschimpft, dass die größte Last der Angleichung an das Anthropozän auf diejenigen zurückfällt, die am wenigsten zur Kohlenstoffdioxid-Emission beigetragen und die geringsten Vorteile aus zwei Jahrhunderten Industrialisierung gezogen haben.
In einer faszinierenden Studie, die kürzlich in der Zeitschrift *Proceedings of the National Academy of Science of the United States of America (PNAS)* veröffentlicht wurde, hat ein Forscherteam versucht, die Verteilung von Umwelteinflüssen und ihren Kosten unter Ländern mit hohem, mittlerem und niedrigem Einkommen zu berechnen. Nach Angleichung relativer Kostenbelastungen stellten die Forscher fest, dass die reichsten Länder 42 Prozent der weltweiten Umweltzerstörung verursachen, aber nur 3 Prozent

der resultierenden Kosten tragen.[9] Die Radikalen im Süden werden zu Recht auf eine weitere Schuld hinweisen. Städte in den Entwicklungsländern sind dreißig Jahre lang in halsbrecherischer Geschwindigkeit gewachsen, ohne dass entsprechende öffentliche Investitionen in Infrastruktur, Wohnungswesen und Gesundheitswesen geflossen sind. Dies ist zum großen Teil die Folge von Auslandsschulden, die sich Diktatoren aufgeladen haben, von Zahlungen, die vom IWF erzwungen wurden, und von öffentlichen Sektoren, die von den sogenannten »Strukturanpassungs«-Abkommen der Weltbank ruiniert wurden. Dazu kommt, dass der offizielle Beschäftigungszuwachs in Afrika, großen Teilen Lateinamerikas und Südasiens stagniert, da die globale Produktionskapazität ins energieintensivere China gewechselt ist. Dieses Defizit an Möglichkeiten und sozialer Gerechtigkeit auf unserem Planeten wird durch die Tatsache verdeutlicht, dass laut HABITAT, dem Wohn- und Siedlungsprogramm der Vereinten Nationen, derzeit mehr als eine Milliarde Menschen in Slums leben. Es wird erwartet, dass sich diese Zahl bis 2030 verdoppelt. Eine entsprechend große Anzahl an Menschen vegetiert im sogenannten »informellen Sektor« (ein Euphemismus für Massenarbeitslosigkeit, der von der Ersten Welt geprägt wurde). Unterdessen wird allein die demografische Eigendynamik die städtische Bevölkerung in den nächsten vierzig Jahren weltweit um drei Milliarden Menschen wachsen lassen (90 Prozent davon in armen Städten), und niemand, wirklich niemand, hat eine Ahnung, wie ein Planet voller Slums, der zunehmend von Nahrungs- und Energiekrisen gebeutelt wird, dem biologischen Überleben dieser Menschen und ihrem unvermeidbaren Streben nach elementarem Glück und Würde Rechnung tragen kann.

Wenn dies über die Maßen apokalyptisch klingt, bedenken Sie, dass die meisten Klimamodelle die Auswirkungen vorausberechnen, die auf unheimliche Art und Weise die gegenwärtige Geografie der Ungleichheit bestätigen. William R. Cline, einer der bahnbrechenden Analysten der *Economics of Global Warming* und Mitglied des Petersen Institute, veröffentlichte kürzlich eine nach Ländern geordnete Studie über die möglichen Auswirkungen des Klimawandels auf die Landwirtschaft in späteren Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Sogar unter höchst optimistischen Voraussetzungen und Annahmen über Düngung mit Kohlenstoff werden die landwirtschaftlichen Systeme Pakistans (–20 Prozent) und Nordwestindiens (–30 Prozent) vermutlich zerstört werden, zusammen mit großen Teilen des Nahen Ostens, des Maghreb, der Sahelzone, des südlichen Afrika, der Karibik und Mexikos. Neunundzwanzig Entwicklungsländer werden 20 Prozent oder mehr ihrer aktuell erzielten landwirtschaftlichen Erträge

9 U. Srinivasan, et al., The debt of nations and the distribution of ecological impacts from human activities, in: Proc. Natl. Acad. Sci., 105, 5.2.2008, S.1768–73. Siehe auch: R. Kerry Turner/Brendan Fisher, To the rich man the spoils, in: Nature 451, 28.2.2008, S.1067–68.

aufgrund der globalen Erwärmung verlieren, während die Landwirtschaft im reichen Norden durchschnittlich um 8 Prozent steigen wird.[10]

Teil 2: Optimismus der Vorstellungskraft

Die Stadt als Problem und Lösung

Selbst wenn Kohlendioxid kein Treibhausgas wäre, würden wir dennoch in einem außer Kontrolle geratenen Zug festsitzen. Vor uns befindet sich der vielleicht gefährlichste Scheideweg in der Geschichte der Menschheit, was manche Kassandra, blass vor Angst, als »Konvergenz« bezeichnet. Die wissenschaftliche Forschung ist spät dran, um den synergistischen Möglichkeiten des Spitzenbevölkerungswachstums, des plötzlichen Klimawandels, der Ölknappheit (und in manchen Regionen der Wasserknappheit), des möglichen Zusammenbruchs ganzer Agrarsysteme und der immer größeren städtischen Verwahrlosung die Stirn zu bieten. Obwohl die deutsche Regierung, die CIA und das Pentagon jeweils Berichte über die Auswirkungen einer mehrfach bestimmten Weltkrise in den kommenden Jahrzehnten auf die nationale Sicherheit veröffentlicht haben, waren ihre Erkenntnisse eher von Hollywood geprägt als orakelhaft. Ohne geschichtliche Analogie ist dies keine Überraschung. Während Paläoklima-Analogien Wissenschaftlern helfen können, die nichtlineare Physik einer sich erwärmenden Erde vorherzusehen, gibt es keinen Präzedenzfall oder Aussichtspunkt aus der Vergangenheit, der uns verstehen hilft, was in den 2050er-Jahren passieren wird, wenn eine Spitzenbevölkerung von neun bis elf Milliarden Menschen darum kämpft, sich an das Klimachaos und die sich erschöpfenden fossilen Energien anzupassen. Fast jedes Szenario, vom Zusammenbruch der Zivilisation bis hin zu einem neuen Zeitalter der Fusionsenergie, lässt sich auf die ungewissen Zukunftsaussichten unserer Enkel projizieren.
Wir können jedoch sicher sein, dass Städte weiterhin der »Ground Zero« der Konvergenz sein werden. Die Urbanisierung der Erde ist sowohl die zugrunde liegende Ursache als auch die meiner Meinung nach einzige mögliche Lösung zur Bewältigung der Anthropozän-Krise. Obwohl Abholzung und Exportmonokulturen eine entscheidende Rolle im Wandel hin zu einer neuen geologischen Epoche spielen, ist die fast exponentielle Zunahme der CO_2-Bilanz von städtischen Regionen der nördlichen Hemisphäre die treibende Kraft. In gewisser Weise zerstört das Stadtleben rapide die

10 William R. Cline, Global Warming and Agriculture. Impact Estimates by Country, Washington D.C. 2007.

ökologische Nische – Klimastabilität des Holozäns –, die die Evolution hin zur Komplexität möglich gemacht hat.
Es besteht hier jedoch ein auffallender Widerspruch: Was städtische Regionen für die Umwelt so unnachhaltig macht, sind genau die Merkmale, sogar in den größten Millionenstädten, die am anti-urbansten oder sub-urbansten sind: die explosionsartige horizontale Expansion, begleitet von der Verschlechterung oder reinen Zerstörung lebenswichtiger natürlicher Leistungen (grundwasserführende Schichten, Wasserscheiden, Gartenanbaubetriebe, Wälder, Ökosysteme an der Küste); der ungeheuerliche Verkehrszuwachs und die zunehmende Luftverschmutzung; der Zerfall städtischer Arbeiterklassenkultur; das Wachsen von Slums in den Außenbezirken und zunehmend informelle Beschäftigung; die Privatisierung und Militarisierung öffentlichen Raums und die Flucht der Reichen in umzäunte Enklaven, die an Disneyland erinnern.
Diejenigen Qualitäten hingegen, die im »klassischsten Sinne« als urban gelten, sogar gemessen an kleineren Städten und Ortschaften, wirken zusammen, um einen Tugendkreislauf zu erzeugen. Obwohl ein vorschriftsmäßiger Urbanismus, dessen Koordinaten sowohl Umwelteffizienz als auch (nach Fourier) die »Multiplizierung menschlicher Affinität« umfassen, unvollständig zusammengefasst bleibt, erkennen wir leicht einige der Hauptmerkmale: Das Ersetzen von öffentlichem Luxus durch privatisierten Konsum; die Sozialisierung von Wunsch und Identität innerhalb des öffentlichen Raums; Umweltökonomien durch Massenproduktion im Transportwesen und Wohnungsbau; klar definierte Grenzen zwischen Stadt und erhaltener Landschaft; eine reiche Dialektik an Nachbarschaften und Weltkultur; die Priorität von Gemeinschaftserinnerung gegenüber proprietären Symbolen und die Integration von Arbeit, Erholung und häuslichem Leben.

Die Quadratur des Kreises

Das hier besprochene Thema geht natürlich über das triviale Streben hinaus, festzustellen, was ein »guter« und was ein »schlechter« Plan ist. Es befasst sich vielmehr mit der Quadratur des Kreises – nämlich mit der Frage, wie ein einheitliches, städtisches Niedrigenergiegebilde im Gegensatz zur Periurbanisierung Möglichkeiten für gewaltige, unbefriedigte menschliche Bedürfnisse mit begrenzten erneuerbaren Ressourcen bieten kann. Obwohl die lange Erfahrung, die viele historische Städtebautraditionen (insbesondere im Mittelmeerraum und im Nahen Osten) mit passivem Solarbau, Wasserkonservierung und Müllaufbereitung haben, eine fortwährende Inspiration für die umweltgerechte Produktentwicklung darstellt, besteht die entscheidende fehlende Verknüpfung zwischen Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit in der Strategie der

Konstruktivisten (aus dem frühen sowjetischen Städteelend entstanden), beengte Wohnsituationen mit vorzüglich geplanten Arbeiterclubs, Volkstheatern und Sportzentren abzumildern.
Obgleich El Lissitzky, Golosov und ihre Genossen sich solche Komplexe, angeschlossen an große Fabriken im Stile Fords, vordergründig als die »sozialen Kondensatoren« eines neuen Proletariats ausmalten, arbeiteten sie in allen großen Städten bedingungslos auch an der wesentlichen Funktion des »öffentlichen Wohlstands« (Bibliotheken, Parkanlagen, Museen, Kinos, Schulen usw.). Ironischerweise wurde die europäische Arbeiterklasse, nachdem sie während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in heroischen Kämpfen ihren Anteil am öffentlichen Wohlstand der Stadtzentren eingeklagt hatten, in den 1960ern und 1970ern in das kulturelle Existenzminimum dezentraler Siedlungen verbannt, deren typischer Daseinszweck, die Fabrik im städtischen Außenbezirk, in den 1990ern weitgehend verschwand. Diese Situation der Arbeiterklasse war gewöhnlich auf die Wohnungs- und Siedlungspolitik der Arbeiter- und sozialdemokratischen Parteien zurückzuführen. Die kulturelle Desurbanisierung der Volksklassen in den zersiedelten Stadtregionen ist natürlich ein noch viel akuteres Problem in Entwicklungsländern. Es ist anzunehmen, dass jedes Jahr viel mehr Slumbewohner und Wohnungsmieter aus Arbeiterschichten aus Kerngebieten vertrieben werden, als dass Regierungen oder NGOs sie jemals offiziell umsiedeln. Jeder versteht die Bedeutung neuer Massenverkehrsanbindungen zu den Stadtzentren und ausgleichender »sozialer Kondensatoren« für Armenviertel; öffentliche Investitionen hinken jedoch eine Generation oder mehr hinter dem Bevölkerungswachstum hinterher.
Die Konsequenz, die sich ergibt, wenn den Armen die Wohnversorgung aufgebürdet wird, aber keine ausreichende Infrastruktur und keine der traditionellen Strukturen städtischer Kultur bereitgestellt werden, ist die Katastrophe des Alltags in den Außenbezirken, wo der Weg zur Arbeit oder die Fahrt ins Krankenhaus mitunter Stunden dauert und von Verkehrsstillstand und überfüllten Bussen geprägt ist. Aber es sind eben diese Außenbezirke, in denen Städte den Ballast der Armut abladen, wo der amerikanische »New Urbanist«-Slogan der »Wiederverstädterung der Zersiedelung« das dringendste menschliche und umweltrelevanteste Echo findet – wenn auch in einem radikaleren Sinne als jemals beabsichtigt. Ich glaube, die innere Krise der modernen Architektur ist das Fehlen mutiger Konzepte und Pläne, Armut, Energie und Klimawandel in den Kontext wachsender Städte zu stellen. Die Reicheren können aus vielfachen Designs für Ökohäuser wählen – doch was ist das eigentliche Ziel? Dass die Prominenz mit ihrem kohlenstofffreien Lebensstil prahlt oder dass man Solarenergie, Toiletten und öffentlichen Raum für arme Gemeinden schafft?

Denken außerhalb der »grünen Zone«

Die Herausforderung eines nachhaltigen Städtebaus für den gesamten Planeten in Angriff zu nehmen, nicht nur für ein paar wenige privilegierte Länder oder soziale Schichten, erfordert viel Raum für Fantasie, wie ihn Architektur und Städtebau in den Tagen von Wchutemas und Bauhaus einnahmen. Es setzt eine radikale Bereitschaft voraus, über den Horizont des neoliberalen Kapitalismus hinaus in Richtung globale Revolution zu denken, die die Arbeit der informellen Arbeiterklassen und der armen Landbevölkerung in den nachhaltigen Wiederaufbau ihrer errichteten Umgebungen und Lebensgrundlagen neu eingliedert. Dies ist natürlich ein scheinbar unmögliches Szenario, aber entweder man begibt sich auf eine hoffnungsvolle Reise und glaubt, die Zusammenarbeit von Architekten, Ökologen und Aktivisten könnte eine kleine, aber wesentliche Rolle dabei spielen, eine andere Welt zu ermöglichen, oder aber man unterwirft sich einer Zukunft, in der Architekten nur angeheuerte Visionäre von elitären, alternativen Existenzen sind. Die planetaren »grünen Zonen« mögen pharaonische Möglichkeiten für die Monumentalisierung einzelner Visionen bieten, doch die moralischen Fragen der Architektur können nur in den Wohnhäusern und Siedlungen der »roten Zonen« gelöst werden.

Aus dieser Perspektive betrachtet, glaube ich, dass angesichts der konvergenten Krisen unseres Planeten nur eine Rückkehr zum ausdrücklich utopischen Denken die minimalen Bedingungen für den Erhalt menschlicher Solidarität verdeutlichen kann. Ich glaube zu verstehen, was Manfredo Tafuri und Francesco Dal Co meinten, als sie vor »einem Rückschritt zum Utopischen« warnten. Doch um unsere Vorstellungskraft für die Herausforderung des Anthropozäns zu stärken, müssen wir in der Lage sein, uns alternative Zusammenstellungen von Handelnden, Verfahren und gesellschaftlichen Beziehungen vorzustellen, und dies erfordert wiederum, dass wir uns von den wirtschaftspolitischen Annahmen lösen, die uns an die Gegenwart ketten.

Wenn dies wie ein sentimentaler Ruf nach Aufstand klingt, ein Echo aus Schulräumen und Ateliers von vor vierzig Jahren, dann soll es so sein. Wenn Sie sich mit irgendeiner Aussage aus der ersten Hälfte dieses Vortrags abfinden, dann würde ein wahrhaft »realistischer« Standpunkt über die Aussichten der Menschheit uns wie Medusas Kopf zu Stein verwandeln. Bitte beachten Sie jedoch die Ironie, dass manche der größten Design-Avantgardisten der 1960er und 1970er jetzt, in gereiftem Alter, tatsächlich an den goldenen Ufern von Utopien gestrandet sind.

Modernismus im Endstadium?

Zwar sind diese neuen Paradiese Orte, die noch auf ihr 1789 warten, wo grundlegende menschliche Freiheiten, einschließlich des Rechts zu wählen und der Freiheit, Gewerkschaften zu gründen, nicht existieren; aber ganz gleich, der Golf-Boom hat die architektonische Hyperbel emanzipiert. Die Kombination aus enormem Wohlstand dank der Kreditwirtschaft und außergewöhnlichen Design- und Bautechnologien ermöglicht einer internationalen Elite an Unternehmens- und Avantgarde-Architekten, die fantastischsten Entwürfe des 20. Jahrhunderts erneut aufzugreifen und sie in Stahl und Beton zu gießen. Trunkene und tanzende Wolkenkratzer, kilometerhohe Türme, Unterwasserhotels, künstliche Inselgruppen, Skigebiete in der Wüste … Wunder, die an die alten Titelblätter von *Astounding Stories* oder *Flash Gordon Adventure Magazine* erinnern. Es gibt sogar ein ernsthaftes Vorhaben, eine über 300 Meter hohe künstliche Wolke über Dubai zu errichten, mit Gärten und einem kleinen See.
Die Phantasmagorie der Golfregion führt uns weit über die erschöpfte Kategorie der Postmoderne hinaus. Der scherzhafte Neoklassizismus der 1980er-Jahre überlebt, ist jedoch – zumindest in den Stadtstaaten am Golf – überschattet vom Retro-Ruhm des Internationalen Stils und immensen Glasoberflächen. Um den Philosophen Ernst Bloch zu zitieren: Es enthält all »die trügerische Frische von ›Modernität‹, mit der der polierte Tod wie der Morgenschein dargereicht wird«.[11] Doch auch dieser abschließende Modernismus der Öl-Utopien ist hoffnungslos rückwärtsgewandt und nostalgisch in seinen grundlegenden Konzepten, insbesondere der Abhängigkeit von überflüssiger Super-Vertikalität. Schafft nicht beispielsweise Dubai, der Jurassic Park der Architektur, derzeit hundertfache Klone einer ausgestorbenen Spezies: des amerikanischen Wolkenkratzers? Für seine Befürworter markiert der Golf-Boom darüber hinaus auch die endgültige Abkehr von den Wurzeln des Modernismus im europäischen Sozialismus. Von ein paar wenigen ehrenwerten Ausnahmen abgesehen, ist der heutige Architekturadel bereit, alles anzunehmen, was die Globalisierung zur grundlegenden Tatsache macht: Ob das nun der Müll und das Elend in den Slums von Lagos ist, die von jahrelanger Militärdiktatur herrühren, oder die radikale Entrechtung der meisten Menschen in den absoluten Monarchien am Golf.
In einer bissigen Antwort auf einen von mir verfassten Aufsatz, in dem ich andeute, dass in Dubai Walt Disney auf Albert Speer trifft, schreibt Rem Koolhaas: »Das Recyceln der Disney-Fatwa sagt mehr über die Stagnation der westlichen kritischen Fantasie aus als über Städte am Golf. Heutzutage ein Kritiker zu sein bedeutet, den Export von

11 Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main, Band 2, S.737.

Ideen zu bereuen, die man nicht selber konfrontieren konnte, Drachen, die man nicht töten konnte; die große Mehrheit an Entwicklungen, die Kritiker beklagen, stammt aus ihren eigenen Ländern und ist dort zur Norm geworden. Die tragische Auswirkung der Unfähigkeit der Architektur, die *Unumgänglichkeiten der Modernisierung* anzuerkennen und zu durchdenken, ist eine wehmütige Sprache ewiger Enttäuschung darüber, was geschaffen wird, sowie über den endlosen Zyklus nostalgischer Allheilmittel als gut gemeinter, aber todgeweihter Alternativen …«

Natürlich ist Koolhaas einer der führenden Hipster zeitgenössischer Architektur, doch in dieser Erklärung macht er gemeinsame Sache mit wahnwitziger Gier; er akzeptiert den gesellschaftlichen Albtraum als eine Voraussetzung für Architektur und übergibt den Notruf des Modernismus dem Mülleimer »todgeweihter Alternativen«. Ferner ist »Unumgänglichkeiten der Modernisierung« ein abschreckender Begriff, der im originalen Wortlaut – modernization's inevitabilities – eine semantische Anlehnung an »evil« darstellt. Und so sollten wir uns vielleicht nicht zu sehr wundern, dass sein Hauptprojekt am Golf, das Expo-Center Ras al-Khaimah, an den Todesstern von Darth Vader erinnert.

(Übersetzung aus dem Englischen von Ruth Frobeen)

Thomas Heyd

Klimawandel verstehen und werten: ein Beitrag aus der Philosophie[1]

Die Philosophie hat sich bisher wenig mit dem Klimawandel – oder auch nur mit dem Klima – beschäftigt. Meine These ist, dass es gute Gründe für sie gibt, sich auf vielfältige Art und Weise mit dem Klimawandel zu befassen. Es wird herausgestellt, dass der Philosophie eine wichtige Rolle zukommt, die über die Analyse und die kritische Diskussion nationaler und internationaler Maßnahmen zur Abschwächung (*mitigation*) des Klimawandels hinausgeht. Diese Rolle geht außerdem auch über die Reflexion einer ethischen Rechtfertigung von Verhaltensweisen, die solche Abschwächungs- und Anpassungsmaßnahmen (*mitigation* und *adaptation*) unterstützen, wie dies bisher geschehen ist, hinaus. Es wird ferner dargestellt, dass sich die Philosophie mit konzeptionellen und erkenntnistheoretischen Fragen bezüglich des Umgangs der Menschen mit dem Klimawandel befassen sollte – etwa mit der Frage, wie die Begriffe Wetter, Klima und Klimawandel in der persönlichen Erfahrung bei den Menschen funktionieren und wie diese Begriffe untereinander zusammenhängen. Darüber hinaus wird vorgeschlagen, diese Fragestellungen in Bezug auf die sich abzeichnenden schweren Folgen des Klimawandels als praktisch relevant für das Selbstverständnis der Normalperson zu erachten. Letztendlich ist die Behandlung dieser Themen auch ethisch gesehen relevant, was an sich schon Grund genug ist, dass die Philosophie sich mit diesen Fragestellungen auseinandersetzt.

Kurze Philosophiegeschichte des Klimas

Für die alten Griechen war das Klima von sehr geringer – wenn überhaupt – philosophischer Relevanz, obwohl dessen Einfluss auf Menschen und andere Lebewesen mit Interesse verfolgt wurde. Herodot und der Geograf Strabo gingen offenbar davon aus, dass das Klima die Charaktereigenschaften der Menschen aus den verschiedenen Regionen der Welt bestimmt[2], während Hippokrates über die Rolle des Klimas in

1 Diese Arbeit ist Teil eines größeren Forschungsprojekts über Mensch und Umwelt, das von mir bereits in: Thomas Heyd, Encountering Nature. Toward an Environmental Culture, Aldershot 2007, und in: ders., Recognizing the Autonomy of Nature, Columbia 2005, angeschnitten wurde.

2 Clarence J. Glacken, Traces on the Rhodian Shore. Nature and Culture in Western Thought from Ancient Times to the End of the Eighteenth Century, Berkeley 1967; Steve Rayner, Domesticating Nature. Commentary on the Anthropological Study of Weather and Climate Discourse, in: Sarah Strauss/Ben Orlove, Weather, Climate, Culture, Oxford/New York 2003, S.277–90.

Bezug auf die Gesundheit nachdachte (Hippokrates: *De Aeris, Aquis et Locu*). Aristoteles (*Meteorologie*) teilte die Erde in fünf Klimazonen ein, aber das Klima an sich spielt keine philosophische Rolle in seinem Werk.

In der modernen westlichen Philosophie war das Klima nur als Teil des Konzepts einer mechanistischen Natur relevant, das durch die neu entwickelten Modelle der Naturphilosophie (später bekannt als »Naturwissenschaft«) erklärt wurde. In diesem Sinn wurde das Klima als etwas aufgefasst, was man irgendwann, vielleicht sogar in naher Zukunft, verstehen und eventuell kontrollieren könne, sobald die kausalen Gesetze aufgedeckt seien. Das Haupthindernis dabei war die Komplexität der Faktoren, die das Wetter und das Klima beeinflussen. Klima taucht zum Beispiel in Descartes' *Meteorologie* auf, wo er große Hoffnungen auf die Entwicklung einer mechanistischen Wissenschaft des Klimas setzt, in der er eine Möglichkeit sah, die Glaubwürdigkeit heidnischen Aberglaubens zu untergraben.

So reflektiert Descartes, wie Dichter die Wolken als den Thron Gottes beschreiben, von welchem die Gottheit »den Tau über die Blumen und [. . .]Blitze gegen die Felsen [verstreut]. Dies lässt mich hoffen, dass, wenn ich hier die Natur der Wolken auf eine solche Weise erkläre, wir keinen Grund mehr dazu haben, alles zu hinterfragen, was von den Wolken hinabkommt, dass wir leichter glauben können, dass es gleichsam möglich ist, die Ursache für alles zu finden, was bewundernswert über der Erde existiert«.[3]

Im Zeitalter der Aufklärung hat Montesquieu das alte Thema der Beziehung zwischen dem Klima und typischen menschlichen Charaktereigenschaften in einem neuen Kontext aufgegriffen. Obwohl er kein Klimadeterminist war, schreibt er in seinem Werk *Vom Geist der Gesetze*, dass das Temperament und die Bräuche in den Heimatregionen der Menschen sowohl auf dem Klima als auch auf der geografischen Lage beruhen.[4] Kant hingegen trug zur Naturphilosophie bei, indem er über das Klima schrieb (*Theorie der Winde*).[5] Er legte dar, wie die vorherrschende Richtung der Küstenwinde zu erklären ist. Seine Theorie ist übrigens durch die heutige Meteorologie bestätigt worden.

Außerhalb der Fachphilosophie hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Geograf Ellsworth Huntington einen Klimadeterminismus gestützt, der später wegen seiner

3 René Descartes, Discourse on Method, Optics, Geometry, and Meteorology, trans., with an introd., by Paul J. Olscamp, Indianapolis 1965.

4 Charles-Louis de Secondat, Baron de Montesquieu, De l'Esprit des Lois, Genf 1748, Bücher XIV bis XVII.

5 Immanuel Kant, Immanuel Kants neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde, wodurch er zugleich zu seinen Vorlesungen einladet, in: Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften (Hg.), Kants Werke I. Vorkritische Schriften I. 1747–1756, Berlin 1910, S.491–503; siehe auch Akademie der Wissenschaften (Hg.), Gesammelte Schriften, Berlin 1910.

simplifizierenden Herangehensweise, seiner Verbindung zur Eugenik und seiner allgemein rassistischen und elitären Beiklänge von der akademischen Welt verworfen wurde.[6] Das gegenwärtige Interesse an der Rolle des Klimas in der menschlichen Entwicklung hat aufgrund der Aufschlüsselung der DNA-Sequenzierung eine Art Renaissance erlebt. Die DNA-Sequenzierung hat die Forschung über verschiedene Körpertypen in Relation zu der geografischen Lage, in der sich die Menschen seit der Vorzeit angesiedelt haben, vorangetrieben (vgl. ebd.).[7] Heute spielt das Klima in einer Reihe zeitgenössischer Publikationen in den Disziplinen Geografie, Anthropologie, Archäologie und Geschichte eine Rolle. Oft wird dabei ein direkter Bezug zu prähistorischem und historischem Klimawandel hergestellt.[8]

Die Annahme, dass das Klima vorhergesagt werden könne, hat vom Fortschritt der Meteorologie im 20. Jahrhundert profitiert und wird durch die allgegenwärtige Kurzzeitwettervorhersage manifestiert. Es hat auch Versuche gegeben, Einfluss auf das Wetter zu nehmen, zum Beispiel durch Wolkenimpfung. In Anbetracht des unvermeidbaren Klimawandels wurde vor Kurzem angeregt, dass man großflächige *geoengineering*- oder *terraforming*-Techniken anwenden solle, um Sonnenschutzschilde zu bauen und so die Erdtemperatur zu senken.[9]

Bis jetzt können solche Versuche, das Wetter zu beeinflussen oder sogar das Klima zu verändern, als spekulativ und ethisch problematisch angesehen werden, da sie in hohem Maße dem Prinzip der Vorsicht widersprechen. (Sollten wir es wagen, unseren Planeten jetzt einem unkalkulierbaren Risiko auszusetzen und ungetestete Klimaexperimente durchzuführen, auch wenn wir noch nicht richtig wissen, wie das Klima funktioniert, während wir zur Genüge wissen, dass das Klima kritisch für die Menschen und andere Lebewesen ist? Wer kann rechtmäßig die Verantwortung für solche

6 Ellsworth Huntington, Civilization and Climate, New Haven1915, rev. ed. 1924, reprint 1945; William James Burroughs, Climate Change in Prehistory Climate Change in Prehistory. The End of the Reign of Chaos, Cambridge/New York 2005.

7 Aus diesem Grund sind Inuit generell gedrungener als Afrikaner, weil ihre ökologische Nische Körpertypen vorzieht, die Wärme speichern können, während sich die großen, schlanken Körper, zum Beispiel der Bantus, tropischen Regionen besser anpassen können.

8 Julie Cruikshank, Glaciers and Climate Change. Perspectives from Oral Tradition, in: Arctic 54.4 2001, S.377–93; Jared Diamond, Collapse. How Societies Choose to Fail or Succeed, New York 2005; Brian M. Fagan, The Little Ice Age. How Climate Made History, 1300–1850, New York 2000; Brian M. Fagan, The Long Summer. How Climate Changed Civilisation, London 2004; Ben Orlove, Human Adaptation to Climate Change. A Review of Three Historical Cases and Some General Perspectives, in: Environmental Science & Policy 8.2005, S.589–600; Daniel H. Sandweiss/Kirk A. Maasch/Richard L. Burger/James B. Richardson III/Harold B. Rollins/Amy Clement, Variation in Holocene El Niño Frequencies. Climate Records and Cultural Consequences in Ancient Peru, in: Geology 29.7, July 2001, S.603–606.

9 James Garvey, The Ethics of Climate Change. Right and Wrong in a Warming World, London/New York 2008, S.102–103.

Wagnisse tragen? Und mit welcher Begründung, wenn doch Möglichkeiten der Abschwächung und einer moderaten Anpassung gegeben sind?)
Unter den Philosophen des 20. Jahrhunderts ist der Japaner Watsuji Tetsurô eine Ausnahmeerscheinung, da er dem Thema »Klima« große Beachtung schenkt, auch wenn seine Klimatheorie *fûdo* sich mehr mit Kultur als mit Wettermustern an sich beschäftigt.[10] Obwohl das Klima als solches immer noch nicht von weitreichendem Interesse für die westliche Philosophie ist, ist der Klima*wandel* schon Gegenstand mancher Abhandlung geworden. Es gibt auch gute Gründe dafür, dass Klimawandel in der Philosophie, zumindest in der angewandten Philosophie, wegen der ethischen Fragen, die damit verbunden sind, ein Diskussionsthema sein sollte.[11]
Es wird darüber debattiert, wie viel jede national und regional zuständige Regierung dazu beitragen soll, bestimmte Minimalziele, hauptsächlich bezogen auf das Kyoto-Protokoll, zu erreichen. Gleichzeitig haben einige Regierungen und Nichtregierungsorganisationen komplexe Programme für die Reduktion der Emission von Treibhausgasen (THG) entwickelt, in denen sich einzelne Bürger, Unternehmen, Städte und größere Regionen engagieren können. In diesem Kontext haben sich Ethiker mit der Aufgabe institutioneller Regelungen befasst, mit Fragen von Gerechtigkeit und Fairness, das Niveau der Reduzierung von Treibhausgasen betreffend, das den verschiedenen Akteuren vorgeschrieben wird, den möglichen Ausnahmen von solchen Regelungen oder einer fairen Aufteilung bei den künftigen Emissionen von Treibhausgasen und so weiter.[12] Diese Art sozialer und politischer Ethik stellt jedenfalls einen wichtigen Beitrag der Philosophie dar.
Unter den Problemen, die auf nationaler und internationaler Ebene Beachtung gefunden haben, ist die Frage von besonders großer Bedeutung, ob wir in den Industrienationen eine besondere Verantwortung für den Klimawandel tragen. Dies gilt insbesondere, wenn man in Betracht zieht, dass Gesellschaften dadurch reich geworden sind, weil sie nutzbare Energie durch die Verbrennung fossiler Brennstoffe bekommen haben – auch wenn man dabei berücksichtigt, dass zu der Zeit, in der in der Nord-

10 Watsuji Tetsurô, Fûdo (Fûdo ningen-gakuteki kôsatsu), trans. Climate and Culture, in: Watsuji, Tetsurô, Watsuji Tetsurô Zenshû (Complete Works of Watsuji Tetsurô), 27 vols., Tokio 1961–63; Abe Yoshishige et al. (Hg.), Fûdo trans. Climate and Culture, Tokio 1961. Siehe auch Augustin Berque, 1994, Milieu et logique du lieu chez Watsuji, in: Revue Philosophique de Louvain, 92.4, S.495–507.

11 Siehe unter anderem Robin Attfield, Global Warming, Equity and Future Generations, vorgetragen auf dem World Congress of Philosophy, Seoul, Korea, 30.Juli–5. August 2008; Stephen M. Gardiner, Ethics and Global Climate Change, in: Ethics 114, 2004, S.555–600; Garvey, The Ethics of Climate Change, a.a.O.; D. Jamieson, Climate Change and Global Environmental Justice, in: P. Edwards/C. Miller (Hg.), Changing the Atmosphere. Expert Knowledge and Global Environmental Governance, Cambridge, Mass 2001, S.287–307.

12 Siehe Gardiner, Ethics and Global Climate Change, a.a.O.; Attfield, Global Warming, Equity and Future Generations, a.a.O.

erdhälfte große Mengen von Treibhausgasen produziert wurden, der Großteil der Bevölkerung nichts von den problematischen Folgen der Verbrennung fossiler Energiequellen wusste. Ein wichtiges Thema der angewandten sozialen Ethik betrifft auch die Frage, ob wir eine moralische Verantwortung gegenüber den ärmeren Völkern in den weniger industrialisierten Ländern haben, welche wegen ihrer geografischen Lage und der globalen sozioökonomischen Bedingungen allgemein die Hauptlast verschiedener ernster, möglicherweise katastrophaler Probleme tragen werden, die Folgeerscheinungen des Klimawandels sind.
Die Ethik hat sich auch mit der Frage der *persönlichen* Verantwortung angesichts des Klimawandels befasst. Die Schlüsselfrage in diesem Kontext ist, inwiefern jeder von uns eine persönliche Verantwortung trägt und ob jeder die Verpflichtung hat, etwas Einschneidendes zu tun, um den Klimawandel anzugehen, etwa indem er Einfluss auf die Politik nimmt oder indem er seine persönliche Lebensweise grundlegend ändert. Es gibt darüber hinaus weitere Problemstellungen, welche vielleicht als global und artenübergreifend bezeichnet werden können. Zum Beispiel gilt es zu diskutieren, ob unsere Sorge auch nichtmenschlichen Lebewesen gelten sollte[13], denn der Klimawandel wird die Bedrohungen für den Lebensraum von Pflanzen und Tieren verstärken und damit den Artenverlust noch beschleunigen, den unser Planet derzeit erlebt. Es gibt eine Reihe wichtiger Themen, die wir uns vom Gesichtspunkt der Philosophie aus vornehmen sollten, auch wenn ein tieferes Verständnis des Klimawandels und seiner Folgen ein trans- und interdisziplinäres Problem darstellt, das kooperative Forschung und Zusammenarbeit mit Kollegen aus den Natur- und Sozialwissenschaften erfordert. In diesem Beitrag wird davon ausgegangen, dass die Fragen, die oben angeschnitten wurden, durch die Reflexion und Analyse der konzeptionell-ontologischen und erkenntnistheoretischen Dimension dieses Themas ergänzt werden müssen. Es wird daher vorgeschlagen, dass wir uns mit der *fundamentalen* Reflexion dessen beschäftigen, was Klimawandel ist, was er bedeutet und wie wir einen angemessenen Begriff dafür finden, was unsere Reaktion darauf sein sollte. Bevor wir uns mit diesen Themen beschäftigen, müssen wir uns aber zunächst mit einer vorbereitenden Überlegung zu Ethik und Klimawandel befassen.

Eine breiter gefächerte Perspektive zu Ethik und Klimawandel

Es wird hier vorausgesetzt, dass Einzelpersonen, Firmen, gemeinnützige Einrichtungen und unsere Gesellschaft als Ganzes wegen der Ernsthaftigkeit des Risikos, dem unsere

13 Zum Beispiel Garvey, The Ethics of Climate Change, a.a.O.

und kommende Generationen ausgesetzt sind, jeweils ihrer Aufgabe und Kapazität gemäß eine moralische und vernunftgemäße Verpflichtung haben, sich bei der Abschwächung des Klimawandels und der Anpassung daran zu engagieren. Die sehr verzögerte Einsicht in diese Verantwortung deutet darauf hin, dass – zusätzlich zur direkten Thematisierung des Klimawandels aus der Perspektive der sozialen und persönlichen Ethik – die Tatsache, dass sich das Klima wandelt, wirklich vor Augen geführt werden muss.[14] Wie lässt sich die bestehende Erwartungshaltung der Menschen hinsichtlich dessen, was normales Wetter und Klima ist und was die veränderten Bedingungen sind, revidieren? Und wie setzt man wichtige Änderungen im Lebensstil der Menschen durch? Was für eine Rolle kann und sollte die Philosophie dabei spielen?

In der Philosophie wird unter anderem zwischen der Sorge um die eigene Person und der um andere Menschen unterschieden. Dies führt zur Unterscheidung zwischen zwei Arten von Verantwortlichkeit und Verpflichtung, nämlich der selbstbezogenen und der ethischen. Diese zwei Arten von Verpflichtung führen oft zu verschiedenen Handlungsanweisungen, aber im Fall des Klimawandels kann man argumentieren, dass die zwei Arten von Verantwortung im Prinzip übereinstimmen, weil unsere Schicksale in der globalisierten Welt wechselseitig miteinander verstrickt sind. Das globale Klimasystem ist nicht nur auf komplexe Weise, die wir gerade erst zu verstehen beginnen, ineinander verwoben. Auch die sozioökonomischen und politischen Konsequenzen des Klimawandels, wie zum Beispiel erhöhte Migrationsströme, verursacht durch starke und lange Dürreperioden oder Überflutungen, haben globale Effekte mit Auswirkungen auf uns alle, wo immer wir leben mögen.

Wenn man die ethische Verantwortung in Bezug auf den Klimawandel in den Brennpunkt rückt, ist ziemlich klar, dass die meisten ethischen Theorien, ob sie in der Philosophie entwickelt wurden oder durch geschichtliche Tradition und Religion entstanden, nach einer dringenden Lösung für dieses Problem verlangen. Obwohl die Rechtfertigung zu handeln in diesem Fall eigentlich auf der Hand liegt, weil die potenzielle Schadensgröße des Klimawandels für Menschen und andere Lebewesen enorm ist, trifft die Forderung, aufgrund solcher begründeten Annahmen tatsächlich zu agieren, offenbar auf ein Hindernis, nämlich auf die logische Folge des Prinzips »Sollen impliziert Können«. Dies bedeutet, dass, wenn wir annehmen, dass wir trotz größter Anstrengung den Klimawandel nicht verhindern oder eindämmen können – oder wenigstens die verheerenden Folgen für die Menschheit und andere Lebewesen

14 Siehe Garvey, The Ethics of Climate Change, a.a.O.; Jamieson, Climate Change and Global Environmental Justice, a.a.O.

durch Anpassungsmaßnahmen begrenzen können –, unsere Verpflichtung zu handeln entfällt. Darum ist es geboten, bevor man zu einer detaillierteren Diskussion über die verschiedenen ethischen Prinzipien und ihre Erfordernisse übergeht, zu zeigen, dass wir die nötigen Mittel haben, das Wohlergehen der Menschen (und möglicherweise anderer Lebewesen) trotz allem positiv zu beeinflussen. Letztendlich mag dieser Schritt so wichtig sein wie die Entwicklung weiterer detaillierter wissenschaftlicher Modelle zum Klimawandel und die Erforschung seiner Auswirkungen auf die Zukunft der Biosphäre der Erde.

Wenn wir darüber nachdenken, welche Faktoren relevant sind, um effektiv mit dem Klimawandel umzugehen, wird zunehmend klar, dass unabhängig davon, welche ausgeklügelten technischen Erneuerungen und Planungsinstrumente wir anwenden, um den Auswirkungen dieses Phänomens beizukommen, der menschliche Faktor der ausschlaggebende ist. Das bedeutet aber, dass auch der kulturelle Rahmen, welcher die Allgemeinannahmen, Einstellungen und Werte der Bevölkerung umfasst, entscheidend ist, denn er bestimmt die Bereitschaft zum Handeln. Das verdeutlicht schon durch ein oberflächlicher Blick auf die Maßnahmen, die von verschiedenen Gesellschaften getroffen werden. Wir haben zum Beispiel gewisse Erfolge in der Entwicklung und Durchführung von Regelungen zur Abschwächung des Klimawandels und zur Anpassung in Schweden, Norwegen und Deutschland zu verzeichnen, also in Ländern, wo es schon relativ lange grüne Bewegungen gibt, die sich in gewissem Maße mit der Nachhaltigkeit beschäftigen.[15] In den meisten anderen Ländern kann man allerdings in dieser Hinsicht kaum von effektiven Bemühungen sprechen.[16]

Wichtig ist festzuhalten, inwiefern angesichts der Rate, mit der sich die Treibhausgase, die durch menschliche Aktivitäten in Umlauf kommen, in der Atmosphäre vermehren, mehr als nur kosmetische Anpassungen im Transportwesen, bei der Wärmegewinnung und in der Industrie, wie etwa Effizienzzuwächse, nötig sein werden. Das Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) weist darauf hin, dass beim Temperaturanstieg, nur um genügend Abschwächung zu erreichen, um in noch gerade vertretbaren Grenzen zu bleiben, eine schnelle und kontinuierlich zunehmende Verringerung im Verbrauch von fossilen Energiequellen pro Einwohner erreicht werden muss, sodass er schon in wenigen Jahrzehnten nur noch *einen kleinen Bruchteil* der heutigen Werte

15 Auch in bestimmten Staaten und Provinzen wie zum Beispiel Kalifornien oder British Columbia, aber auch in Städten wie Portland, Oregon in Nordamerika beziehungsweise in Vaxjo, Stockholm, Kopenhagen und London in Europa.

16 Obwohl sogar die zukunftsorientierten Pläne von Körperschaften wie der Europäischen Union als »zu wenig, zu spät« kritisiert worden sind.

ausmacht.[17] Das allein bedeutet schon, dass eine allumfassende tief greifende Veränderung unserer Lebensstile nötig sein wird.
Verschiedene Experten sind außerdem zu dem Schluss gekommen[18], dass die vom IPCC geschätzten Angaben für ein akzeptables Niveau von Treibhausgasen in unserer Atmosphäre übermäßig hoch sind. Ihrer Meinung nach müssen wir rasch und miteinander abgestimmt handeln, um Veränderungen des Klimas in einem Ausmaß, das möglicherweise dem Klimawandel vor dem Ende der letzten Eiszeit vor 11.000 Jahren entspricht, zu begrenzen und Anpassungsmaßnahmen zu verwirklichen.[19] Das heißt, dass diese entsprechend grundlegend sein müssen, und selbst wenn ein solch drastischer Umschwung des Klimas vermieden werden kann, ist vorhersehbar, dass die Veränderungen im Klimasystem groß sein und durchgreifende Schritte erfordern werden.
Wenn sich der Lebensstil in Bezug auf den Verbrauch fossiler Energien drastisch wandeln muss, ist eine tief gehende Neuorientierung unserer Kultur notwendig, die das Überdenken und Aufstellen grundlegender neuer Werte, Prioritäten, Hoffnungen, Erwartungen, Praktiken und Gewohnheiten, Überzeugungen und Weltansichten verlangt. Unter anderem müssten wir unsere Auffassung revidieren, dass die Maximierung unseres Konsums von Waren, die mithilfe von fossilen Kohlebrennstoffen produziert worden sind, den Motor für unser wirtschaftliches Wohlergehen darstellt. Obwohl das alles Themen sind, die eher in den Bereich der Sozialwissenschaften (Sozialpsychologie, Soziologie, Wirtschafts- und Politikwissenschaften sowie Anthropologie) fallen, spielen auch die Geisteswissenschaften (Philosophie, Literatur und Geschichte) eine bedeutende Rolle, denn unsere Anschauungen und die Art und Weise, in der wir unsere Welt wahrnehmen, sollten angemessen sein, um mit diesen Herausforderungen umzugehen. Insbesondere die Philosophie ist aufgerufen, einen Beitrag zu leisten, denn sie kann Überzeugungen im Hinblick auf deren Angemessenheit, im Hinblick auf die Festigkeit ihrer begrifflichen Ressourcen und Erkenntnisweisen und auch im Hinblick auf die Verträglichkeit dieser Überzeugungen mit den Werten, die zentrale Gebiete dieser Disziplin sind, kritisch untersuchen.
Wir können folgern, dass es in der Anwendung auf den Klimawandel – zusätzlich zu ihren direkten Beiträgen der sozialen und persönlichen Ethik – Raum für eine philoso-

17 IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change), Summary for Policymakers, Climate Change 2007. Synthesis Report 2007 (http://www.ipcc.ch/pdf/assessment-report/ar4/syr/ar4_syr_spm.pdf).

18 Insbesondere James Hansen, Global Warming Twenty Years Later. Tipping Points Near, June 2008; http://www.columbia.edu/~jeh1/2008/TwentyYearsLater_20080623.pdf (Stand: 26. August 2008).

19 Siehe auch der Beschreibung von Burroughs, Climate Change in Prehistory, a.a.O. über das »Klimachaos«, das vor dem Holozän, also vor dem Anbeginn der letzten 10.000 Jahren, herrschte.

phische Reflexion in mindestens zwei anderen Knotenpunkten dieses Themennetzwerkes gibt. Erstens sollte die Bedeutung des Klimawandels in Bezug auf Klima und Wetter, wie sie allgemein von Nichtexperten verstanden wird, reflektiert werden. Zweitens verlangt die Konzeptualisierung des Klimawandels bezüglich seiner ernsten Konsequenzen sowie der Frage nach angebrachten erkenntnismäßigen und praktischen Reaktionen auf dieses Phänomen sorgfältige Erörterung. Während diese Themen an sich schon von Interesse sind, hat ihre begriffliche und praktische Erläuterung auch eine *ethische* Bedeutung, weil besonders Missverständnisse über die Tragweite des Klimawandels und in der Frage, was dementsprechend geeignete Maßnahmen sind, große Teile der Erdbevölkerung ernsthaft gefährden können.

Wetter, Klima und Klimawandel

Was ist gemeint, wenn wir im Kontext dessen, wie der Laie Wetter und Klima erlebt, von Klima-Wandel sprechen? Da der Klimawandel eine Art von Veränderung ist, mit der unsere Generation bisher noch keine direkten Erfahrungen gemacht hat, stellt sich die Frage, ob es für uns überhaupt möglich ist zu begreifen, was Klimawandel konzeptionell und praktisch bedeutet. Gibt es in unserer Erfahrung einen Bezugspunkt, der es uns ermöglicht, uns vorzustellen, was diese Art von Wandel bedeutet? Wie können wir, als Nichtwissenschaftler, zu einem besseren Verständnis dieses Phänomens gelangen?
Klima und Wetter sind Begriffe, die wir oft benutzen, obgleich ihre Referenzen für die meisten Menschen diffus und ungenau definiert sind, denn die Begriffe Klima und Wetter hängen in hohem Maß vom persönlichen Erleben ab. Wetterereignisse sind häufig Thema der Unterhaltung, auch wenn Sinn und Zweck solcher Gespräche kultur- und grenzüberschreitend enorm unterschiedlich sind.[20] Ereignisse, die für manche Leute herausragend sind, werden von anderen kaum bemerkt. Für einen Nordeuropäer, der regnerisches, bewölktes Klima gewohnt ist, kann ein sonniger Sommertag in einem Mittelmeerland herausragend sein, während ein solcher Tag für die südlichen Nachbarn selbstverständlich sein mag. Wetterereignisse bedeuten auch in verschiedenen kulturellen Kontexten sehr verschiedene Dinge. Während Regen für einen Urlauber Unmut bedeuten kann, ist er für einen Bauern, der die Feuchtigkeit dringend benötigt, womöglich Vorbote einer reichen Ernte.

20 Siehe Jan Golinski, Time, Talk, and the Weather in Eighteenth-Century Britain; Trevor A. Harley, Nice Weather for the Time of Year. The British Obsession with the Weather; Carla Roncoli/Keith, Ingram/Christine Jost/Paul Kirshen, Meteorological Meanings. Farmers' Interpretations of Seasonal Rainfall Forecasts in Burkina Faso; Todd Saunders, (En)Gendering the Weather. Rainmaking and Reproduction in Tanzania; Sarah Strauss, Weather Wise. Speaking Folklore to Science in Leukerbad, in: Sarah Strauss/Ben Orlove, Weather, Climate, Culture, Oxford/New York 2003.

Das Wetter, gekennzeichnet durch Ereignisse wie Regen, Hagel oder Gewitter, will uns zunächst als eine Art Phänomen erscheinen, das offenbar der direkten Beobachtung unterliegt. Aber Leute, die sich in einer bestimmten Gegend auskennen, ziehen auch aufgrund von *indirekten* Hinweisen, die für sie dank ihrer Kenntnisse der komplexen Interaktionen der Umwelt deutbar sind, Rückschlüsse auf das Wetter. Ein alltägliches Beispiel ist der morgendliche Zustand von Pflanzen, der unter Umständen für einen Gärtner auf Nachtfrost hinweist, aber einer Person, die nicht in frostträchtigen Regionen lebt oder nur wenig Zugang zur Natur hat, nicht weiter auffällt. Ähnlich verhält es sich mit Jägern und Sammlern überall auf der Welt sowie der ländlichen Bevölkerung, die schon lange Zeit in demselben Umfeld lebt. Sie entwickeln ein Wissen über den Ort, mit dem sie, manchmal nur auf der Grundlage eines kaum bemerkbaren Hinweises, lange vor dem tatsächlichen Ereignis Wetterwechsel vorhersehen können.[21] Diese Unterschiede in der Fähigkeit des Erkennens von Wetterereignissen weisen darauf hin, dass das Wetter teilweise eine *Konstruktion* ist. Anders ausgedrückt: Wenn Wetterereignisse und Prozesse nicht nur als Abstraktionen gesehen, sondern als Phänomene erfasst werden, die Teil unserer Erlebniswelt sind, die uns etwas bedeutet, dann erkennen wir, dass diese Ereignisse und Prozesse uns als solche erscheinen, weil sie durch die Kombination zweier Faktoren koproduziert werden: einerseits durch unser jeweiliges begriffliches Repertoire und andererseits durch bestimmte Gegebenheiten in unserer Umwelt, die als wahrnehmbare, mehr oder weniger »lesbare« Zeichen fungieren, die in diesem konzeptionellen System identifizierbar sind.[22]

Diese partiellen Konstruktionen von bestimmten Wetterereignissen und Prozessen weisen auch darauf hin, dass der allgemeine Begriff »Wetter« eigentlich eine Abstraktion ist. Die Behauptung, dass »das Wetter in Vancouver in den meisten Jahreszeiten regnerisch ist«, scheint sich auf etwas Diffuseres und Abstrakteres zu beziehen als ein Satz wie »die Berge von British Columbia waren einst von Gletschern bedeckt«. Die Berge von British Columbia sind stets gegenwärtig. Man kann sie jederzeit besuchen und untersuchen, und die Aussage, dass die Berge in der Vergangenheit angesichts der Form ihrer Täler und der Erosion ihrer felsigen Oberflächen von Gletschern bedeckt gewesen sein müssten, lässt sich augenscheinlich bestätigen oder revidieren. Im Gegensatz dazu hängt die Zustimmung oder Ablehnung der Aussage über das regnerische Wetter in Vancouver mehr von subjektiv-persönlichen und kulturellen Faktoren ab wie zum Beispiel der jeweiligen geografischen Wohnlage der betreffenden Person,

21 Siehe Strauss, Weather Wise. Speaking Folklore to Science in Leukerbad, a.a.O. zu dieser Art von Lokalwissen, das auch in europäischen Gegenden vorhanden ist.

22 Siehe Rayner, Domesticating Nature., a.a.O. über das Konzept der Koproduktion.

ihrer Bereitschaft für bestimmte Arten von Wahrnehmungserfahrung und sogar ihren Werturteilen. Dementsprechend mag ein Nieselregen von einem Besucher aus Los Angeles als Regenwetter wahrgenommen werden, von einem Bauern aus dem Fraser Valley, das am Stadtrand liegt, aber nicht als Regen gelten, weil der Bauer womöglich mit einem größeren Niederschlag für seine Felder rechnet.

Während allgemeine Aussagen über das Wetter teilweise konzeptionelle Konstrukte sind, die von genannten subjektiv-persönlichen und kulturellen Faktoren abhängen, sind Aussagen über das Klima hingegen zusätzlich noch an subjektive, kulturell gegebene Arten der Wahrnehmung und des Verständnisses über die Gegebenheiten der physikalischen (meteorologischen) Veränderungen der Natur gebunden, denn die Klimawahrnehmung basiert auf dem Zusammenwirken von Wettermustern. Anthropologen betonen, dass einerseits umgangssprachliche, lokale Wetterregeln von beachtenswerter Zuverlässigkeit sind, wenn sie auf Langzeitbeobachtungen beruhen[23], andererseits aber die Genauigkeit von Erinnerungen und Beschreibungen von Wetterereignissen, die individuell in der Vergangenheit erlebt wurden, sogar bei denjenigen gering ist, welche die Gegend, in der sie zu Hause sind, seit Langem kennen.[24]

Die Schwierigkeit, der wir hier begegnen, hat mit den subjektiven und kulturellen Faktoren zu tun, die das Verständnis der meteorologischen Gegebenheiten beeinflussen, und mit unserer begrenzten Fähigkeit, aus einer Masse von Einzelereignissen zuverlässig zu verallgemeinern, während der Alltag mit all seinen drückenden Sorgen weitergeht.

Es hilft nur wenig, dass Wetter- und Klimawissenschaftler eine enger definierte Terminologie[25] sowie größere und vollständigere Datensätze benutzen, wenn wir herauszufinden versuchen, worin die Bedeutung des Wetters und des Klimas für uns Laien besteht. Das Thema wird noch problematischer, wenn wir zu verstehen versuchen, was der Wandel des Klimas für den Nichtwissenschaftler bedeuten könnte. Hier sind wir gefordert, den Wandel eines Phänomens (Klima) zu verstehen, das eine Verallgemeinerung von Abstraktionen (bestimmter Wetterbeurteilungen) ist, die wiederum entstanden sind durch subjektive und kulturell strukturierte Wahrnehmungsurteile über einzelne Ereignisse, die an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt von Leuten mit spezifischen Charakteristika und momentanen Interessen gefällt wurden. Offiziell und in den Medien wurde das Phänomen anfangs wegen des »Treibhaus-

23 Strauss, Weather Wise. Speaking Folklore to Science in Leukerbad, a.a.O.

24 Harley, Nice Weather for the Time of Year, a.a.O., Rayner, Domesticating Nature., a.a.O.

25 Siehe David B. Stephanson, Definition, Diagnosis, and Origin of Extreme Weather and Climate Events, in: Henry F. Diaz/Richard J. Murnane, Climate Extremes and Society, Cambridge 2008, 1–23 für solch eine Definition des Wetters.

effekts« als »globale Erwärmung« bezeichnet; mittlerweile wird der Begriff »Klimawandel« benutzt. Dieses hatte die nützliche Auswirkung, dass wir uns von der falschen, vereinfachenden Vorstellung gelöst haben, dass der Planet nur ein paar Grad wärmer wird, was auf trügerische Art und Weise als kaum bemerkbar und schon gar nicht erwähnenswert erschien, und wir jetzt davon ausgehen, dass ganz verschiedenartige Ergebnisse zu erwarten sind. Es scheint inzwischen Allgemeingut zu sein, dass einige Regionen zwar wärmer, andere jedoch sogar kälter werden können oder zumindest nicht wesentlich wärmer, und dass immer stärkere Verschiebungen der bisherigen Regelmäßigkeiten – gekennzeichnet etwa durch Hitzewellen, Dürren und Überflutungen – zu erwarten sind, die die normalen Wettermuster aufbrechen. Da das Wetter etwas ist, das wir stark mit Erfahrung verbinden, müssen wir uns fragen, wie wir uns die Erfahrung von Wettermustern vorstellen sollen, um richtig zu begreifen, dass sich das Klima effektiv *geändert* hat.

Durch die wiederholte Warnung besorgter Wissenschaftler vor dem Klimawandel, die sogleich durch die Medien verbreitet wird, lässt uns jedes relativ selten beobachtete extreme Wetterphänomen, wie zum Beispiel ein Tornado an Orten, an denen so etwas seit Beginn der (geologisch gesehen erst sehr neuen) Geschichtsschreibung nicht stattgefunden hat, zu der Annahme kommen, dass wir einen Klimawandel erleben. Dies kann zu einer Verkettung von Missverständnissen führen, beispielsweise zu dem Trugschluss einer *Pars-pro-Toto*-Sicht der Dinge[26], sofern ein einzelnes Wetterereignis, das nicht unbedingt mit Klimawandel zu tun hat, als Zeichen dieses Phänomens gedeutet wird. Dies wiederum scheint unter anderem eine Art pseudo-wissenschaftliche Skepsis zu fördern: Wenn das Klima unseren relativen Erwartungen von Normalität entspricht, dann folgern wir, dass es *keinen* Klimawandel gibt. Erscheint das Klima aber ungewöhnlich, wird dies mit der normalen Wechselhaftigkeit des Wetters erklärt. Beide Fälle können zu Skepsis am tatsächlichen Vorhandensein des Klimawandels führen.

Dies weist unter anderem auf die Dringlichkeit hin, den Unterschied zwischen Klimawandel und Klimaveränderlichkeit zu verdeutlichen. Die Klimaforschung definiert Klimaveränderlichkeit als Fluktuationen um den Durchschnitt, während Klimawandel dagegen eine lang währende Veränderung von Wetterstrukturen bedeutet.[27] Es wirft außerdem die Frage auf, wie Nichtwissenschaftler Zugang zur Realität des Klima-

26 Das heißt, dass ein Teil verbindlich als Bild des Ganzen angesehen wird; diese Verwechslung wird auch Metonymie genannt.

27 Siehe Burroughs, Climate Change in Prehistory, a.a.O.

wandels finden können.[28] Sicherlich können die meisten gebildeten Laien die Grundtatsachen der Klimaforschung verstehen, aber, wie schon erwähnt, werden die Begriffe von Wetter und Klima auf der Grundlage unserer eigenen Erfahrung gebildet. Der Durchschnittsbürger ist heute vielleicht in einer ähnlichen Situation wie die Menschen im 16. Jahrhundert, als das kopernikanische und das ptolemäische System in der Diskussion standen. Bekanntlich wollten beide Systeme die (himmlischen) Phänomene erklären. Galileo zog das kopernikanische dem ptolemäischen System vor, weil Ersteres mit neueren Beobachtungen, die ihm damals möglich wurden, eher übereinstimmte. Galileos Überzeugung vom kopernikanischen Weltbild, welches er bekanntermaßen anderen nur schwer vermitteln konnte, basierte zweifelsohne auf der Grundlage eines guten Verständnisses der theoretischen Optionen, aber das *persönliche* Erleben gewisser Schlüsselphänomene, insbesondere der Beobachtung der Phasen der Venusmonde, war wahrscheinlich der ausschlaggebende Faktor.

Wenn wir als Nichtexperten heute in einer ähnlichen Situation sind wie die Menschen während der Wissenschaftlichen Revolution, dann reicht es nicht, die besten theoretischen Modelle der Klimaforschung in Betracht zu ziehen. Es scheint vielmehr von entscheidender Bedeutung zu sein, stattdessen, wenn möglich, persönliche Erfahrungen mit Beweisen für den heutigen Klimawandel oder Erkenntnisse von Klimaveränderungen aus früheren Epochen zu sammeln. Das können (möglicherweise geführte) Fahrten in Gegenden sein, die Belege für den Rückzug von Gletschern, schmelzenden Permafrost, ein steigendes Meeresniveau oder für den Einfall von dem Klimawandel zuzuschreibenden Schädlingen (wie etwa die katastrophale Ausbreitung des Bergkiefernkäfers *Dendroctonus ponderosae* in großen Teilen Nordamerikas) liefern. Außerdem kann man Gebiete besuchen, die einen früheren Klimawandel bezeugen, wie zum Beispiel durch Gletscher entstandene Täler in U-Form mit den entsprechend typischen abgeschürften Felsflächen oder ehemals bewohnte Gegenden, die durch den Rücksprung der Erdmassen nach der Vergletscherung hoch über das heutige Meeresniveau gedrückt wurden. Des Weiteren gilt es auch, bildliche Darstellungen von Tierarten in Augenschein zu nehmen, die vormals in der Region lebten, aber wegen prähistorischen Klimawandels ausgestorben sind. Ein Beispiel dafür sind die Abbildungen von Giraffen und Vieh auf Felsmalereien in der noch vor 5000 Jahren fruchtbaren Sahara.

28 Dies scheint ein Problem zu sein zusätzlich zu der Verwirrung, die entstehen kann, wenn man mit Ausdrücken wie »Unsicherheit« konfrontiert wird. Wie Gardiner (Ethics and Global Climate Change, a.a.O.) und Garvey (The Ethics of Climate Change, a.a.O) jedoch betonen, lässt die IPCC keinen Zweifel daran, dass der Klimawandel wirklich stattfindet, während das Thema der Debatte die Rate der zu erwartenden Temperaturveränderung ist.

Konsequenzen des Klimawandels und die Reaktion der Menschen

Das Begreifen des Klimawandels bezüglich seiner Konsequenzen und der angemessenen kognitiven und praktischen Reaktionen auf die damit zusammenhängenden Ereignisse und Prozesse erfordert eine sorgfältige Betrachtung. Wie schon erwähnt, werden die Diskussionen über den Klimawandel normalerweise stets von der Ankündigung begleitet, dass eine Zunahme in der Schwere und vielleicht auch der Anzahl der gravierenden Verschiebungen der üblichen Regelmäßigkeiten des Wetters, wie zum Beispiel Hitzewellen, Dürren, Stürme und Überflutungen, erwartet werden muss. Diese Art von Ereignissen wird im Allgemeinen dann als »Desaster« oder »Katastrophe« bezeichnet, wenn eine ausreichend hohe Anzahl von Menschen davon betroffen ist. Auch wenn es (zumindest anfangs) unsere Aufmerksamkeit erhöhen mag, den Klimawandel als eine Zunahme der Schwere und der Anzahl von einzelnen Ereignissen zu begreifen, die als Desaster oder sogar als Katastrophe bezeichnet werden, bringt dies seine eigenen, neuen Probleme mit sich. Erstens kann es uns zu der Annahme verleiten, dass eine *normale Notfallvorsorge* und gezielte Interventionen, wie wir sie von Notfall-Rettungsteams kennen, die Probleme auf eine angemessene Weise beheben könnten. In Wahrheit dürfte sich die Auffassung, dass allgemeines Bewältigungsmanagement ausreichend ist, aber als äußerst ungenügend herausstellen, wenn die normale Anzahl von Überflutungen drastisch ansteigt und Dürreperioden in verschiedenen Gegenden der Welt neuerdings Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte andauern. Schwerwiegende Störungen einer allgemeinen Ordnung sind, wenn sie permanent werden, keine Katastrophen im gemeinhin so verstandenen Sinn von herausragenden Ereignissen mehr und erfordern deshalb eine andere Art von Konzeptualisierung und Reaktion.

Zweitens verleitet uns die Annahme, dass schwere Wetterereignisse, die den Klimawandel begleiten, nichts anderes sind als eine Abfolge einzelner Naturkatastrophen, dazu, die wichtige *menschliche* Dimension bei der *Entstehung von Verletzbarkeiten (vulnerabilities)* zu übersehen, die bestimmte Ereignisse und Prozesse für gewisse Teile der Bevölkerung erst zu Desastern und katastrophalen Ereignissen machen. Obwohl Sozialwissenschaftler bei der Beschreibung des Zusammenhangs von Desastern und Verwundbarkeiten[29] und auch von Verwundbarkeiten und dem Klimawandel[30] schon große Fortschritte gemacht haben, bleibt die wichtige Frage der

29 Zum Beispiel Wisner/Blaikie/Cannon/Davis, At Risk. Natural Hazards, People's Vulnerability, and Disasters, London/New York 2004.

30 Siehe zum Beispiel N. Adger, Social Vulnerability to Climate Change and Extremes in Coastal Vietnam, in: World Development 2.1999, S.249–269.

Klärung der konzeptionellen Grenzen, in denen diese Themen von der Öffentlichkeit und von Politikern angesprochen werden.

Ich stelle die These auf, dass die Philosophie bei diesen Fragen zwei Interventionspunkte hat. Einerseits unterschätzen unsere allgemeinen begrifflichen Systeme, zumindest in der westlichen Welt, den Grad der Autonomie natürlicher Systeme insofern, als dass sie auf eine Art selbstorganisiert sind, die wir nicht vollständig verstehen, und sie zudem resistent sind gegen lineare Projektionen. Die Naturwissenschaft schenkt dieser Perspektive zunehmend Aufmerksamkeit. Die Bedeutung von Schwellensituationen und nichtlinearen Prozessen in Klimasystemen ist einer der Faktoren, der genaue Vorhersagen von künftigen Klimaveränderungen für Experten schwierig macht. Dies führt wiederum unter Laien zu schlecht begründeten skeptischen Einstellungen. Da der Glaube an den Fortschritt der Zivilisation und der Wissenschaft uns zu der Erwartung verleitet hat, das Verhalten der Natur voraussagen und sie kontrollieren zu können (wobei wir weitgehend die ihr innewohnende Komplexität übersehen, die unsere Theoriefähigkeit weit übertreffen könnte), muss dieser Glaube sorgfältig überdacht werden.

Andererseits unterschätzen wir ironischerweise auch den Grad, zu dem diese Phänomene, die wir für natürlich halten, von uns sowohl physisch als auch konzeptionell mit verursacht werden. Indem wir zum Beispiel Überflutungen für Naturereignisse halten, verleugnen oder minimieren wir implizit die Bedeutung von Eingriffen durch den Menschen, wie zum Beispiel die der Abholzung entlang des Oberlaufs von Flüssen, die zu den Prozessen führen können, die wiederum physische Ereignisse wie Fluten hervorrufen. Und indem wir Überflutungen als rein natürliche Desaster begreifen, verleugnen wir abermals, dass die vielen Arten von Verwundbarkeit, die uns dazu verleiten, solche Ereignisse als Naturkatastrophen zu sehen, eigentlich durch Menschenhand verursacht wurden.[31]

Ein drittes Manko unseres (durch die Medien beeinflussten) Bilds von den Folgen des Klimawandels besteht darin, dass wir Einzelereignisse, wie wir sie aus der jüngeren Vergangenheit kennen, im Zusammenspiel wahrnehmen, sodass der (von Hume stammende) Aspekt übersehen wird, dass wir nicht voreilig von der Annahme ausgehen sollten, die Zukunft werde wie die Vergangenheit sein. Eine solche Sicht kann die Menschen zu einer trügerischen Beruhigung gegenüber dem Ausmaß der tatsächlich bevorstehenden Auswirkungen verleiten. Wenn man anhand der Frequenz und der Stärke der wetterbedingten Katastrophen der – geologisch gesehen jungen – Geschichte das Auftreten ähnlicher Ereignisse für die Zukunft hochrechnet, übersieht man die

31 Wisner et. al., People's Vulnerability, and Disasters, a.a.O.

gegenwärtig geringe, aber dennoch zunehmende Wahrscheinlichkeit einer starken Störung des globalen Klimasystems innerhalb einer absehbaren Zeitspanne. (Gardiner macht uns auf die Befürchtung von Klimaforschern aufmerksam, dass diese Wahrscheinlichkeit im nächsten Jahrhundert, welches viele Urenkel der heutigen Bevölkerung erleben werden, beachtlich groß sein wird.) Aus den Daten der Klimaforschung, die durch das Sammeln von Eisbohrkernen bei Bohrungen in der Eisdecke von Grönland und der Antarktis erhoben wurden, geht hervor, dass die Periode der letzten 10.000 Jahre (das Holozän) klimatechnisch gesehen eine *außergewöhnlich* veränderungsfreie, stabile und *gutartige* Periode war.[32]
Es scheint also sogar dringender und wichtiger, als fast alle bisher glaubten, so gut wie möglich zu verhindern, dass wir wieder in eine Situation des Klimachaos hineingeraten, wie sie vor dem Holozän herrschte.[33] Den Klimawandel als etwas zu sehen, das nur einen Anstieg der Anzahl und Stärke von einzelnen Naturkatastrophen bedeutet, wie wir sie bereits kennen, scheint ethisch genauso problematisch zu sein wie die komplette Verleugnung des Klimawandels, denn wir versäumen vielleicht deshalb, ausreichende Vorbereitungen zu treffen, die unsere Überlebensfähigkeit deutlich erhöhen würden.

Fazit

Während das Klima in der westlichen Philosophie bisher nur eine sehr begrenzte Rolle gespielt hat, verlangt der Klimawandel nach einer Einbeziehung der Philosophie auf verschiedenen Ebenen. Ich habe die These aufgestellt, dass zusätzlich zur direkten Erfassung der sozialen und persönlichen ethischen Fragestellungen auch die Erörterung der breiter gefächerten konzeptionellen und erkenntnistheoretischen Kontexte, in denen der Klimawandel diskutiert wird, eine wichtige Rolle spielen sollte. Ich bin insbesondere darauf eingegangen, dass wir, um für die Abschwächung und Anpassung angemessene Maßnahmen ergreifen zu können, verstehen müssen, was der Klimawandel ist, was er für uns bedeutet und wie wir geeignete Bezugspunkte finden können, mit denen wir diese Veränderung unserer Welt begreifen können. Eine falsche Einschätzung dieser Probleme kann sowohl zu fehlerhaften Maßnahmen bei der Abschwächung und Anpassung im institutionellen Bereich führen als auch zu unangemessenem Verhalten jedes Einzelnen und zu daraus resultierendem Schaden, wenn nicht durch Taten, dann durch Unterlassungen. Reaktionen auf den Klimawandel auf

32 Vgl. dazu den Beitrag von Mike Davis in diesem Band.

33 Burroughs, Climate Change in Prehistory, a.a.O.

der Grundlage unangebrachter Begriffe von den schweren Konsequenzen des Klimawandels und von inadäquaten Konzepten der Verwundbarkeit können gleichfalls verfehlte Maßnahmen und Verhaltensweisen sowie vermeidbare schädliche Auswirkungen zur Folge haben. Da unsere ethische und vernunftgemäße Verantwortung bezüglich des Klimawandels uns zwingt, ohne Verzug zu handeln, haben diese konzeptionellen und erkenntnistheoretischen Fragen *ethische* Relevanz. Ich schließe daraus, dass, weil die Philosophie in der Lage ist, klare Überlegungen zu diesen Themen anzustellen, die Philosophen eine bedeutende Position bezüglich des Klimawandels einzunehmen haben.[34]

(Übersetzung aus dem Englischen von Katharina Bredigkeit)

34 Ich danke Robin Attfield und Mike Chase für ihre Kommentare sowie Elke Haeberlein für Korrekturen.

Gernot Böhme

Die Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit

Walter Benjamin hat 1936 einen Aufsatz veröffentlicht, der seither, besonders aber seit seiner Veröffentlichung in deutscher Sprache 1955, die Diskussion um den Unterschied von klassischer und moderner Kunst wesentlich bestimmt hat. Sein Titel lautet: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*.[1] Benjamin konstatiert in diesem Aufsatz, dass die Kunst – er denkt primär an bildende Kunst – durch ihre technische Reproduzierbarkeit im »Kern« getroffen sei. Im »Kern«, d. h., dass nicht etwa bloß das Wie und Was künstlerischer Produktion verändert wird – wie beispielsweise die moderne Malerei nicht ohne die Tatsache denkbar ist, dass ihr in der Fotografie ein Konkurrent im Feld der Bilder erwachsen ist, sondern dass, was überhaupt ein Kunstwerk ist, verändert wird, und zwar einschließlich der schon existierenden Kunstwerke, die Mona Lisa inbegriffen. Benjamin führt dabei nicht aus, welche Reproduktionstechniken er allgemein in Betracht zieht, er denkt – zeitbedingt – an Foto, Film, Schallplatte. Indem er aber von der technischen Reproduzierbarkeit redet, grenzt er sich von der immer schon bestehenden handwerklichen ab und fasst eine Perfektionierung der Reproduktion ins Auge, die nicht nur die Herstellung eines weiteren Exemplars einer Gattung, sondern eine Wiederholung des Individuums ermöglicht. Was durch solche Techniken getroffen wird, ist die »Echtheit«, wie Benjamin sagt (S.2), die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des Originals und deshalb die mit ihm verbundene Würde. Benjamin mag 1936 schon geahnt haben, in welchem Maße wenig später Originale der europäischen Kunst und Architektur zerstört werden würden. Wir jedenfalls haben uns nach 1945 daran gewöhnt, an vielen Orten Reproduktionen für die Originale zu nehmen – man denke an den Dom in Hildesheim oder den Marktplatz in Warschau. Die bloße Möglichkeit ihrer Reproduzierbarkeit hatte für Benjamin schon vorher zu einem Zerfall der »Aura« (S.15)[2] von Kunstwerken geführt, einem Schwinden jenes Nimbus oder Heiligenscheins, der die klassischen Kunstwerke umgab und ihnen den Rang von historischen Individuen sicherte – Distanz gebietend und Achtung heischend.

1 Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt am Main 1975.

2 Siehe zu diesem Begriff: Marleen Stoessel, Aura. Das vergessene Menschliche. Zur Sprache und Erfahrung bei Walter Benjamin, München 1983.

Dieser Wandel vollzog sich – das wusste Benjamin sehr wohl – nicht am individuellen Kunstwerk selbst, wie ja auch die Aura eines Kunstwerks etwas ist, das ihm nicht wie etwas Gegenständliches anhängt. Vielmehr ist der Verfall der Aura eine Seite des Wandels der gesellschaftlichen Institution Kunst und der gesellschaftlichen Funktion von Kunstwerken, der sich mit der Industrialisierung des Kunstbetriebes vollzieht. Durch die massenhafte Reproduktion von Kunstwerken bzw. schon ihre prinzipielle Reproduzierbarkeit wird die Art, sie zu sehen, fundamental verändert. Benjamin spricht hier von einer Verschiebung des Kultwertes eines Kunstwerks zum Ausstellungswert (vgl. S.21).
Diese Veränderung der Institution Kunst, die Benjamin auf die technische Reproduzierbarkeit von Kunstwerken zurückführt, wurde von den Künstlern der damaligen Zeit, den Avantgardisten, selbst vorangetrieben: Sie drängten auf eine Auflösung der Kunst, ihre Überführung ins Leben. Ihre Mittel waren dabei teils die von Benjamin genannten – man denke an die Readymades Duchamps' –, teils andere, die aber ebenfalls auf eine Zertrümmerung der Aura abzielten, wie die Hervorkehrung des Arbeits- und Herstellungscharakters von Kunstwerken. Was von den Avantgardisten häufig nicht gesehen wurde, von Benjamin jedoch explizit behauptet wird, ist, dass diese Techniken und Strategien nicht zur Abschaffung der Kunst schlechthin führen würden, sondern nur zur Überwindung des traditionellen Kunstbegriffs und zur Geburt eines neuen. Benjamin zeigt in dem genannten Aufsatz, dass die Reproduktionstechniken, die zum Tod des Originals und damit des Kunstwerks im klassischen Sinne führen, zu Produktionstechniken von Kunstwerken neuer Art werden. Er denkt dabei an Produktionen, bei denen so etwas wie ein Original nicht vorkommt, weil das Produzierte von vornherein apparativ präsentiert wird und deshalb in seinem Sein von der Existenz von Reproduktionstechniken abhängig ist. Das gilt für den Film und jene Erzeugnisse moderner Musik, die sich technischer Synthesen bedienen. Benjamin verband damit die Hoffnung, dass die Kunst so aus der Esoterik des bildungsbürgerlichen Genießens und der professionellen Kritik befreit und zu einem Bestandteil der Massenkultur würde (vgl. S.33). Er sah voraus, dass auf diesem Weg die Kunst ein Politikum werden würde, sei es durch die Ästhetisierung der Politik im Faschismus, sei es durch die Politisierung der Kunst im Kommunismus (Nachwort, S.42ff.).
Wir lesen heute Benjamins Aufsatz *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* sicherlich mit einem Gemisch von Zustimmung und Ablehnung, das sich daraus ergibt, dass sich für uns die gesellschaftlichen Grundalternativen anders stellen. Aber doch nicht ohne in jene Stimmung des Erschreckens zu geraten,

die nach Heidegger die Grundstimmung des Philosophierens im 20. Jahrhundert ist.[3] Wir werden angerührt durch die Ahnung, dass Benjamin mit seinem Aufsatz in einer Weise Wahres über unser Zeitalter gesagt haben könnte, die weit über das Für und Wider kunsthistorischer Auseinandersetzungen hinausgeht. Dieses Wahre zeigt sich, wenn man versuchsweise einmal an die Stelle von »Kunstwerk« »Natur« in den Titel von Benjamins Aufsatz einsetzt oder auch nur sich klarmacht, dass – da ja Kunst und Natur in unserer Kultur seit den Griechen Zwillingsbegriffe sind – nicht einer ohne den anderen eine fundamentale Bedeutungsverschiebung erfahren kann.
Verfall der Aura: das hieß Aufhebung der Achtung gebietenden Distanz, das hieß tendenzielle Vernichtung der Einmaligkeit, das hieß Herauslösung aus traditionalen Bindungen und radikale Funktionalisierung zum Gebrauchs- und Tauschwert. Das kann für die Natur heißen: die Aufhebung jeder Anerkennung des Gegebenen, der Ehrfurcht vor dem Leben; es kann die Vernichtung der Individualität bedeuten und ganz sicher die radikale Vernutzung der Natur als Ware. Was jenseits jeder Romantik und Naturfreundschaft uns angesichts solcher Möglichkeiten erschrecken lässt, ist das wiedergewonnene Bewusstsein, dass wir von uns selbst reden, wenn wir »Natur« sagen: von der Natur, die wir selbst sind. Die technische Reproduzierbarkeit von Natur stellt uns in unserem eigenen Selbstverständnis infrage.

Hybris?

Technische Reproduzierbarkeit der Natur: Man scheut sich, auch nur davon zu sprechen. Der Mensch als zweiter Schöpfer der Natur? Ist es nicht ein anmaßender Gedanke, die Natur könne je so weit beherrscht werden, dass wir ihren Fortbestand durch die Zeit bewerkstelligen? Ist sie nicht das Umgreifende, das wir in allem, was wir tun, immer schon voraussetzen müssen?
Die Natur ist immer größer als der Mensch. Jede Steigerung und jede Zerstörung von Natur, die wir bewirken, bleibt in ihrem Rahmen. Aber heißt das andererseits, dass, was Menschen mit der Natur, aus der Natur machen, irrelevant ist? – Es scheint, dass wir hier die richtigen Maßstäbe finden müssen.
Wenn wir heute davon sprechen müssen, dass die Natur bereits ein soziales und historisches Produkt des Menschen ist, dann meinen wir damit die Natur hier auf der Erde, die man früher die sublunare nannte, und denken in Größenordnungen, die mit den menschlichen vergleichbar sind. Es ist die für uns relevante Natur, die aber gerade

3 Martin Heidegger, Beiträge zur Philosophie (Vom Ereignis), Gesammelte Werke, Bd. 65, Frankfurt am Main 1989, S.21f. u. passim.

als Natur für uns noch gar nicht recht thematisiert ist.[4] Ferner ist die Manipulation der Natur durch den Menschen nie schrankenlos, oder besser: bedingungslos. Immer ist er noch irgendwie auf die gegebene Natur angewiesen, auf ein »Material«, immer noch muss er sich bestehender Naturgesetze bedienen. Aber, was noch als Gegebenes hingenommen werden muss, hat sich unter den eskalierenden Schritten moderner Technologie zusehends verflüchtigt. Von den Materialien handwerklicher Gestaltung, Holz und Metall, über die Elemente, die zu Kunststoffen, Amalgamen, Kristallen arrangiert werden, zu den Elementarteilchen und den atomaren Fragmenten, die durch Spaltung, Verschmelzung, Neuzusammensetzung zu erwünschten Elementen zusammengezwungen und zu Isotopen hybridisiert werden.

Und die Gesetze? Natürlich ist der Mensch angewiesen auf Energieerhaltung, Gravitation und die speziellen Wechselwirkungen. Aber was darüber hinausgeht, der größte Teil regulären und deterministischen Verhaltens in der synthetisierten Natur, ist doch sein Arrangement.

Wie tief greift also die menschliche Reproduktion von Natur, und wie weit reicht ihre prinzipielle Bedeutung? Führen wir uns die Hauptdimensionen vor Augen, und erlauben wir uns dabei ein kleines bisschen Science-Fiction, um die Tendenzen auszuloten. Da ist zunächst an den ältesten Bereich zu denken, in dem die Reproduktion der Natur nicht sich selbst überlassen blieb, sondern durch menschliche Arbeit mitgestaltet wurde: die Agrikultur und die Forstwirtschaft. Der fundamentale Einschnitt liegt hier bei Liebig bzw. dem Beginn der industrialisierten Landwirtschaft. Seit Liebigs Kunstdünger ist die Agrikultur nicht mehr ein irgendwie vom Menschen gegängelter, natürlicher Reproduktionszyklus, sondern die Reproduktion einer bestimmten Funktion von Natur, einer mehr oder weniger spezifischen Fertilität, durch Zufügung von Substanzen, die außerhalb der regionalen Zyklen gewonnen wurden. Die Tendenz dieser Entwicklung zielt seither auf die »bodenlose Landwirtschaft«, die Entwicklung großflächiger Generatoren, die ohne Spontanvegetation dosiert zugeführte Nährstoffe in erwünschte Biomasse verwandeln.

Denken wir zweitens an die Lebewesen, genauer an die Spezies. Die Spezies galten bei den Griechen wie im christlichen Weltbild als ein von Ewigkeit her bestehender oder von Gott gesetzter Rahmen, als Natur im Sinne des Gegebenen. Der Mensch hat, solange er existiert, allerdings Rassen und Variationen herangezüchtet und auch solche, die ohne sein Zutun sich nicht mehr reproduzieren konnten. Durch die Evolutionstheorie Darwins sind wir darüber belehrt worden, dass auch Spezies immer im

4 Zur Ausführung dieser These: Gernot Böhme/Engelbert Schramm (Hg.), Soziale Naturwissenschaft, Frankfurt am Main 1985.

Fluss sind. Und doch hatten auch nach dieser Theorie die Menschen die jeweils vorhandenen Spezies als naturgegeben hinzunehmen. Nun aber schickt sich der Mensch an, produktiv in die Evolution einzugreifen, nicht bloß Varianten zu selektieren und dadurch die natürliche Reproduktion zu steuern, sondern bewusst und planvoll Varianten zu produzieren und zu reproduzieren: Am Ende steht das nach bestimmten, erwünschten Funktionen entworfene und zum Nutzen seines Herstellers patentierte Lebewesen.

Denken wir drittens an die sogenannten Ökosysteme. Dies sind regionale Vernetzungen organischer und anorganischer Prozesse, die sich zyklisch reproduzieren – modifiziert nur langfristig durch evolutive Entwicklungen. Längst haben wir gelernt, dass Ökosysteme nur noch als ideale Konstrukte zu verstehen sind, dass sich der Naturzustand regional und global nirgends mehr von selbst, das heißt ohne das Zutun des Menschen, reproduziert. Man spricht deshalb realitätsnäher von Mensch-organisierten Ökosystemen (so Prof. Herbert Sukopp, Berlin, in vielen Arbeiten) oder noch bescheidener von ökologischen Gefügen (vgl. Böhme/Schramm, ebd.). Die Erhaltung wünschenswerter Naturen oder regionaler Naturstücke verlangt vom Menschen ein immer größer werdendes Maß an Arbeit, Zufuhr an externer Energie, Substitution von Stoffen und Regulation des Gesamtzusammenhanges. In der Fortsetzung dieser Linie stünde das perfekte Ökomanagement, bei dem die Stabilisierung natürlicher Systeme nicht mehr durch Selbstregulation, sondern durch Computersteuerung bewerkstelligt würde. Die Überforderung, die sich in dieser Richtung bereits jetzt geltend macht, hat dazu geführt, dass man versucht, die Natur in einem anderen Sinne zu reproduzieren, d. h., die Selbstregulationsmechanismen der Natur zu restituieren: Von der Renaturierung der Bäche über die künstliche Anlegung von Feuchtgebieten – mit allem Drum und Dran, Pflanzen, Mikroorganismen, Insekten, kleinen und größeren Tieren – bis zur »Rekultivierung« ganzer Landschaften, die durch industrielle Nutzung verwüstet sind, reicht das Spektrum dieser Formen von technischer Reproduktion von Natur.

Denken wir viertens an die rein ästhetische Reproduktion der Natur. Hier wird gewissermaßen die Erscheinung von Natur ohne Natur reproduziert. Das reicht von dem in Hydrokultur gehaltenen Baum in der Fußgängerzone über das Gartenlokal in den Passagen der Untergrundbahn bis zum künstlichen Weihnachtsbaum. Das Bedürfnis nach Natur wird durch die imaginierten Gesten von Natürlichkeit befriedigt.

Denken wir schließlich an uns selbst, insofern wir Natur sind, an unseren Leib. Unsere Reproduktion, die sich als natürliche quasi nebenbei vollzog, nämlich als Mitfolge von Liebe und gesellig organisierten Mahlzeiten, spaltet sich tendenziell von diesen kulturellen Vollzügen ab und wird in eigene technische Regie genommen. Das könnte für

die Ernährung bedeuten, dass die Mahlzeiten zum rituellen Verzehr wohlgeformter Geschmackskörper werden – der dann vorher oder nachher durch Einwurf von Nährstoff- und Vitaminkonzentraten in Tablettenform ergänzt wird. Bei der Erzeugung der Nachkommenschaft kann das bedeuten, dass die leibliche Liebe sich prinzipiell in sterilen Leibern und Zeiten abspielt, während die Zeugung qua Eibefruchtung extern und nach Plan vollzogen wird. Die pränatale Diagnostik, dann Selektion, dann Steuerung und Therapie wird dafür sorgen, dass die dabei entstehenden Kinder gewollt und in ihrer Ausstattung »verantwortbar« sind.[5]
Denken wir als Letztes an den Bereich der Medizin. Natur, hieß es einst, ist der beste Arzt, und der Arzt vermöge da nichts, wo die Natur sich nicht selbst hilft. Reproduktion im Sinne der Rückkehr zur Gesundheit wurde aber im Zuge der modernen naturwissenschaftlich-technischen Medizin zu etwas, das bewusst und kausal herbeigeführt werden soll. Von der Ersetzung der Regenerationsmechanismen durch technisch installierte Wirkungsketten bis zur Organtransplantation und Prothese reicht das Spektrum technischer Reproduktion des menschlichen Leibes. Als computergesteuerte Prothese reproduziert der Mensch hier technisch seine eigene Natur.

Natur und Technik

Ich möchte jetzt die Konsequenzen der technischen Reproduzierbarkeit von Natur nicht auf der konkreten Ebene verfolgen. Ich möchte nicht fragen, wieweit das, was sich im Prinzip abzeichnet, realisierbar ist oder realisiert werden sollte. Die Gefahren, die darin stecken, die Fragen der Ethik und die Frage nach Alternativen werden heute in vielfacher Weise diskutiert. Ich möchte vielmehr deutlich machen, dass unabhängig davon, wieweit man die Möglichkeiten technischer Reproduktion der Natur ausschöpfen will, bereits etwas Grundsätzliches geschehen ist. Ich will zeigen, dass, was für uns Natur ist, sich bereits fundamental verändert hat und dass sich die Situation des Menschen, der selbst Natur ist, in der Natur ist, fundamental geändert hat. Man kann das auch so ausdrücken: Noch bevor die technische Reproduktion die Natur für uns im Konkreten vollständig verändert hat, ist bereits Natur als wesentliches Element unserer europäischen Kultur entwertet, um nicht zu sagen zerstört worden. Darüber mag hinwegtäuschen, dass »Natur« als kulturelle Leitvorstellung gerade in unseren Tagen eine Hausse erlebt. Natur als Freizeitwert, Natur als Bestandteil der Waren-

5 Zu den anthropologischen Veränderungen durch Technik siehe meine Arbeiten: Gernot Böhme, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Frankfurt am Main 1997, und Anthropologische Veränderungen in der technischen Zivilisation, in: Gernot Böhme, Invasive Technisierung. Technikphilosophie und Technikkritik, Kusterdingen 2008, S.218–223.

ästhetik, Natur als politische Zielvorstellung, Natur als Qualitätsprädikat für alles und jedes. Wer seinen Artikeln das Epitheton »Natur« hinzufügt, will damit signalisieren, dass es sich um etwas Gutes handelt: Naturseife, Naturkosmetik, Naturfarben. Eine Steigerung davon ist das Epitheton Bio: Biowein, Bio-Waschmittel, Bioenergie. Natur als Wert ist der späte Abkömmling einer europäischen Tradition, in der Natur im Spannungsverhältnis zu Kultur und Zivilisation eine ontologisch, kosmologisch oder schöpfungstheologisch abgesicherte Normvorstellung war: Ausdrücke wie »Naturrecht«, »das Natürliche«, »der Naturzustand«, »die Natur der Sache« zeugen davon. In all diesen Ausdrücken wird eine ursprünglich gegebene Ordnung der Welt, jedes Einzeldinges und der menschlichen Verhältnisse sichtbar.

Der Ausdruck »Natur« hat seit der griechischen Aufklärung seine Kontur durch Entgegensetzungen erhalten: Natur und Technik, Natur und Kultur, Natur und Zivilisation, Natur und Setzung sind Beispiele dafür. Natur wird dabei jeweils als etwas verstanden, das in gewissem Sinne im Gegensatz zum menschlichen Bereich steht, nämlich in dem Sinne, dass Natur etwas bezeichnet, das von selbst da ist, das von sich her ist, was es ist, und sich auch als solches reproduziert, während im Gegensatz dazu der menschliche Bereich durch willkürliche Setzung und Satzung bestimmt ist, durch Herstellen und dadurch, dass, was hier ist und gilt, nur durch die ständige Bestätigung und Reproduktion des Menschen bleibt. Prominent im Spektrum solcher Entgegensetzungen ist das Paar (φυσις/τεχνη), Physis ist der griechische Ausdruck für Natur und bezeichnet das »Aufgehende«, das, was sich von selbst zeigt. Techne ist menschliches Können und Herstellungswissen und bezieht sich sowohl auf das, was wir heute Technik nennen, auf Handwerk, Agrikultur, umfasst aber auch den Bereich der Kunst.

Physis ist nach Aristoteles der Bereich dessen, was von selbst da ist. Das von Natur Seiende ist das, was das Prinzip seiner Bewegung in sich hat. Im Gegensatz dazu erhält dasjenige, was ein technisch Seiendes ist, das Prinzip seiner Bewegung vom Menschen her, d. h. durch menschliche Zwecksetzung, und ist auf den Menschen angewiesen, um überhaupt da zu sein bzw. reproduziert zu werden. Das berühmte Beispiel, an dem Aristoteles diesen Gegensatz deutlich macht, ist das Bettgestell aus Weidenholz. Wenn man ein solches Bettgestell vergräbt, dann wächst daraus eine Weide, nicht aber ein Bettgestell.

Natur ist nach dieser für unsere europäische Kultur bestimmenden Grundkonzeption das, was von selbst da ist und sich selbst reproduziert. Bei den Griechen hieß das »von Ewigkeit her«, im christlichen Zusammenhang dann »vom Ursprung der göttlichen Schöpfung her«. Nun kann man natürlich sagen, dass diese Naturvorstellung seit der frühen Neuzeit eine Erosion erfahren hat. Schon in der Renaissance wurde die

Natur im Ganzen als ein Uhrwerk vorgestellt. Bei Descartes lesen wir dann das Programm, die Natur so zu verstehen wie die Handwerker ihr Handwerk, d. h. vom Machen und Herstellen her. Tiere und schließlich der menschliche Leib werden nach dem Modell der Maschine konzipiert. Das mag richtig sein, man darf sich dadurch aber nicht den tiefen Einschnitt, der durch die Möglichkeit technischer Reproduktion von Natur in unserer Zeit gegeben ist, verdecken lassen. Denn wenn auch die Natur als ein Handwerksprodukt vorgestellt wurde, so doch als das Produkt eines göttlichen Handwerkers, der »eminent«, und das heißt unüberbrückbar, die Fähigkeiten menschlichen Herstellens überragte.

Newton verwies noch die Frage nach der Ordnung des Planetensystems und dann fundamentaler noch die Frage nach den Grundeigenschaften der Materie als nichtnaturwissenschaftliche an die Theologie. Kant, für den Newtons Werk prototypisch für naturwissenschaftliche Erklärbarkeit stand, hielt noch einen »Newton des Grashalms« für undenkbar. Liebig, der Gegner romantischer Naturphilosophie und streitbare Vertreter experimenteller Naturwissenschaft im 19. Jahrhundert, hielt noch eine besondere Lebenskraft zur Erklärung organischer Ordnung in der Natur für nötig. Ich brauche die Liste dieser Zeugen für den klassischen Naturbegriff nicht zu verlängern. Es ist klar, wie weit wir von dieser Vorstellungswelt angesichts der Synthese von DNA-Sequenzen, der technischen Erzeugung von Elementarteilchen, der Konstruktion von neuen Elementen entfernt sind. Es ist nicht nur so, dass wir keine prinzipiellen Grenzen der Herstellbarkeit von naturhaft Gegebenem sehen; es ist nicht nur so, dass wir nicht analog, sondern wörtlich das cartesianische Programm erfüllen, die Natur in der Weise ihrer Herstellbarkeit zu erkennen – sondern: Natur ist uns überhaupt nicht mehr das Gegebene. Natur ist das im Prinzip durch Herstellung Mögliche. Man sieht, dass dieser Satz im Sinne des klassischen Naturbegriffs paradox ist bzw. diesen Naturbegriff ad absurdum führt. Aber andererseits ist es auch absurd, Elemente mit Ordnungszahlen um hundert nicht als natürlich zu bezeichnen, Humaninsulin, das nicht im Menschen, sondern durch genetisch modifizierte Bakterien erzeugt wird, als nicht natürlich zu bezeichnen. Und ein klarer Schnitt wird sich zwischen Kunststoffen, die durch von Menschen erfundene Polymerisationsverfahren erzeugt werden, und solchen, die durch Verfahren der Pflanze entstehen, nicht mehr ziehen lassen.

Die Möglichkeit der technischen Reproduzierbarkeit von Natur bedeutet das Ende einer Vorstellung von Natur, die ihre Prägnanz gerade aus der Entgegensetzung zum Bereich menschlichen Herstellens erhielt. Die gegenwärtige Anrufung von Natur als Wert erweist sich insofern als ideologisch, als sie sich auf die Naturvorstellung als etwas Festes gerade in dem Moment beruft, in dem sie – wohl historisch irreversibel – zerfällt.

Natur und Kunst

Die traditionelle Entgegensetzung von φυσις und τεχνη, von Natur und Technik bzw. Kunst, implizierte nicht nur eine Absetzung dieser Begriffe voneinander, sondern auch eine innere Beziehung zueinander. Das ist besonders deutlich im Bereich der klassischen Ästhetik. Hier erhellten sich, was Natur ist und was Kunst ist, gegenseitig. Ich möchte als Beispiel für diese Denkweise ein Zitat aus Kants *Kritik der Urteilskraft* anführen. Dort heißt es: »Die Natur war schön, wenn sie zugleich als Kunst aussah; und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewusst sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.« (*Kritik der Urteilskraft*, B180, § 45) Dieses Zitat bedarf einiger Erläuterungen. Zunächst sollte man nicht über die Vergangenheitsform »war« stolpern: Kant bezieht sich damit lediglich auf früher schon gemachte Ausführungen zurück. Seine Aussage ist demnach, dass wir die Natur als schön bezeichnen, wenn sie so aussieht, als sei sie Kunst. Dieses »so aussehen, als sei sie Kunst« heißt, dass die Natur von sich aus Ordnung und Gesetzmäßigkeit präsentiert, die wir, wie Kant sagt, uns nur so begreiflich machen können, als sei sie nach einem Plan hervorgebracht, d. h., als sei sie ein Produkt von Technik. Kant spricht deshalb auch von einer »Technik der Natur« und formuliert dann: »Die selbstständige Naturschönheit entdeckt uns eine Technik der Natur«. (ebd., B77) Das heißt aber, dass wir einen Grundcharakter der Natur, der uns primär in ästhetischer Erfahrung zugänglich wird, nur begreifen können, wenn wir die Natur in Analogie zur Technik verstehen.

In der zweiten Hälfte des aus der *Kritik der Urteilskraft* angeführten Zitats sagt nun Kant auch das Umgekehrte, nämlich dass, was Kunst ist, mithilfe des Naturbegriffs gedacht werden muss: »Und die Kunst kann nur schön genannt werden, wenn wir uns bewusst sind, sie sei Kunst, und sie uns doch als Natur aussieht.« Wenn Kant hier von »schöner Kunst« redet, so um den Bereich abzugrenzen, den wir eigentlich gewöhnlich Kunst nennen – eine Abgrenzung, die damals noch nötig war, weil der Ausdruck noch zwanglos alle anderen bewussten Hervorbringungen wie eben Handwerk und Technik umfasste. Und den Werken der schönen Kunst, das ist Kants Auffassung, sieht man ihr Gemachtsein nicht an, bzw. man soll es ihnen nicht ansehen. Sie sollen so aussehen, als seien sie von selbst da, d. h., als seien sie von Natur. Dem absichtlich Hervorgebrachten das Aussehen von Selbstständigkeit zu verleihen und dem durchaus Regeln Unterworfenen das Aussehen von Zwanglosigkeit – das ist nach Kant und mit ihm in der klassischen Kunstauffassung das Wesen der Kunst. Eng verbindet sich dieser Auffassung der Geniebegriff: Der Künstler wird als ein Mensch gedacht, in dem und durch den die Natur selbst produziert.

Die klassische Ästhetik lehrt uns also, dass Natur und Technik, obgleich sie Gegen-

begriffe sind und sich in ihren Merkmalen eigentlich ausschließen, andererseits doch aufeinander verweisen und gerade in wichtigen Fällen durcheinander gedacht werden. Die Natur zieht gerade dort unsere Bewunderung auf sich, wo sie Kunst zu sein scheint, und die Kunst ist erst eigentlich sie selbst, wenn sie alle Technik hinter sich gelassen hat und wie Natur aussieht. Dem ist hinzuzufügen, dass nach klassischem Verständnis Kunst als Nachahmung der Natur gesehen wurde und dass man auch, bis in die Techniktheorien unseres Jahrhunderts hinein, die Technik als eine Nachahmung der Natur verstand.

Die enge Verwobenheit der Begriffe Kunst und Natur zeigt uns, dass notwendig der Naturbegriff mitbetroffen sein musste, als der klassische Kunstbegriff sich auflöste. Sie könnte aber auch nahelegen, dass technische Reproduktion von Natur gerade nicht ein so einschneidendes Ereignis sein muss, wenn doch immer schon die Natur als besonders bewundernswürdig angesehen wurde, wenn sie wie technisch erschien. Mit diesem Einwand vergisst man aber, dass wir uns hier in aestheticis befinden, d. h. im Bereich des Scheins. Die Zerstörung des Scheins ist hier Zerstörung der Sache selbst. Es kam gerade darauf an, dass Kunst eben doch nicht Natur war und Natur nicht wirklich technisch verfuhr. Automatische Kunst, in der man entweder versuchte, das Unbewusste sich unmittelbar äußern zu lassen, oder bei der man Grafiken durch Zufallsgeneratoren erzeugte, war ja eine der Instanzen, die den klassischen Kunstbegriff zu Fall brachten. Ebenso gehört zu dessen Destruktion, dass an den nun modernen Kunstwerken Spuren ihrer Hervorbringung sichtbar blieben, d. h. also gerade der Anschein der Selbstständigkeit, des Von-selbst-Daseins zerstört wurde. Die Aura der Kunst wurde durch die desillusionierenden Strategien, durch das Sichtbarmachen des Technischen an der Kunst zerstört, wie durch den expliziten Gebrauch von Zufall. Entsprechend verlor der Künstler seine Aureole, wie eine schöne Parabel von Baudelaire deutlich macht: Einem Dichter fiel sie im Gewühl des Straßenverkehrs in den Dreck. Der Dichter wird zum Schriftsteller, der Maler zum »Malsteller«, wie es später bei Musil heißt.

Aber auch die Natur hatte eine Aura zu verlieren, einen Nimbus, der ihre Bedeutung als kulturelle Leitvorstellung ausmachte. Dieser Nimbus hatte gerade damit zu tun, dass die Natur, weil sie von sich aus Ordnung und Regelmäßigkeit präsentierte, wie das Produkt einer meisterlichen Technik aussah, was sie aber gerade qua Natur nicht war. Kant sagt, dass es ein moralisches Interesse des Menschen an diesem Schein, der ja zugleich die Schönheit der Natur ausmacht, gebe. Dieses moralische Interesse an der Natur hat sich besonders in der seit dem 18. Jahrhundert verbreiteten, aber bis in unsere Zeit üblichen Gleichsetzung von Natur mit »ursprünglich«, »gut« und »unschuldig« manifestiert. Die Natur wird darin in ihrer schönen Ordnung gewürdigt,

einer Ordnung, die sie quasi mühelos und von sich her zeigt – während der zivilisierte Mensch sich zu ihr zwingen muss. Die Aura, die die Natur oder besser: die Naturgegenstände umgibt, ist das Bewundernswürdige ihrer Ordnung, zu der sie sich organisiert, ihre Zweckmäßigkeit ohne Zweck, wie Kant sagt. Der Mensch reagiert darauf mit einer moralischen Haltung, nämlich der Achtung vor der gegebenen Ordnung.

Diese Aura der Natur zerfällt, wie gesagt, wenn die Werke der Natur nicht nur durch die Analogie zu Werken der Technik begreiflich werden, sondern faktisch zu Werken der Technik gemacht werden. Es ist dieser Zerfall der Aura der Natur und damit von Natur als kultureller Leitvorstellung, den wir durch den Fortschritt technischer Reproduktion von Natur erleben. Wenn ich den Vorgang als eine rapide Desillusionierung in Bezug auf die Natur bezeichne, so meine ich keineswegs, dass die moderne Naturwissenschaft unsere Bewunderung für die Werke der Natur verringert habe. Vielmehr sind die »Techniken der Natur«, denen wir Schritt für Schritt auf die Spur gekommen sind – man denke nur an die raffinierten interzellulären Eiweißfabriken –, weit bewundernswürdiger als alles, was das 18. Jahrhundert der Natur zugetraut hat. Erst der Schritt zur faktischen Machbarkeit lässt die Aura zerfallen. Schon der experimentelle Zugriff, der ja bereits mit Manipulation verbunden ist, setzt einen Verlust der Ehrfurcht vor dem Leben voraus – am deutlichsten ist das bei den Tierversuchen. Die Fähigkeit, Naturprozesse technisch zu reproduzieren, lässt jede achtungsvolle Distanz zusammenbrechen – und lässt nur noch durch ihre betont forsche Geste ahnen, dass hier Grenzen überschritten wurden.

Da ich mich in diesem Teil des Vortrags im Bereich der Ästhetik befinde, möchte ich für den Verfall der Aura ein ästhetisches Beispiel wählen. Es stammt aus der noch jungen Wissenschaft der Fraktale. Vor einiger Zeit habe ich gesehen, wie man durch endloses Übereinanderkopieren von drei Rechtecken mit festem Verkleinerungsmaßstab auf lange Sicht zu dem Gesamteindruck eines Farnblattes gelangt. Die Tatsache, dass man aus einer einfachen Grundform mittels einer rekursiven Erzeugungsregel schließlich zu einer sehr raffinierten und höchst »eigentümlichen« Naturform gelangt, freut natürlich jeden, der im naturwissenschaftlichen Denken sozialisiert wurde. Und doch kann man das Erschrecken nicht verleugnen, das mit dieser Erzeugung der »Naturform« Farnblatt verbunden ist.

Ich möchte noch ein kantisches Beispiel eines entsprechenden Auraverlustes anführen: »Was wird von Dichtern höher gepriesen als der bezaubernd schöne Schlag der Nachtigall in einsamen Gebüschen an einem stillen Sommerabend bei dem sanften Lichte des Mondes? Indes hat man Beispiele, dass, wo kein solcher Sänger angetroffen wird, irgendein listiger Wirt seine zum Genuss der Landluft bei ihm eingekehrten Gäste dadurch zu ihrer größten Zufriedenheit hintergangen hatte, dass er einen mutwilligen

Burschen, welcher diesen Schlag (…) ganz der Natur ähnlich nachzuahmen wusste, in einem Gebüsche verbarg. Sobald man aber innewird, dass es Betrug sei, so wird niemand es lange aushalten, dem früher für so reizend gehaltenen Gesang zuzuhören; (…) es muss Natur sein oder von uns dafür gehalten werden, damit wir an dem Schönen als einem solchen ein unmittelbares Interesse nehmen können.« (Kant, *Kritik der Urteilskraft*, B172f.)

Dieses eher witzige Beispiel kann allerdings den Ernst des Auraverlustes nicht wirklich verdeutlichen, weil es den Unterschied zwischen »Natur sein« und »von uns dafür gehalten werden« noch als einen festen unterstellt. Was uns geschieht, ist, dass genau dieser Unterschied ins Gleiten kommt. Durch die technische Reproduzierbarkeit von Natur verliert diese ihre Aura und wird damit als kulturelle Leitvorstellung unbrauchbar. Natur war in unserer europäischen Kultur ein Richtscheit unserer Orientierung im Kosmos, ein Grundstein unseres moralischen Selbstverständnisses, ein Pol unserer rechtlichen, gesellschaftlichen und politischen Begrifflichkeit.

Ich kann die Folgen der Auflösung des klassischen Naturbegriffs für diese Bereiche hier nicht nachzeichnen und möchte deshalb im Folgenden nur einen gravierenden Bereich herausgreifen, nämlich den Bereich des menschlichen Selbstverständnisses. Natur, die wir sind und haben, war bisher für die Ausbildung dieses Selbstverständnisses ein fester Ausgangspunkt.

Natur, die wir selbst sind

Kant unterscheidet für die philosophische Anthropologie die physische Anthropologie und die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (vgl. Kants Vorlesung über Anthropologie in pragmatischer Hinsicht). Die Anthropologie in pragmatischer Hinsicht beschäftigt sich mit der Frage, was der Mensch aus sich machen kann bzw. soll. Davon abgesetzt wird die physische Anthropologie, die sich mit dem beschäftigt, was die menschliche Physis ausmacht, d. h. dem naturhaft Gegebenen. Die menschliche Natur in diesem Sinne, seine Physis, ist die Natur, die wir selbst sind, der Leib. Alles, was mit ihm zusammenhängt und was uns aus ihm erwuchs, ist bisher als Faktum akzeptiert worden und konnte lediglich durch die Stellungnahme zu ihm bzw. durch Instrumentalisierung in den menschlichen Selbstentwurf eingeplant werden. Man war als Mann oder Frau geboren, mit einer bestimmten Anlage und Konstitution, vielleicht sogar mit gewissen Krankheiten. Der Leib konnte einen mit Krankheiten schlagen, und aus dem Leib stiegen Triebe und Stimmungen auf, mit denen man sich auseinanderzusetzen hatte. Entsprechendes galt für das, was aus der leiblichen Existenz des Menschen erwuchs: Die Kinder »kamen« irgendwie, und man konnte mit ihnen

gesegnet oder mit ihnen geschlagen sein. Der Leib, die Konstitution, die Kinder, das war primär ein Schicksal, mit dem man sich auseinanderzusetzen hatte. Diese Auseinandersetzung machte aber auch zugleich den Ursprung und die Stärke des Selbst aus. Stimmungen und Triebe waren eine Herausforderung an die Selbstbehauptung, Gelegenheiten zu Selbstbeherrschung und Charakterbildung.

Was wird aus dem Menschen, wenn das, was seine Natur war, prinzipiell in den Bereich technischer Reproduzierbarkeit geraten ist? Wie werden sich in Zukunft Menschenwürde und die Achtung unserer selbst konstituieren, wenn die Differenz von gegebener Natur und selbstbestimmter Gestalt verwischt wird, wenn der Unterschied von »Faktizität und Entwurf« (Martin Heideggers Terminologie in *Sein und Zeit*) ins Gleiten gerät? Wie soll die unausweichliche Betroffenheit sich halten, die mich zwingt anzuerkennen, dass ich mein Leib bin und ihn zugleich habe[6], wenn prinzipiell alle Organe, selbst das Herz, austauschbar werden? Wie soll eine eindeutige Identifizierung mit meinem Geschlecht zur Ausgangsbasis meines Selbstverständnisses dienen können, wenn das Geschlecht hormonal und operativ im Prinzip zur Disposition steht? Wie sollen sich ein Selbst und ein selbstbestimmter Charakter herausbilden, wenn die Auseinandersetzung mit Konstitution, Trieben und Stimmungen keine Sache des Willens mehr, sondern der geschickten, rationalen und funktionalen Steuerung durch Drogen wird? Wie soll die Last, die Kinder stets darstellen, von Eltern bewältigt werden, wenn sie prinzipiell nicht mehr als etwas Geschicktes und Gegebenes hingenommen werden, sondern ihr Dasein durch Anwendung oder Nichtanwendung von Antikonzeptiva in die Verantwortung der Eltern fällt? Wie soll die Auseinandersetzung mit ihrer Konstitution, ihren Krankheiten, ihrem Geschlecht sich vollziehen, wenn durch die Möglichkeit pränataler Diagnostik, Selektion und Therapie auch noch die Qualität der Kinder prinzipiell in die Verantwortung der Eltern gerät?

Man hat davon gesprochen, dass durch die Möglichkeiten der technischen Manipulation der physischen Reproduktion des Menschen die menschliche Natur kontingent geworden sei.[7] Man könnte schärfer sagen, dass so etwas wie menschliche Natur überhaupt aufgelöst wird, insofern Natur das Faktische, das schicksalhaft Gegebene bedeutete. Zwar kann man nicht sagen, dass es überhaupt nichts Gegebenes, Zufallendes oder Schicksalhaftes mehr gäbe. Die Spannung zwischen Faktizität und Entwurf wird sich für jeden Menschen immer stellen. Das Entscheidende ist nur, dass die Grenze selbst zur Disposition steht, sodass schließlich noch zum menschlichen Entwurf

6 Die Grundsituation des Menschen, dass »ich mein Leib bin und ihn zugleich habe«, nennt Helmut Plessner »Exzentrizität«.

7 Wolfgang van den Daele, Mensch nach Maß, München 1985.

gehört, was man als Faktum hinnehmen muss oder will. Man sieht hier vielleicht am deutlichsten das Prinzipielle, das durch die Möglichkeiten der technischen Reproduzierbarkeit von Natur in die Welt gekommen ist, und die Irreversibilität dieses Ereignisses. Die Auflösung von Natur, d. h. dessen, was der Mensch als seine Physis hinnehmen muss, hängt gar nicht davon ab, ob er seinen Leib bzw. seine physische Reproduktion manipuliert oder nicht. Um es im Beispiel zu sagen: Auch jemandem, der sich nicht durch Wach- und Schlafmittel, durch Kopfschmerztabletten und Psychopharmaka gleichmäßig fit hält, wird ein konstantes Leistungsniveau abverlangt. Oder um ein schärferes Beispiel zu nehmen: Auch die Eltern, die sich bewusst gegen pränatale Diagnose entschieden haben, können ein Kind mit Down-Syndrom nun nicht mehr einfach als Schicksal verstehen. Das heißt: Da die Mittel nun einmal da sind, wird sich jeder entscheiden müssen, wo er die Grenze der Natur setzen will. Aber selbst das, was er dann als Natur »belässt«, d. h. nicht manipuliert, ist nicht mehr das schlicht Gegebene. Und das war doch die menschliche Physis: was dem Menschen gegeben und damit aufgegeben war.

Schluss

Wenn man auf diese Weise in Analogie zu Walter Benjamins Ansatz durchdenkt, welche Konsequenzen die Möglichkeiten der technischen Reproduktion haben, so wird man wie bei der Kunst auch bei der Natur sagen müssen, dass sie zerstören, was die Natur einmal war. Dabei handelt es sich vor aller konkreten Natur um die Zerstörung von Natur als einem Element unserer europäischen Kultur, um eine Entwertung von Natur als kultureller Leitvorstellung. Aber ebenso wie das Ende der Kunst, das von den Dadaisten bis zu den Surrealisten und von Benjamin mit ihnen angekündigt wurde, nicht das Ende der Kunst überhaupt bedeutete, ebenso ist weder die konkrete Naturzerstörung eine Zerstörung von Natur überhaupt, noch die Auflösung des klassischen Naturbegriffs das Ende unserer Vorstellung von Natur. Im Zusammenhang mit der Entwicklung der technischen Reproduktionsverfahren ist eine neue, eine andere Form von Kunst entstanden. Was wird, könnten wir in Analogie fragen, Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit sein?
Wenn man versucht, die Analogien zu Benjamins Analyse der Kunstentwicklung auch in diese Frage hinein zu verfolgen, so wird man dann sehr zurückhaltend sein angesichts der Tatsache, dass die Hoffnungen, die Benjamin mit der neuen Kunst verband, sich durchweg als trügerisch erwiesen haben. Die neue Kunst hat weder eine proletarische Massenkultur gebracht, noch hat die Politisierung der Kunst irgendwelche Resultate gezeitigt, über die man glücklich sein könnte.

Mit aller Vorsicht können wir Folgendes sagen: Durch die Möglichkeiten der technischen Reproduzierbarkeit von Natur verliert, was Natur ist, seine Bestimmtheit durch ihr Gegenteil, durch Technik, Kultur, Zivilisation, durch den humanen Bereich. Das bedeutet, dass Natur in der Reichweite praktischer Relevanz selbst als ein kulturelles Produkt verstanden werden muss, als »sozial konstituierte Natur«[8]; das bedeutet auf der anderen Seite aber auch, dass der Mensch samt seiner Kultur und seiner technischen Möglichkeiten sich mehr und mehr als zur Natur gehörig versteht. Der Naturbegriff verliert dadurch seine Konturen und wird in gewisser Weise wieder zu einem Begriff des Ganzen, was er bei den Vorsokratikern schon einmal war. Das eröffnet die Möglichkeit einer neuen Naturphilosophie als erster Philosophie, verschließt aber zugleich die Möglichkeiten, aus dem Naturbegriff noch moralische Normen abzuleiten. Normative Differenzierungen müssen unterhalb und innerhalb des Naturbegriffs vollzogen werden. Das bedeutet sicher eine weitere, radikale Ernüchterung des Menschen in seinem kulturellen Selbstverständnis. Ob sich mit dem sich anbahnenden neuen, umfassenden Naturbegriff auch Hoffnungen verbinden lassen, ist schwer zu sagen. Dass Benjamins an den neuen Kunstbegriff geknüpfte Hoffnungen illusorisch waren, lag, so können wir heute sagen, daran, dass die Alternative Faschismus versus Kommunismus, an der er sich orientierte, eine Alternative war, die den fundamentalen historischen Entwicklungsprozess der Modernisierung eher verdeckte. Auch unser Blick war bisher durch eine verdeckende Dichotomie, durch den Ost-West-Konflikt, von der fundamentalen Entwicklung unserer Welt abgelenkt. Jetzt erst wird deutlich, was sich schon lange anbahnt, nämlich dass es die anthropogen bestimmte Naturbasis des Menschen sein wird, die Klima-, Bewohnbarkeits-, Fruchtbarkeitsveränderungen unserer Erde, die, vermittelt über den Nord-Süd-Konflikt, die zukünftigen gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen bestimmen werden. Die Politisierung der Natur hat längst begonnen.

8 Zu diesem Terminus siehe: Gernot Böhme/Engelbert Schramm (Hg.), Soziale Naturwissenschaft, Frankfurt am Main 1985.

Anke Haarmann

Naturkultur – ein politisches Kollektiv

Ruhig liegt der See, umgeben von Schilf, einer Spundwand, parkenden Lkws und Gewerbegebäuden hinter dem Deich am Rande der Elbe nahe dem Hamburger Zentrum. Ein Kormoran trocknet sein Gefieder, und Schnatterenten schippern über die Wasserfläche. Das Gebiet gehört zum Hamburger Hafen, der von der Hamburg Port Authority (HPA), einer Gesellschaft öffentlichen Rechts, verwaltet und entwickelt wird. An manchen Sommertagen haben hier massenweise Frösche gequakt, und zuletzt wurde eine Gestreifte Zartschrecke entdeckt – ein Insekt, das auf der Liste aussterbender Arten steht. Das Gelände ist von Altlasten verseucht, sagt die HPA. Seit der großen Sturmflut von 1962, die den Deich brechen ließ, wird das Gebiet regelmäßig von Elbwasser geflutet. Vorher befanden sich hier Kleingartenparzellen und Werkstätten. Die Erinnerung der wenigen verbliebenen Anwohner an die Flut und die ehemaligen Häuser auf dem Gelände ist noch wach. Zwei Menschen starben damals. Vereinzelte Gartenbäume stehen seit damals im Dickicht der nachwachsenden Brombeeren, Birken und zwischen den Betonresten der Hüttenfundamente. Wochenendausflügler, die mit dem Fahrrad am Rande des unzugänglichen Geländes entlangkommen, schätzen den schönen Anblick als Geheimtipp inmitten der Gewerbelandschaft. Eine wuchernde Pflanzenart, der Japanische Knöterich, droht am Rande des Sees den Schilfgürtel zu verdrängen, der Rückzugsgebiet verschiedener Tierarten geworden ist. Eine verwickelte Gegend, in welche die Künstlerin Nana Petzet intervenierte, indem sie in Zusammenarbeit mit dem BUND (Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland) symbolisch den Japanischen Knöterich rodete und in Zusammenarbeit mit verschiedenen Naturkundlern die vorhandenen Pflanzen, Vögel, Amphibien und Kleinlebewesen filmisch verzeichnete. In der Folge dieser künstlerischen Interventionen hat die Hamburg Port Authority den Zaun um das Gelände repariert, im Abstand von einigen Metern »Betreten verboten«-Schilder aufgestellt, die Künstlerin vorgeladen, den Tierfilm begutachtet und eine Klage erwogen. Die naturkundliche Kartierung des Geländes hat offenbar den Effekt einer Bewertung des Geländes, die in den Konflikt mit den Interessen der Hafenökonomie führt. Die naturschützerische Rodung des Knöterichs offenbarte aber auch die kulturelle Pflegebedürftigkeit dieses jungen Wildwuchses. Der Peutegrund, so nennt Nana Petzet das Altlastenbiotop, ist eine komplizierte Verwerfung diverser Interessen, Wirkungsketten und Zuschreibungen. Eingewoben in die Sturmflutgeschichte ist es Erinnerungsgelände. Im Besitz der HPA ist es Hafen-

erweiterungsgebiet. Für Naturschützer ist es ein junges Biotop, das seltene Arten zu beherbergen fähig ist und als schützenswert gilt.[1]

Abendländischer Naturschutz

Welche Bedeutung hat das kleine, junge, verwickelte Altlastenbiotop am Rande der Metropole für die globale Frage der Ökologie und die Politik des Naturschutzes? Sensible Ökosysteme gegen industrielle Verschmutzung, zivilisatorische Expansion, biologisches Ungleichgewicht und landwirtschaftliche Ausbeutung zu schützen, gilt prinzipiell als notwendig, denn andernfalls scheint sich im planetarischen Ganzen »die Natur« mit verheerenden Katastrophen, sterbenden Regenwäldern und schmelzenden Gletschern zu rächen. Ausgehend vom kleinen Lokalen und hochgerechnet auf das große Ganze prophezeit das westliche Abendland ansteigende Weltmeere. Mit FCKW-freien Kühlschränken und dem Verzicht auf Tropenholz ist es daher gut, die Eisbären zu retten und die Polarkappen vor dem Abschmelzen zu bewahren, denn nicht nur die Bären würden untergehen, wenn Kohlenstoffdioxydausstoß und Klimawandel voranschritten, sondern auch die Menschheit würde in den Fluten ertrinken. Auch die örtliche Zartschrecke ist zu schützen, weil diese Kreatur andernfalls verschwände und mit verringerter Artenvielfalt die ganze Natur zu erkranken droht. Die Überzeugungskraft des Naturschutzes wird gewöhnlich geregelt von einer Logik der Wirkungskette, die vom Einzelnen zum Allgemeinen führt. Daher ist schließlich die Völkergemeinschaft insgesamt aufgerufen, eine neue Askese im alltäglichen Detail zu entwickeln, um der drängenden ökologischen Probleme des Planeten Herr zu werden: weniger Konsum, weniger Energieverbrauch, weniger Fleisch – so die Forderung an alle. Sind aber Enthaltsamkeit und Askese die entscheidenden Werkzeuge, die im Gerangel mit lokalen Hafenbehörden Wirkung zeigen und bei der Rodung von wucherndem Knöterich helfen? Ist es die Zurücknahme der menschlichen Kultur im schonenden Seinlassen der Natur, die das reale Geschehen und das effektive Handeln im sogenannten »Naturschutz« angemessen beschreibt?
Im vorherrschenden Topos des Naturschutzes werden menschliche Kultur und nichtmenschliche Natur voneinander getrennt. Auf der einen Seite herrschen Gesetzmäßigkeiten, die den Klimawandel und das Artensterben als Wirkungskette hervorbringen, und auf der anderen Seite handeln Menschen nach dem Prinzip der Verantwortung oder dem Kalkül der Ökonomie. Wissenschaftlich erkannt das eine, moralisch aufgeladen das andere. Auf diesem Terrain, das nach Natur und Kultur

1 Siehe das künstlerische Projekt von Nana Petzet im Bildband.

trennt, verschmelzen das moralisch Gute und das naturgesetzlich Zwangsweise und erzeugen ein wissenschaftlich-moralisches Gebot der Askese.
Dem wissenschaftlich-moralischen Erklärungszusammenhang liegt eine feine, aber definitive Differenzierung zugrunde, die menschliches Tun und natürliches Walten voneinander trennt und auf der Grundlage dieser Trennung die Wahrheit über die Natur und die Anforderungen an die menschliche Kultur formuliert. Die Gesetze, in deren Rahmen ermittelt wird, wie die Natur mit der Klimakatastrophe das menschliche Walten ahndet, sind aber Berechnungen dessen, was im Bereich der menschlichen Erkenntnisfähigkeit als Natur und als Wirkungsweise verstanden werden kann. Vielleicht klingt diese relativistische Formulierung blasphemisch angesichts der realen Gefahren ansteigender Weltmeere und damit verbundener, absehbarer globaler Verteilungskämpfe – aber was ist das Reale im Zeitalter von Wissenskritik und was das Blasphemische in der Ära der Aufklärung?
Aus guten Gründen haben wir mit der Aufklärung und der Wissenskritik der letzten Jahrhunderte gelernt, den Glaubenssätzen zu misstrauen und in der objektiven Wahrheit über die Natur der Dinge eine unbegründbare Behauptung zu erkennen. Die Kontextualität und Historizität der Wissensdiskurse wurden beschrieben und die gesellschaftliche Funktion moralischer Glaubenssätze entlarvt – und zwar nicht aus Blasphemie und Realitätsverlust, sondern um die Herrschaft von Wissen und moralischen Glaubenssätzen zurückzuweisen, die sich nicht abschließend begründen oder umfassend verallgemeinern lassen. Mit der vermeintlichen »Wahrheit über die Natur der Dinge« wurde Biopolitik begründet und Geopolitik betrieben, wurden Geschlechterrollen legitimiert und Ausbeutungsverhältnisse unangreifbar gemacht. Dieser zweifelhafte Zusammenhang von Wissen, Wahrheit, Moral und Ordnung wurde kritisiert – und nun wird eben diese Wahrheit in Anschlag gebracht, um als Fürsprecher der ausgebeuteten Natur Gutes für den Planeten und die Menschheit zu stiften. In der aufgeklärten und wissenschaftsreflektierten Gesellschaft der Gegenwart klingt der Erklärungszusammenhang des gegenwärtigen Naturschutzes verdächtig. Aber was sollen wir denken und tun, wenn gleichwohl die Polarkappen schmelzen und der Fisch aus dem Hafenbecken beim Verzehr dem menschlichen Organismus Gifte zuführt? Wer meint, nun aufhören zu können, den Müll zu trennen und den Kohlenstoffdioxydausstoß zu verringern, weil diese Praktiken nur Spielarten eines moralisch-wissenschaftlichen Verblendungszusammenhangs sind, hat gefehlt. Vielmehr geht es darum, in der Sache der Natur und um der natürlich-kulturellen Kräfteverhältnisse willen, nicht hinter Wissenschaftskritik und Aufklärung zurückzufallen und nicht naiv das Bewahren des – als Natur gedachten – Bestehenden zu proklamieren. Das Verhältnis von Menschen und Polarkappen, Industrie und Nahrung, Biotop und Stadt-

leben, Energieverbrauch und Pegelständen – kurz das Verhältnis von Natur und Kultur – scheint etwas komplizierter zu sein, als es der wissenschaftlich-moralische Schuld-und-Wirkungs-Zusammenhang nahelegt, der mit allgemeinen Wahrheiten argumentiert und Askese fordert.

Deskriptiv betrachtet, gilt der naturgesetzliche Zwang und normative Konsens keineswegs unbedingt, wenn es um die Reduktion des Kohlenstoffdioxydausstoßes, die Vermeidung von nicht abbaubarem Müll oder den Schutz seltener Arten geht. Es tauchen in der Rede vom Naturschutz ambivalente Begriffe wie »Emissionshandel« auf oder quasibiologische Hinweise auf das »ökonomisch-ökologische Gleichgewicht«. Diese Phänomene gilt es zu erklären, und ihnen gegenüber ist eine Position zu beziehen, die eher kritisch-politisch denn asketisch-moralisch und wissenschaftlich-objektiv argumentiert und vielmehr einen Einsatz in die Spiele der Macht erfordert als die Suche nach der Wahrheit der Natur. Der »Emissionshandel« ist keine moralisch gute Tat auf der Grundlage einer wissenschaftlich objektiven Wahrheit – es ist ein Hybrid aus den Tatsachen der Kohlenstoffdioxydemission, den Anforderungen der gewinnorientierten Ökonomie, den Politiken der ungleichen Staatengemeinschaft, den wissenschaftlichen Beobachtungen zur Erdatmosphäre, dem Spektakel der öffentlichen Meinungen und dem Verhandlungsgeschick der jeweiligen Außenminister, die den Emissionshandel beschließen und die Werteskalen festlegen, nach denen Kohlekraftwerke in verschiedenen Ländern unterschiedliche Zertifikate erhalten. Dem Mythos der Allgemeingültigkeit des Naturschutzes liegt eine ideologische Verblendung zugrunde, die verschleiert, dass nicht die Wahrheit der Natur die Moral des Handelns leitet, sondern die Kräfte der beteiligten Akteure. Identifiziert als Schuldner, werden wir alle einerseits in einen moralischen Verzichtsdiskurs eingebettet und wird uns die Korrektheit seines Tuns kollektiv mitgeteilt. Integriert in ökonomisch-politische Dynamiken, entbindet andererseits das gesellschaftliche Kollektiv die Kohlekraftwerke von ihren naturgesetzlichen Wirkungsketten und entlässt sie aus dem Verantwortungsprinzip.

Es scheint, als müssten zwei Argumentationslinien verfolgt werden, die sich ausgehend von einem doppelten Zweifel aufdrängen: dem epistemologischen Zweifel am wissenschaftlich-moralischen Erklärungszusammenhang und dem politischen Zweifel an dessen Allgemeingültigkeit. Die erste Argumentationslinie strebt eine Untersuchung des Natur-Kultur-Verhältnisses an, das der Epistemologie des wissenschaftlich-moralischen Erklärungszusammenhangs innewohnt, und beabsichtigt, die Verklumpung von Wahrheit und Moral kritisch zu befragen. Die zweite Argumentationslinie entwickelt eine individualethische Strategie der Einmischung, um dem individualisierten Schuldzusammenhang zu begegnen und um die persönliche Handlungsmacht als

Einsatz in das Naturkultur-Kollektiv hervorzuheben sowie die Politik der Verausgabung gegen die Askese des Verzichts zu setzen.

In milder Abendsonne kauern Angler auf Campinghockern zwischen Weidenbäumen. Sie werfen die Ruten aus und warten auf die anbeißenden Fische. Ein Kanal liegt vor ihnen, der Hafenbecken miteinander verbindet und dessen Wasser bräunlich gefärbt, manchmal mit blauem Film überzogen ist. Eine Fabrikanlage am gegenüberliegenden Ufer verströmt den süßlichen Kadavergeruch eingekochter Tierleiber zur Fettherstellung. Die Angler haben ihre Praktiken der Nahrungsbeschaffung aus den Heimatländern mitgebracht. Gewohnheit, Vergnügen und Verköstigung bot das Angeln an osteuropäischen oder russischen Gewässern und weckt nun im Elbe-Hafen-Delta heimatliche Gefühle. Gefangene Fische zucken betäubt in den Plastikeimern und werden später nach Hause in die Küche getragen. Lokale Naturschutzverbände beobachten alarmiert die Anglerfreude der Zuwanderer und spekulieren über den Zustand der Fischbestände. Einige Kilometer weiter planschen Jugendliche in den Entwässerungsgräben – den Wettern – der feuchten Marschlande. Die matschigen Gräben sind bestückt mit Plastikabfällen aus der nahe gelegenen Hochhaussiedlung und dünsten Modergeruch aus. Irgendwo gluckst ein Moorfrosch im Pompeselgras, umgeben von landwirtschaftlichen Flächen. Der niedrige Wasserstand erfreut die Bauern, die Gemüse anbauen wollen und nicht Moorfrösche züchten. Ihre Düngemittel sickern in die Entwässerungsgräben, in denen die Jugendlichen fangopackungbraune Waden bekommen. Das Künstlerkollektiv Critical Art Ensemble (CAE) hat angesichts dieser vielschichtigen Beziehung von Wasserqualität und Wassernutzung das Verhältnis von äußerer und innerer Körpernatur erforscht und untersucht, ob die Anglerkanäle und Freizeit-Wettern für den menschlichen Organismus gesund sind. Was ist gesund? Über die Haut dringen die Inhaltstoffe des Matschwassers in die Körper ein. Über den Fisch nährt sich der Organismus mit dem Kanalwasser. Die körperrelevante Wahrheit des Wassers wurde vom Künstlerkollektiv über leicht zu nutzende Schnelltests überprüft, welche die Bakterienmengen, Schwermetalle und anorganischen Schadstoffe in Farbabstufungen anzeigen können. Das Critical Art Ensemble stellte Schautafeln mit den Ergebnissen der Wasserproben auf, vor allem aber führte es gemeinsam mit den Anglern und Jugendlichen Schnelltests vor Ort durch, weil »die Überwachung der eigenen Umwelt viel zu wichtig ist, um sie Experten zu überlassen« (CAE). Involviert in den Bakteriengehalt und die Schadstoffbelastung der umgebenden Gewässer, setzt sich der menschliche Organismus durch seine kulturellen Gepflogenheiten und durch die eigenhändige Sichtbarmachung der Werte mit der lokalen Umwelt in Beziehung. Wissenschaftliche Forschungsmethoden und individuelle Erfahrungen verknüpfen sich

im Moment der Untersuchung des Wassers mit Heimatgefühlen und Spielfreude zu einer situativen Erkenntnisform, die nicht objektiv urteilt, sondern, eingelassen in die lokale Wahrheit, sich diese aneignet.[2]

Reinigung der Wahrnehmung

Gehört ein Hafenbecken, in dem Algen, Dosen, Fische, Bakterien, Chemikalien und mitunter blinde Passagiere schwimmen, zum Bereich der Natur oder dem der Industriekultur? Erobert sich im kontaminierten Wasser die Natur Territorien zurück, oder hat es die Industriekultur mit postkolonialen Wanderungsbewegungen und verseuchten Fischen in den Mägen der angelnden Unterklasse zu tun? Es scheint, als wäre ein Hafenbecken beides: ein Mischwesen, in dem kulturelle und natürliche Akteure gemeinsam auftreten, aufeinander einwirken und die »Natur« des Gewässers ausmachen. Dann aber wären die Fische im Becken ebenso wenig reine Natur, wie die Zuwanderer an Land reine Angelkultur ausübten. Angelkultur scheint mit Heimaterfahrung und Gewässernatur verwoben zu sein. Fische sind durchdrungen von Industrieabfällen und Vermehrungstrieben. Doch die Argumentation um den Schutz der Fische und die Warnungen an die Angler tendieren dazu, das Kollektiv, das sie bilden, auseinanderzudividieren. Die Chemikalien gehören in diesen Argumentationen dann nicht mehr zum Fisch, noch gelten sie als Bestandteile des Wassers und gehören nicht in die Mägen der Zuwanderer. Als Fremdlinge – alias Schadstoffe – treten sie auf der Bühne des Laboratoriums auf und werden anhand der bunten Farben des Wassertests kenntlich. Im Orange, Blau, Rosa der Probestäbchen wird Chlorid, Eisen oder die Bakterienmenge wahrnehmbar und zugleich von dem Wasser abtrennbar.
Die experimentelle Strategie der Anzeige ist zugleich eine Geste der Trennung. Farblich geschieden, werden Kanalwasser und Schwermetalle als verschiedene Dinge markiert. Als autonom gelten dann auch die Fische abzüglich des Hafenbeckenwassers, der darin befindlichen Stoffe, der Kaimauern und Algen, die sie als Nahrung zu sich nehmen. Reine Fisch-Natur, die als argumentative Grundlage angeführt wird, um für die Makellosigkeit dieser Wesen und die Gesundheit der Angler kämpfen zu können. Ist es zynisch, diese Trennung von Wasser, Körpern und Schwermetallen infrage zu stellen, angesichts der zerstörerischen Wirkung der Chemikalien und Schwermetalle im Organismus der Menschen und Tiere? Doch warum müssen sich die Bemühungen um Gesundheit und der Kampf gegen industrielle Altlasten bei einer ursprünglichen

2 Siehe das künstlerische Projekt des Critical Art Ensemble im Bildband und das Interview mit dem Critical Art Ensemble in diesem Band.

Natur absichern? Wird den Fischen Unrecht getan, wenn sie entnaturalisiert werden? Warum? Weil offenbar mit dem Naturstatus die Hoffnung verbunden wird, dass sich die reine Natur als Wahrheit am Ende durchzusetzen vermag. Und weil auf dem Naturstatus das Plädoyer für die Argumentation um Reservoirs und Hegezonen aufgebaut wird. Als könne man nur im Namen der reinen Natur für die Feuchtigkeit der Wiesen, die Laichplätze der Frösche und die Gesundheit der Angler plädieren. Doch die Fische, die Hafenbecken, die Zuwanderer als Hafenarbeiter und deren Gesundheitszustand sind durch mehr Kräfte aufeinander bezogen als jene der Schwermetalle. Und es ist auch im Fall der Zartschrecke das Ganze des Naturkultur-Kollektives – bestehend aus Hafenwachstum, Altlasten, Elbflut, Japanischem Knöterich und Tierbestand –, über das wir sprechen, wenn wir im Namen des Naturschutzes für das Gewicht der Zartschrecke im Gleichgewicht der Kräfte plädieren. Wenn nicht mehr reine Natur als Argument für Schutzgebiete und Reservate herhalten kann, wenn alle beteiligten Akteure im natürlich-kulturellen Netzwerk zusammenhängen und im Kollektiv aufeinander einwirken und sich verändern, indem alle durch ihre Handlungen und Reaktionen Eingaben in die komplexen lokalen Systeme machen – welche Veränderungen sind dann erstrebenswert? Für welche lässt sich begründet argumentieren? Der konservative Charakter eines bewahrenden Naturschutzes wird jedenfalls obsolet, wenn die Umwelt als verwickelte Mitwelt aller beteiligten Akteure gedacht wird und der Vorgang der aufeinander bezogenen Veränderung zum Wesen dieses Kollektivs gehört.

Was hat man mit dieser Argumentation für die Handlungsperspektiven derjenigen Akteure gewonnen, die von Klimakatastrophen, blinden Passagieren, Fischen und Hafenbecken gleichermaßen betroffen sind und daran mitgewirkt haben? Sie können nicht mehr einfach im Namen der »Natur« zwischen notwendig guter und objektiv falscher Entwicklung unterscheiden und entsprechend dieser Wahrheit handeln. Wenn die kausale Biochemie und das intentionale Handeln beides Kräfte im Naturkultur-Kollektiv sind, dann ist das Mischwesen, aus dem offenbar alles besteht, zu jedem Zeitpunkt auch und immer schon politisch: Es agiert und wird belangt, es wirkt und wird veranlasst, es handelt und ihm widerfährt – in einem komplexen Netzwerk von handelnden und reagierenden Komponenten, Strategien und Reflexen. Das aber heißt, dass in der Tat das Handeln der Menschen im Netzwerk der Beziehungen in die Manifestation des Natürlichen einwirkt – und also haben wir mit der Rede von den Mischwesen vor allem eines gewonnen: eine Politik der natürlich-kulturellen Einmischung.

Wenn der französische Anthropologe und Wissenschaftsforscher Bruno Latour von einer »politischen Ökologie« spricht, dann meint er diese Verschränkung der Akteure und ihre Verantwortung für das Ganze. Und er meint, dass es keinen Sinn macht, von

einer reinen Natur als dem Anderen der menschlichen Kultur zu sprechen. Eine politische Ökologie argumentiert nicht mit der Natur, sondern mit dem Recht aller beteiligten Akteure, an der Entwicklung mitzuwirken, die das Naturkultur-Kollektiv vollzieht.

Auf dem Betonplatz zwischen Stadtbahnhof, Einkaufshallen und Wohnhochhäusern befindet sich ein großes Beet. Es wird von Frauen und Männern bevölkert, die mit Schaufeln und Spaten die magere Erde aufbrechen. Die Künstlerin Susan Leibovitz Steinman hat gemeinsam mit dem Interkulturellen Garten-Projekt Flugblätter verteilt und Ankündigungen aufgehängt: Es geht um »Gärten für Alle«. Der öffentliche Raum ist ein Boden, auf dem sich jeder einen Gartenplatz anlegen kann, wenn er den Mut hat, diesen Platz zu bepflanzen. Die Einübung einer gärtnerischen Aneignung des öffentlichen Raums wird gemeinsam mit Passanten durchgeführt. Der Boden wird umgegraben, gemulcht und mit frischer Erde durchmischt. Kapuzinerkresse wird gesät, Kräuterbüschel werden gepflanzt, Blumen und Erdbeerpflanzen gesetzt. Jeder der Vorbeikommenden kann aus den bereitstehenden Pflanzen und Werkzeugen auswählen und sich an der gemeinsamen Aktion für eine Kultur der Stadtgärten und die Einmischung in die Gestaltung von öffentlichem Raum beteiligen. Die Trennung von Stadt und Land wird in der wilden Vermehrung der Gärten im Stadtraum unterwandert, an der die Passantinnen mit Kopftuch und die Kinder mitwirken.[3]

Plädoyer für eine individuelle Politik der Einmischung ins Kollektiv

Der unverdächtige Akt der Pflanzung auf öffentlichem Grund weist den Weg zu einer Politik der Einmischung in die Sache der Naturkultur. Grabend beteiligen sich die Passantinnen an der Bestückung der Beete und nehmen die Begrünung der urbanen Landschaft nach eigenen Maßstäben in die Hand. Die einzelne Erdbeere ändert im Ganzen nicht das Kräfteverhältnis der Akteure, aber die Idee der Stadtgärten, die der Aktion zugrunde liegt, ist genährt von den konstruktiven Erfahrungen der Vermischung urbaner und gärtnerischer Kulturnatur. Was das Umgraben des öffentlichen Raums charakterisiert, ist nicht die Reinstallation einer reinen Natur im Bereich der städtischen Betonkultur. Die hortikulturelle Geste im natürlichen Stadtraum gräbt nur eine kleine menschlich-pflanzliche Spur in das zivilisatorische Biotop und verteilt lokal die Kräfte zwischen natürlichen und kulturellen Akteuren neu. Sie bedeutet gleichwohl mehr Brombeerpflanzen und mehr Einmischung in ein öffentliches Territorium, das von

3 Siehe zum Projekt von Susan Leibovitz Steinman und zum Interkulturellen Garten Wilhelmsburg e.V. im Bildband sowie den Beitrag von Susan Leibovitz Steinman in diesem Band.

kontrollierten Verhaltensweisen und stahlbetonender Materialität geprägt war. Die individualethische Strategie der Einmischung in das Naturkultur-Kollektiv bringt die Handlungsmacht der einzelnen lokalen Akteure zum Vorschein. Es bringt sie zum Einsatz und damit das Kollektiv in Bewegung. Wie jedoch kommen wir dorthin, dass die beteiligten Akteure sich in die Entwicklung des Naturkultur-Kollektivs einmischen? Wie kann der eingeübte Trennungsakt überwunden werden, der handelnde und wirkende, natürliche und kulturelle Aktivitäten voneinander abspaltet und die Akteure zu Schuldnern der zivilisatorischen Entwicklung macht? Eine individuelle Erfahrung der Eingelassenheit in das Netzwerk der natürlichen und kulturellen Akteure kann der Wahrnehmung der Vermischtheit als Quelle und Bezugspunkt dienen. Selber gärtnern, selber Knöterich roden und das Wasser untersuchen: Von dieser individuellen, situativen, lokalen und vermischten Erfahrung der Eingelassenheit aus kann das Vermögen der Einzelnen sichtbar werden. Dieses Vermögen beruht nicht alleine auf der Rücksichtnahme, um dadurch Natur zu schützen, sondern auch auf der Einflussnahme, die Umwelt zu formen. Nicht die Forderung nach Enthaltsamkeit regelt das wirksame Verhalten im Naturkultur-Kollektiv.
Das aktive Graben im öffentlichen Beet ist darüber hinaus von einer Geste der Verausgabung geprägt und unterwandert das vorherrschende Gebot des Verzichts in der Sache des Naturschutzes. Das Roden von Japanischem Knöterich, die Auseinandersetzung mit den Vertretern der Hafenökonomie, die Erforschung der umgebenden Kanäle und das Vergnügen an der eigenen Erkenntnis sind aktive Eingaben ins Naturkultur-Kollektiv und begegnen der Terminologie einer bitteren Askese mit einer Strategie der Aneignung und Einmischung. Diese Umwertung der Werte, von weniger zu mehr, von der Moral des Verzichts zur Entfesselung der Aktivitäten, setzt das Individuum aus seiner passiven systemischen Funktion frei und versetzt es in eine Position der Einflussnahme. Am Ende ist es diese Umwertung der Bedeutung des Einzelnen, die sich für die menschlichen Akteure im Naturkultur-Kollektiv aus der Beobachtung der Vermischung ergibt. Die Mischwesen, aus denen die Kollektive zusammengesetzt sind, schmälern nicht die Bedeutung der kulturellen und natürlichen Akteure durch Uneindeutigkeit, sondern ermächtigen sie alle zur Einflussnahme, gerade weil sie verwickelt sind und im Kräfteverhältnis eine Rolle spielen.

Performativ hat sich die Künstlergruppe Ala Plástica auf der Elbinsel Wilhelmsburg eingemischt und als Zeichen für einen möglichen Übergang zwischen Natur und Kultur, Naturschutzgebiet und Gemüseanbau einen Weidenbaum auf den Deich gesetzt. Der Deich trennt den Tide-Auenwald vom Gemüseanbaugebiet und das Elbehochwasser von dem Inland. Der Tide-Auenwald wird regelmäßig von den Fluten der

Elbe überspült. Diese Flutung und Trockenlegung der Flussauen gefährdet jedoch die landwirtschaftlichen Erträge, und so zieht sich hinter dem Naturschutzgebiet der Deich durch das Gelände. Eine lange Kulturgeschichte der Eindeichung und des bäuerlichen Kampfs gegen die Fluten hat den Deich zu einem Monument werden lassen, dessen Existenz unantastbar zu sein scheint. Einem Naturgesetz gleich, wird jede Verletzung der Deichoberfläche als Angriff auf die Existenz der hinter ihm liegenden Kulturgesellschaft gewertet. Die Fluten der Elbe haben aber keine Flächen mehr, wo sie sich verteilen können, und steigen im Jahresmittel immer weiter an. Sie drohen mit den globalen Veränderungen im Zuge des Klimawandels und den lokalen Veränderungen im Zuge der Elbvertiefung immer gefährlicher zu werden. Je höher und abweisender sich die Sicherheitspolitik der Deiche gegen das Wasser der Elbe abschottet, desto schneller und höher strömen die Fluten. Gemeinsam mit örtlichen Naturschutzverbänden, Landschaftsplanern und unter Zuhilfenahme der Weide hat die Künstlergruppe Ala Plástica den herrschenden Sicherheitsdiskurs um den Deich infrage gestellt und als Monument für eine Strategie der Trennung und Abschottung zwischen wilder Hege-Natur und angelegter Turbogemüse-Kultur hinterfragt. Lokale Deichpolitik und globale Klimakatastrophe verbinden sich zu einer Gefahr, weil die Trennung von »natürlicher« Flut und »kultureller« Agrikultur und Stadtlandschaft unüberwindbar erscheint. Die künstlerische »Übung« der Einmischung verfolgt dagegen nicht nur die symbolische Überwindung des Deichs. Sie überwindet die Trennung von Kultur und Natur. Es geht um eine Kollektivbildung der lokalen, menschlichen und natürlichen Akteure, deren Einmischung in die globalen Zusammenhänge als Plädoyer für eine neue Abmischung der natürlichen und kulturellen Kräfte gesehen werden kann – nur eine Weide auf dem Deich.[4]

Die Geste der kleinen Intervention vermag das Kräfteverhältnis der beteiligten Akteure, bestehend aus Deich, Elbe, Flut, Klimawandel, Gemüsebauern und Naturschutzverbänden, sichtbar zu machen und aus der einfachen Dichotomie von Elbenatur einerseits und Inlandkultur andererseits herauszulocken. Die Einmischung hat aber auch das Potenzial, die Kräfterelationen zu transformieren. Die Weide, die auf dem Deich für einen Moment zum Stehen kam, ist ein neuer Mensch-Natur-Akteur, der begonnen hat, im bestehenden Geflecht der Dinge eine kleine aber reale Rolle zu spielen. Das symbolische Setzen der Weide ist eine Geste im Kontext einer politischen Ökologie, wie Latour sie philosophisch umkreist. Latour analysiert die Mikrostruktur der Zusammenhänge zwischen Dingen und Menschen und plädiert für diese politische Ökologie,

4 Siehe das künstlerische Projekt von Ala Plástica im Bildband sowie den Beitrag von Ala Plástica in diesem Band.

damit sie den gewöhnlichen Topos des Naturschutzes und dessen einfache Trennung zwischen Natur und Kultur ablöst. Eingebettet in die Verbundenheit bilden also die Menschen und ihre Kultur ein Kollektiv mit der Natur und anderen Dingen an jedem einzelnen Punkt, wo sie sich miteinander verweben. Überall kann die Konstellation dieser Kollektive durch Intervention sichtbar gemacht werden. Nicht die Moral der Zurücknahme, sondern eine Ethik der Einmischung bildet die Grundlage der Sichtbarmachung und der Transformation dieser Kollektive. Grundlage der Einmischung ist aber die Erfahrung der Einzelnen, Akteur zu sein, verknüpft zu sein und eine seltsame, unscheinbare und zugleich reale, Wirksamkeit entfalten zu können.

Gerd de Bruyn

Artefakt und Biofakt

In meinem Buch *Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken* habe ich am Beispiel alter und moderner Idealstadtplanungen den naiven Rationalisierungswahn und die übermächtige Sehnsucht nach einer einfachen Welt beschrieben, die sich der Avantgardebewegungen ebenso bemächtigte wie Jahrhunderte zuvor schon der Humanisten. Statt von einfacher Welt zu sprechen, könnte man präziser sagen, dem utopischen Denken ging und geht es vor allem um die radikale Reduktion sozialer und urbaner Komplexität. Meine damaligen Erkenntnisse kann man in folgende Formel bringen:
Städte bilden komplexe Artefakte, die aus vielen *komplizierten* Artefakten zusammengesetzt sind. Darum können wir Städte auch Artefakte zweiter Ordnung nennen. Artefakte erster Ordnung sind Produkte, Artefakte zweiter Ordnung sind *Prozesse*. Prozesse sind schwieriger zu verstehen als Produkte, die fix und fertig in den Handel und »in unser Handeln kommen«. Wohl können Produkte überaus kompliziert sein. Bei vielen haben wir nicht die geringste Ahnung, wie sie funktionieren. In der Regel gelten sie aber als beherrschbar und überschaubar (man denke an ein Auto, das noch niemanden totgefahren hat). Demgegenüber muten uns große Städte unüberschaubar und unbeherrschbar an. Philosophen, Literaten, Architekten und Planer reagierten daher über Jahrhunderte hinweg auf das Chaos der Städte mit idealtypischen Plänen, die zum Teil komplizierte, immer aber unterkomplexe Artefakte erster Ordnung waren. Die Avantgarden entkamen dieser verhängnisvollen Logik erst, als sie nach dem Zweiten Weltkrieg ein Bündnis mit der keimenden Popkultur (Independent Group: *As Found*) oder dem Surrealismus (Situationisten: *Dérive*) schlossen und sich den Metropolen überließen, so als würde London eine Enzyklopädie der Alltagskultur und Paris eine Architektur des Unbewussten repräsentieren. Demgegenüber bot die Charta von Athen, die auch erst nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Siegeszug antrat, ein Paradebeispiel für den antiquierten Versuch, unsere Städte weiterhin als Artefakte erster Ordnung zu betrachten. Auf diese Weise blieb lange Zeit das Missverständnis lebendig, Städte seien Gebilde, die wie Kunstwerke Anspruch auf Durchbildung und Abgeschlossenheit (um nicht zu sagen Vollkommenheit) erheben können.
Den Kuratoren von Kultur | Natur geht es vordringlich um die Frage, was eigentlich »die Natur« ist, und in welchem Verhältnis sie zur urbanen »Kultur« steht? Um zur Klärung beizutragen, könnte ich von dieser Frage aus eine Brücke zum utopischen Denken

schlagen. Nahe liegend wäre eine historische Betrachtungsweise, die der wachsenden Bedeutung der Natur in Idealstadtplanungen nachspürt – zumal uns die Geschichte mit interessanten Beispielen versorgt, welche Natur nicht nur in ehrgeizigen Grünplänen nachweisen. Im 15. Jahrhundert treffen wir beispielsweise auf Leonardo da Vincis Plan einer hygienischen Stadt, die nach einem abstrahierten Naturmodell entworfen wurde. Im Zentrum stehen weder Residenz, Schlosspark oder Kirche, sondern ein ausgeklügeltes Kanalsystem, das die Stadt von Krankheiten, Seuchen und Unrat aller Art befreit und dabei ähnlich effektiv zu Werke gehen soll wie die Blutbahnen des Menschen, die der Maler der Mona Lisa sich in ca. dreißig illegalen Leichensektionen vergegenwärtigt hatte.

So spannend das klingt, möchte ich dennoch als Architekturtheoretiker einen anderen Weg einschlagen. Meine einleitenden Sätze haben schon angedeutet, wohin es führt, wenn die urbane Kultur ganz im Sinne des utopischen Denkens als Artefakt beschrieben wird. Artefakte sind von (selbstbewussten) Menschen geschaffene Dinge, die als imposant und gelungen betrachtet werden dürfen, wenn wir dabei unsere Trumpfkarte ausgespielt haben: vernunftbegabte Lebewesen zu sein. Jede Idealstadt wollte zuallererst ein Paradigma der Vernunft sein. Das ist ja auch der Grund, weshalb der rationalistische Charakter der Architektur und das utopische Denken eng miteinander verwandt sind.

Artefakte sind *künstlich* hergestellte Gebilde planender Vernunft, die in Konkurrenz zu den Werken der Natur stehen (das lateinische *ars* übersetzen wir mit Kunst, Künstlichkeit, Handwerk und Geschicklichkeit; *factum* ist die Tat, mithin etwas vom Menschen Zustandegebrachtes und Gemachtes). Im Unterschied und Widerspruch zum Artefakt ist für Naturprodukte meines Wissens nach kein Begriff im Umlauf, der von gleicher Prominenz und Bedeutung wäre. Noch nicht! Das hängt damit zusammen, dass die Natur lange Zeit die große Folie abgab, vor der sich das vom Menschen Gemachte positiv und negativ abhob. Die Natur war das große Ganze, die uns vorgegebene Welt und Wirklichkeit, kurzum eine Totalität, in der Artefakte nur den Status von Singularitäten hatten.

In der Moderne begann sich ein völlig anderes Bild herauszuschälen – beinahe könnte man von einer Umkehrung sprechen: Als wäre allmählich die Natur vor der Übermacht der Artefakte eingeknickt und hätte nun ihrerseits den Charakter einer Singularität angenommen. Auf den ersten Blick zwar scheint die Allgewalt der Natur ungebrochen: Jahr für Jahr häufen sich die Hiobsbotschaften von Trockenheiten, Erdbeben und Wirbelstürmen, denen Tausende von Menschen zum Opfer fallen, doch werden ja solche Katastrophen immer mehr auf den Menschen als den eigentlichen Urheber einer verrücktspielenden Natur zurückgeführt. Den Übergang von der alten in die

moderne Zeit kann man einen Tauschhandel nennen, bei dem ein prächtiges Mosaik durch ein Puzzle ersetzt wurde, von dem kaum einer glaubt, es ließe sich eines Tages zu einem Ganzen vervollständigen. Dazu sind seine Bestandteile viel zu heterogen. Das alte Mosaik bot einen Anblick der Welt, bei dem sich die Naturprodukte den Artefakten zahlenmäßig bei Weitem überlegen zeigt. Merkwürdigerweise schienen aber die spektakulärsten Artefakte – Architektur und Stadt – irgendwie in der Lage, beides zu repräsentieren, sowohl die Minderzahl des von Menschen Gemachten als auch die Überzahl des von der Natur Geschaffenen.

Dieser Umstand wird erst verständlich, wenn wir eine Unterscheidung nachvollziehen, auf die in der alten Zeit Wert gelegt wurde: die zwischen den inneren Strukturen und den äußeren Formen der Natur; wir könnten auch sagen: zwischen den *Baugesetzen der Natur* (von denen man annahm, sie spiegelten sich in Mathematik, Geometrie und den richtigen architektonischen Proportionen wider) und den *Erscheinungsweisen der Natur*, die sich zum Beispiel in ihrer Artenvielfalt zu erkennen geben. Aus diesem Unterschied resultierten zwei miteinander wetteifernde Naturmodelle, die in der Geschichte der Architektur eine bedeutende Rolle spielten. Gerade aus architekturtheoretischer Sicht, da über längere Zeit hinweg die Frage die Gemüter erhitzte: ob das Bauen eine imitatorische Disziplin ist wie die bildenden Künste und darum die Verpflichtung habe, die »Leistungsformen« der Natur nachzuahmen (nach dem Motto der Organiker: *ars imitatur naturam*), oder ob Architektur und Stadt reine Kopfgeburten sind, welche die Bauprozesse in der Natur geometrisch abstrahieren (nach dem Wahlspruch der Rationalisten: »Architektur ist das kunstvolle, korrekte und großartige Spiel der unter dem Licht versammelten Baukörper«, denn mit diesen Baukörpern waren ja generische Formen gemeint). So unversöhnlich sich die streitenden Parteien auch gaben, bin ich dennoch davon überzeugt, dass sich dieser Konflikt sofort auflöst, wenn man folgende Frage beantwortet: Ist Architektur eine anleitende oder ausführende Kunst? Davon hängt entscheidend ab, ob ihr die Natur modellierender oder simulierender Charakter hervortritt.

Was ist mit anleiten und ausführen gemeint? Das Bauen gehört zu den ausführenden, die Architektur hingegen zu den anleitenden Künsten, weil Architektinnen und Architekten ihre Ideen und Konzepte in der Regel in Zeichnungen ausarbeiten und in Form von Plänen an Berufsstände (Poliere und Bauhandwerker) weitergeben, die mit der Ausführung der Bauwerke bzw. des auf diesen Plänen Festgelegten betraut sind. Zu den anleitenden Künsten zählt auch die Musik, sobald Komponisten ihre Ideen und Konzepte in Form von Partituren an Instrumentalisten und Orchester weitergeben, die für die Aufführung der Musikstücke sorgen.

Ähnlich wie Steinmetze und Stuckateure, Sänger und Organisten etc. können wir auch

Schriftsteller, Maler und Bildhauer zu den ausführenden Künstlern rechnen, mit dem Unterschied freilich, dass sie in der Regel keine fremden Anleitungen akzeptieren, sondern nur solche, die sie sich selber geben. Darum bedürfen sie auch keiner Vermittlung in Form allgemein verbindlicher grafischer Systeme wie Partitur, Zeichnung oder Tanznotation. Sie lassen ihre künstlerischen Vorstellungen quasi unvermittelt zu Gedichten und Romanen, Gemälden und Skulpturen werden, unterscheiden dabei allerdings sehr genau zwischen Unfertigem und Fertigem, Skizze und Werk bzw. Vorstudien und Endfassung.
Die Differenz zwischen Skizze und Notation besteht darin, dass eine Skizze im Prinzip nur für den Künstler, der sie anfertigt, verständlich sein muss (sie ist seine Privatsprache), während eine Notation auch und gerade für Dritte lesbar sein muss (sie ist eine Universalsprache). Aus diesem Grund unterliegen Notationen allgemein verbindlichen Regeln, die oft über lange Zeiträume hinweg gültig sind, aber jederzeit infrage gestellt, erweitert und verändert werden können. Selbstverständlich ist es die mit Notationsregeln einhergehende Objektivierung der Architektur und Musik, die beide Künste besonders anfällig macht für rationalistische Formen, Strukturen und Verfahrensweisen. Dass wir dennoch als Publikum wenig davon mitbekommen, liegt vor allem daran, dass wir ja keiner Zeichnung oder Partitur, sondern einem überwältigenden Erlebnis von Klängen und Räumen ausgesetzt werden. Die Architektur und mehr noch die Musik sind in der Lage, die Vernunft, *der sie als anleitende Künste widerspruchslos dienen*, in jenem Rausch der Sinne zu ertränken, den sie als ausführende Künste in uns auslösen können. Das Maß, nach dem die Rationalität der anleitenden Künste die *Baugesetze der Natur* modelliert, wird nahezu immer übertroffen durch die Emotionen, in denen die ausführenden Künste die *Vitalität der Natur* bzw. den affektiven Charakter der Kunst freisetzen.
Mit den letzten Bemerkungen habe ich ein Thema angesprochen, das erst in der Moderne virulent wurde. In der traditionellen Kunst- und Architekturtheorie stieß die emotionale Wirkung der Kunst noch auf wenig Interesse, da man den Sinnen misstraute und von dem, was sie uns vorgaukeln, nicht schon auf den wahren Wert eines Kunstwerks schließen wollte. Der, da waren sich die Gelehrten im Zeitalter des Vitruvianismus einig, erschloss sich allein dem Verstand.
Nun hatte ich behauptet, dass in der vormodernen Welt Architektur und Stadt nicht nur das von Menschen Gemachte, sondern ebenso das Werk der Natur repräsentierten. Nach meinem Exkurs verstehen wir nun, was damit gemeint ist: Von den Artefakten Stadt und Architektur wurde selbstverständlich nicht erwartet, dass sie die unendliche Fülle der unseren Sinnen erscheinenden Natur nachbilden, sondern dass sich im Grundriss der Städte und in den Proportionen bedeutender Bauwerke die universale

Weltordnung und Natur im Ganzen spiegele, mithin das, was die Humanisten *harmonia mundi* nannten, während sich im *decorum* repräsentativer Gebäude die Gesellschaftsordnung abbilden sollte.
Ich bin jetzt an einem Punkt, an dem ich eine Selbstkorrektur vornehmen muss. Statt davon zu sprechen, dass in vormoderner Zeit die Artefakte im Universum der Natur unterzugehen drohten, sollte man besser sagen: dass die gesamte Natur als ein *Universum von Artefakten* galt, die sich gleich den Erzeugnissen der Menschen einer geistigen Tat verdankten und weit mehr noch als diese mit Sinn aufgeladen schienen. In der alten Welt, die das Mosaik, von dem ich sprach, zeigte, standen Natürliches und Künstliches nicht im Widerspruch zueinander, viel eher wurde von einer Koexistenz der Produkte göttlicher und menschlicher Vernunft ausgegangen.
Sie unterschieden sich »nur« darin, dass die in der Überzahl befindlichen Berge, Meere, Pflanzen, Tiere und Menschen von einem einzelnen *vollkommenen Geist* geschaffen wurden, während die sich deutlich in Unterzahl befindlichen Errungenschaften der Menschen von sehr vielen *unvollkommenen* Vernunftwesen herrührten. Da man den Unterschied zwischen der Vollkommenheit Gottes und der Unvollkommenheit des Menschen einerseits als sehr gravierend empfand, andererseits aber davon ausging, dass beider Vernunft der gleichen Logik gehorche, lag die Hypothese auf der Hand, dass sich Menschenwerk und Schöpfung einer Planung verdankten, deren rationale Struktur letztlich identisch ist.
Die Moderne kündigte sich dadurch an, dass erst jetzt das menschliche Artefakt in unversöhnlichen Widerspruch zur Natur geriet. Hatte es sich zuvor der Autorität der göttlichen Vernunft unterworfen, um einen Zipfel von ihr zu erhaschen und die für vollkommen erklärte Schöpfung in einer Baukunst zu spiegeln, die nach menschlichem Maßstab ebenfalls für vollkommen gelten mochte, versuchten die Artefakte der Moderne, die Natur auszunutzen und zu übertölpeln. Das war zugleich der Anfang vom Ende der Architektur.
Als die Moderne die naive Kooperation von Natur und Kultur beendete, die Architektur verloren gab und durch den Industriebau ersetzte, kam es zu jener Trennung der Sphären, wogegen die Avantgardebewegungen des 20. Jahrhunderts so vehement Sturm liefen. Die Gartenstadt mag man eine Vorhut dieses Sturmlaufs nennen, obschon bereits in der Gartentheorie des 18. Jahrhunderts und in der Romantik Bemühungen zu erkennen sind, die tiefen Gräben zwischen Kultur und Natur wieder zuzuschütten. Doch blieben sie erfolglos, denn niemals unterstrich die Architektur ihren gegen die Natur gerichteten Artefaktcharakter derart herrisch wie im Klassizismus.
Längst befinden wir uns in einer Zeit, in der die Grenzen zwischen Naturprodukten und Artefakten immer stärker verwischen. Geklonte Schafe entspringen den Phantas-

magorien einer Zivilisation, in der die Artenvielfalt rapide abnimmt, während unsere Maschinenparks gen Himmel wachsen. Aus medizinischen Gründen reproduzieren wir künstlich immer mehr Naturprodukte (Zellen und Gewebe), als solle uns wenigstens ein Teil der Natur, die wir zerstört haben, in Artefakten erhalten bleiben. Zyniker könnten fragen: ob die vernünftige Ordnung, die unsere Vorfahren der Schöpfung einfach unterstellten, zu guter Letzt nur einer Welt attestiert werden kann, die von den rational konstruierten Maschinen des Menschen übersät ist?

Science-Fiction-Filme geben hierauf eine Antwort: Sie tendieren dazu, eine denaturierte, nahezu ausschließlich von Menschen und Robotern bevölkerte Erde unter die Schreckensherrschaft der Maschinen zu stellen, obschon uns der Gedanke, wir müssten die unumschränkten Herren eines verwüsteten Planeten sein, ebenso wenig behagen dürfte. Es ist ja auch nicht die Vorstellung, dass Computer und Roboter das Sagen haben, die uns Bange macht – wir selber sind es, die wir am meisten fürchten. Drum beugen wir uns schuldbewusst dem Strafgericht der Blecharmeen, die wir aufgerüstet haben, damit sie unsere komplette äußere und innere Natur unter sich begraben.

Mit Bestürzung sehen wir, dass nahezu alles Maschine geworden ist, aber nicht nach dem Verständnis der alten Metaphysik, die unter einem vollkommenen Automaten einen organischen Körper verstand, mithin ein Werk jener Natur, die dafür Sorge trägt, dass der »Teich voller Fische« ist, wie es in der Monadologie heißt. Erschrocken gewahren wir, dass der Teich leer gefischt sein wird, bevor nur ein einziges Artefakt zustande kam, das, wie es bei Leibniz heißt: »Maschine noch in seinen kleinsten Teilen, bis ins Unendliche« ist.

Schluss jetzt mit kulturkritischen Bemerkungen, denn es gibt natürlich auch einen optimistischen Ausgang meiner Erzählung. Hierzu muss ich kurz an den Anfang, als ich behauptete, dem Begriff Artefakt stehe kein Wort gegenüber, das ebenso gebräuchlich ist und die Produkte der Natur bezeichnet. Inzwischen wissen wir, in alter Zeit war das nicht notwendig, weil Natur und Kultur nicht im Widerspruch standen. Auch deshalb nicht, weil die unvernünftige Wildnis – die tosende Brandung, dunkle Schlucht, der schroffe Gebirgszug und reißende Wasserfall, all das, was das 18. Jahrhundert unter dem Begriff der Erhabenheit diskutierte – erst in der Moderne entdeckt wurde. Sie steht für die Würdigung und Anbetung und ebenso für die Vernichtung einer Natur, die der Kultur sowohl unter- wie auch überlegen schien.

Wie ich schon andeutete, waren es unter anderem die Avantgarden, die gegen den modernen Dualismus von Natur und Kultur aufbegehrten. Beispielsweise mit Frank Lloyd Wrights Haus Fallingwater (1935–1937), diesem mutig über einem Wasserfall thronenden Gebilde, das seinen Artefaktcharakter durch den Eindruck zu vertuschen

sucht, es sei spontan dem Fels entsprungen. In Wahrheit musste es aufwendig in unsicherem Grund verankert werden. Überhaupt scheint es ein Gesetz, dass Bauweisen, die den Einklang mit der Natur durch Leichtigkeit und Transparenz zu erwecken suchen, stets viel zu kompliziert und daher gezwungen sind, ihre technischen Anteile zu vertuschen. Wright hatte obendrein die statische Bewehrung der schwebenden Terrassen und Balkone unterdimensioniert, sodass sie mit der Zeit absanken. Ihm lag vielmehr daran, seinen Bauherrn davon zu überzeugen, die Brüstungen der Balkone mit Goldfarbe zu streichen, damit das Haus mit dem Licht, das durch die Bäume fällt, wie fallendes Laub verschmelze …

Erinnern wir uns auch an Tony Garnier, der die Wohnsiedlung seiner Stadtutopie *Cité Industrielle* unter einem Blätterdach verschwinden ließ. Selbstverständlich wollte sein Bewunderer Corbusier weitergehen und die grandiose Rolle, die das Meer der Bäume bei Garnier spielt, durch den Wildwuchs übertreffen, der in seinen Idealstädten, in der *Ville Contemporaine* wie in der *Ville Radieuse*, erlaubt sein sollte. Dort breitet sich das Grün auf und unter den Häusern aus, als solle die Architektur am Ende ganz verschwinden und sich der Natur ergeben. Wenn man nun noch Bruno Tauts Veröffentlichung *Die Auflösung der Städte oder die Erde eine gute Wohnung* aus dem Jahre 1920 hinzuzieht, ergibt sich tatsächlich das Bild, dass die Idealstädte der Moderne der Utopie einer radikalen Naturalisierung von Kultur, Stadt und Architektur frönten. Zumindest wird man behaupten dürfen, dass die Avantgarden nach den Weltkriegen einen hybriden Zustand anvisierten, für den es noch keinen adäquaten Begriff gab. Stattdessen sprach man von Stadtlandschaft, von der aufgelockerten und durchgrünten oder der organischen Stadt. Seit einigen Jahren kursiert für recht eigenartige Wesen, die künstlich sind und dennoch leben, ein Begriff, der immer populärer wird: Biofakt. Obschon er bereits in den 1940er Jahren geprägt wurde, scheint er sich erst seit 2001 einzubürgern, als ihn die Philosophin und Biologin Nicole C. Karafyllis in die Ethikdebatten über das Klonen und genetische Manipulationen warf. Gebildet aus dem griechischen Wort *bios* und Artefakt soll er deutlich machen, dass inzwischen »Lebendiges« (Zellen und Gewebe) durch die modernen Methoden der Biotechnik künstlich produziert wird.

Bislang bezeichnete man als Artefakte tote Objekte, die künstlich hergestellt und nicht in der Natur vorgefunden werden können, während man Lebewesen uneingeschränkt der Natur zurechnete. Gegenüber dieser starren Dualität, die mit dem Stand der Forschung und unserer Realität nicht länger übereinstimmt, markieren Biofakte ein ontologisches Zwischenreich. Sie sind biotische Artefakte, was so viel heißen soll wie: Sie sind künstlich *und* leben dennoch. Als ein Paradebeispiel für architektonische Biofakte mit »utopischem Beigeschmack« möchte ich zum Schluss die Baubotanik

vorstellen, die am *Institut Grundlagen moderner Architektur und Entwerfen* (IGMA) der Universität Stuttgart entwickelt und erforscht wird. Auf diese Weise bekommt man zugleich einen Eindruck davon, wie die Architekturtheorie praktisch wird. Die Baubotanik beschreibt die Idee, Tragstrukturen aus lebenden Holzpflanzen zu bilden.

1: Vogelbeobachtungsstation Waldkirchen, FG Baubotanik (Ferdinand Ludwig, Oliver Storz, Hannes Schwertfeger)
2–6: Entwicklung der Verbindung von Weide und Stahlrohr über einen Zeitraum von drei Jahren
7–8: Steg im Winter und im Sommer
9: Steg kurz vor Pflegeschnitt
10: Versuchsgewächshaus zur Produktion baubotanischen Pflanzenmaterials
11: Simulation einer baubotanischen Brücke

Baubotanische Bauten sind lebende Bauten, in denen wir versuchen, Prozesse des natürlichen Wachstums mit ingenieurtechnischen Prinzipien zu vereinen und zudem die Ästhetik lebender Bäume mit den statischen Anforderungen biofaktischen Bauens zu harmonisieren.
Baubotanische Strukturen unterliegen bestimmten physiologischen Gesetzmäßigkeiten und damit eigenen konstruktiven Regeln. Sie entwickeln ihre spezifische ästhetische Qualität, da sie auf den Wechsel der Jahreszeiten und veränderte Umweltbedingungen reagieren müssen. Für ihre Statik werden gezielt Wachstumsvorgänge eingesetzt, die der Mensch beeinflussen kann. Hierdurch wird die Trennung zwischen der »Autopoiesis« der Natur und des Artefakts aufgehoben. Baubotanische Strukturen sind weder tot noch lebendig, sie sind keine ausschließlich künstlich konstruierten oder natürlich gewachsenen Gebilde. Sie sind etwas Drittes zwischen künstlichem Produkt und natürlichem Prozess.
Baubotanische Konstruktionen sind Verbundstrukturen, bei denen die das Primärtragwerk bildenden Pflanzen sich mit technischen Bauteilen liieren. Im Zentrum steht die Koproduktion von Architekt und Pflanze. Sie lässt sich am besten an den Stellen ablesen, wo sich tote mit lebenden »Bauteilen« verbinden. Schon wenige Wochen nach »Fertigstellung« werden erste Überwallungen sichtbar, die nach einigen Monaten immer deutlicher zutage treten. Die Pflanzen beginnen, über die Geometrie der Tragstruktur zu triumphieren, die im Laufe des Sommers in einem wild wuchernden Blätterwald verschwindet, um erst im Winter wieder zum Vorschein zu kommen. Mit ein wenig botanischer Erfahrung lässt sich die Form des Bauwerks abschätzen, exakte Aussagen über ihre zukünftige Entwicklung aber sind unmöglich – die Pflanzen entwerfen das Bauwerk selbstständig mit.
Baubotaniker geben nicht nur einen Teil ihrer Gestaltungshoheit an die Pflanzen ab, sie sind auch abhängig von deren statischem Eigenwillen. Um Prognosen über den Zustand der vorhandenen Tragfähigkeit stellen zu können, muss man in der Lage sein, die Vitalität und Belastbarkeit der sich entwickelnden Struktur zu erkennen. Architekt und Pflanze bleiben so über die (Jahres-)Zeiten hinweg Koproduzenten einer sich durch Wachstum und Selektion fortentwickelnden Struktur. Im Unterschied zum Ingenieur, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die mechanischen Gesetzmäßigkeiten der Pflanze richten würde, ist für den Baubotaniker gerade die Eigenständigkeit und »Autobiografie« einer teilautonom wachsenden Struktur von entscheidender Bedeutung.
Die individuelle Entwicklung jeder einzelnen Pflanze wird als maßgeblich für den Gestaltungsprozess erachtet. Baubotaniker haben den Anspruch, die Ambivalenz ihrer Projekte auszuhalten: Zum einen verfolgen sie das Ziel, das Wachstum und die Entwicklung der verwendeten Pflanzen zu verstehen, zu beeinflussen und voraus-

zusagen. Zum anderen versuchen sie, sich den Wachstumsprozessen der Pflanzen anzupassen, damit das baubotanische Objekt davon weitestgehend profitieren kann. Auf diese Weise schleicht sich in die Architektur ein Aspekt ein, der ihr lange fremd war und mit Vorliebe der Malerei und ausführenden Musik zugeschrieben wurde: das mimetische Verhalten. Ich habe schon davon gesprochen, dabei aber die Worte Nachahmung und Simulation verwendet, die mir nun ein wenig zu schwach erscheinen, um zu erläutern, was gemeint ist: In dem Maße, in dem Baubotaniker Strukturen vorgeben, gerieren sie sich wie anleitende Künstler, umso mehr sie sich auf natürliche Prozesse einlassen und diesen Folge leisten, verhalten sie sich mimetisch. Man kann das schlicht in die Worte fassen: Sie werden zu Gärtnern.

In der Verwandlung des Architekten zum Gärtner erkennen wir eine zentrale Forderung moderner Stadtutopien wieder. Wir können darin aber auch den philosophischen Auftrag erfüllt sehen, den Heidegger 1951 in Darmstadt in seinem Vortrag *Bauen Wohnen Denken* den Architekten des deutschen Werkbunds erteilte, als er das Bauen aus dem Wohnen ableitete und dieses wiederum als eine Synthese von Gartenbau und Architektur schilderte. Wörtlich heißt es: »Das alte Wort bauen, das sagt, der Mensch *sei*, insofern er *wohne*, dieses Wort bauen bedeutet nun aber *zugleich*: hegen und pflegen, nämlich den Acker bauen, Reben bauen. (…) Bauen im Sinne von hegen und pflegen ist kein Herstellen. Schiffsbau und Tempelbau dagegen stellen in gewisser Weise ihr Werk selbst her. Das Bauen ist hier im Unterschied zum Pflegen ein Errichten. Beide Weisen des Bauens – bauen als pflegen, lateinisch *cultura*, und bauen als errichten von Bauten, *aedificare* – sind in das eigentliche Bauen, das Wohnen einbehalten.«

Heideggers Verweis auf das lateinische *cultura* erinnert uns daran, dass in der Antike der pflegliche Umgang mit Natur Kultur genannt wurde und dass Wohnen im philosophischen Sinne, nämlich als Heimischwerden des Menschen auf der Erde, erst möglich wird, wenn in der Architektur das Konstruieren und Errichten sowie das Anbauen und die gärtnerische Pflege in eins fallen. Eben das ist die Krux der Baubotanik.

Susan Leibovitz Steinman

MANIFEST

FÜR KÜNSTLER ALS BÜRGER & BÜRGER ALS KÜNSTLER: KUNST WACHSEN LASSEN FÜR DAS ÜBERLEBEN

VORWORT

Manifest = »von Hand geschlagen« = eine öffentliche Verkündung von Absichten, Motiven, Ansichten.
manifest = 1. leicht wahrnehmbar für die Sinne, insbesondere für das Auge.
2. einfach begreifbar oder erkennbar für den Verstand.
wagen (Synonym) = genug Mut haben, etwas zu versuchen = kühn konfrontieren.

PROLOG

»Wir sind Natur, sehen die Natur, mit einem Konzept der Natur.« Susan Griffin

Am Anfang war die Erde ein ungestüm wilder Garten – unbeständig, zitternd, sich entwickelnd, gefährlich, mysteriös, grün, luxuriös, üppig und schön. Menschen gingen aus der Natur hervor als ein Teil der Natur, eingebettet in das größere Bild, die lebende Landschaft des globalen Gartens.
Über Jahrhunderte hinweg (exponentiell in den letzten zweihundert Jahren) haben Menschen Krieg gegen sich selbst als Natur geführt. Sie standen außerhalb ihres Selbst als Natur, vergifteten Luft und Wasser und plünderten den Garten.

CANTO I

JETZT IST DIE ZEIT

UM KUNST ZU SCHAFFEN. GÄRTEN WACHSEN ZU LASSEN.
ANZUHALTEN. NEU ZU ERWÄGEN. ZU ÜBERDENKEN.
UMZUGESTALTEN. NEU ZU SCHAFFEN.
ES ZU WAGEN: EINZELSCHRITTE ZU MACHEN AUF EIN
KOLLEKTIVES ÜBERLEBEN HIN.

CANTO II

DAS GARTEN-MANIFEST FÜR URBANES ÜBERLEBEN

Dies ist ein urbanes Manifest, um Städte als lebende Gärten neu zu entwerfen.
Nutze die Sonne – nicht das Öl –, um saubere Luft, klares Wasser und sichere Nahrung für alle zu erzeugen.
Lebe in der Stadt enger mit anderen zusammen. Pflanze nah und dicht zusammen.
Schütze unbebaute Flächen für alle Arten. Bringe alle individuellen und kollektiven kreativen Kräfte zusammen, um zu kreativen Lösungen für das Überleben zu kommen.

DER ÜBERLEBENSGARTEN
ist kein romantischer Garten (obwohl er das auch sein könnte).

Dies ist kein Manifest für individuelles Pflanzen in einem isolierten privaten Garten, sondern ein Manifest für das Pflanzen als Bürger, das Pflanzen als Kunst, als kreative Macht, für öffentliches Pflanzen, für kommunales Pflanzen.

Dies ist ein Manifest, JETZT zu pflanzen. Es ist ein Aufruf zu unverzüglichem Handeln.
Wir haben Höhepunkte in vielfachen Umweltkatastrophen erreicht; jede zugleich Ursache und Folge der anderen. Arbeite jetzt, fange irgendwo an. Beginne, wo du gerade stehst, denke und schreite gezielt voran, mit anderen. Handle gemeinsam, lokal UND global.

CANTO III

KUNST ABSICHTSVOLL PRAKTIZIEREN

»Kunst ist kein Spiegel, den wir der Realität vorhalten; sie ist ein Hammer, mit der wir sie schmieden.« Bertolt Brecht

Sieh wie ein Künstler, der nicht einen grünen Farbton sieht, sondern Tausende Variationen des Themas Grün. Schau nach winzigen Details und nach dem großen Bild. STELLE DIR LÖSUNGEN VOR. Gestalte den Inhalt neu. Gestalte die Absicht neu. Experimentiere mit dem Prozess. Schaue. Höre anderen zu. STELLE DIR VOR. SCHAFFE. PFLANZE SAUBERE LUFT, KLARES WASSER, GESUNDEN ERDBODEN AN.

CANTO IV

KÜNSTLER/BÜRGER, BÜRGER/KÜNSTLER
DER KÜNSTLER BRINGT SPEZIALISIERTE FÄHIGKEITEN AN DEN TISCH DER GEMEINDE.

DER BÜRGER BRINGT LOKALES WISSEN AN DEN TISCH DES KÜNSTLERS.

Wir sind Mit-Arbeiter, urbane Gärtner, Aktivisten für Natur in der Gemeinschaft und für Gemeinschaft in der Natur. Wir sind von Geburt an lokal und global mit dem Großen Bild verbunden. Wir sind Alliierte im VERTEILUNGSKRIEG.

CANTO V

DER VERTEILUNGSKRIEG
Patriarchalische Kolonialisierung versus ökofeministische Theorie

Es ist schwer, den Analogien des Krieges auszuweichen – dominanten patriarchalischen Theorien, die analysieren, wie wir leben und sterben. Ökofeministische Theorien streben horizontale Ausrichtung an, nicht vertikale Machtstrukturen. Dieses Manifest spiegelt eine tiefenökologische ökofeministische Theorie wider. Dies ist

keine »Frau als Mutter Erde«-Theorie. Die ökofeministische Theorie strebt soziale und ökologische Gerechtigkeit für alle Menschen, alle Arten und alles Leben an. Ökofeministen kämpfen gegen patriarchalische Machtstrukturen, die Menschen, Tiere und Ressourcen als Eigentum behandeln, das man kaufen, verkaufen und beherrschen kann. Dies ist ein Kampf gegen Diskriminierung und ungleiche Verteilung von lebenswichtigen Ressourcen. Während Hunderte von Arten Minute für Minute aussterben, kontrollieren ein paar auserwählte Mächtige die Verteilung, Qualität und Quantität von verderbenden, schwindenden, gefährdeten Naturressourcen – LUFT, WASSER, LAND, LEBENSMITTEL – für den Rest des Planeten.

Es gibt auf kommunaler Ebene Möglichkeiten zu organisieren, wie man die Kontrolle über die Verteilung und die Qualität von regionalem Wasser, Land, der Nahrung und sogar der Luft übernimmt.

DIESES MANIFEST FORDERT DICH AUF, JETZT WANDEL ZU SCHAFFEN.
DIES IST EIN AUFRUF FÜR KONZEPT-PERFORMANCEKUNST
ALS GEMEINSCHAFTS-ÜBERLEBENSKUNST.
WÄHLE EINEN ORT AUS. BRINGE DEINE NACHBARN ZUSAMMEN.
BEGINNE JETZT. FORME ÜBERLEBEN ALS KUNST.

CANTO VI

VISION VON ÖKOLOGISCHER GERECHTIGKEIT
DER URBANE GARTEN ALS SOZIALE GERECHTIGKEIT
ÖFFENTLICHER RAUM FÜR ÖFFENTLICHE NUTZUNG
ÖFFENTLICHEN RAUM BEGRÜNEN = GRÜNES WIRTSCHAFTEN = GRÜNE ARBEITSPLÄTZE
EIN AUFRUF, ÖFFENTLICH FÜR DAS ÖFFENTLICHE UND INDIVIDUELLE WOHL ZU GÄRTNERN:

Gesunde, organische, nachhaltige Lebensmittel sind ein Menschenrecht.
Landnutzung muss dem Wohl allen Lebens dienen – nicht nur den Menschen, sondern auch Pflanzen/Tieren/Luft/Wasser.
Das Überleben der Menschheit hängt ab von Zusammenarbeit, Kooperation und Bürgerbeteiligung bei der Reinhaltung von Luft und Wasser und bei der Sicherung von Nahrungsquellen für alle.

CANTO VII

KUNST ALS WERKZEUG FÜR ÖKOLOGIE UND KOMMUNALES HANDELN

1. MACHT UNSICHTBARE HANDLUNGEN UND KONSEQUENZEN SICHTBAR.
2. LENKT AUFMERKSAMKEIT AUF THEMEN VON ÖFFENTLICHEM INTERESSE.
3. MACHT DAS LEBEN INTERESSANTER.
4. REGT ZU PRIVATEN UND ÖFFENTLICHEN DISKUSSIONEN AN, NOTWENDIG FÜR DIE DEMOKRATISCHE GESELLSCHAFT.
5. MITMACH-ANREIZ. (Fange an und andere werden mitmachen.)
6. ERMUTIGT ZU KREATIVEM DENKEN.
7. SCHAFFT NEUE IDEEN »AUS DEM NÄHKÄSTCHEN«, DIE ZU NEUEN LÖSUNGEN FÜHREN.
8. BRINGT DIE ZUSAMMEN AN EINEN TISCH, DIE SICH NORMALERWEISE NICHT BEGEGNEN WÜRDEN – ETABLIERTE BÜRGERVERTRETER UND GRASWURZELGRUPPEN.

CANTO VIII

ISS EINEN APFEL.
LEGE EINEN URBANEN WALD AN

ISS EINEN APFEL. DARIN SIND 5 KERNE. PFLANZE SIE EIN.
ISS NOCH EINEN APFEL. PFLANZE 10 KERNE EIN. 10 KERNE = 10 BÄUME.
BITTE 5 FREUNDE, ÄPFEL ZU ESSEN UND 25 WILDE BÄUME ZU PFLANZEN.
5 FREUNDE BITTEN 5 ANDERE FREUNDE, ÄPFEL ZU ESSEN & DIE KERNE EINZUPFLANZEN.
JETZT HABT IHR EINEN URBANEN WILDEN APFELWALD.

LEGT URBANE OBSTBAUMWÄLDER AN
AUF UNBEBAUTEM ÖFFENTLICHEN GRUND, AUF MITTELSTREIFEN,
LEER STEHENDEN GRUNDSTÜCKEN, IN ÖFFENTLICHEN PARKS, SCHULHÖFEN,
VOR DER STADTHALLE, AN BAHNHÖFEN.

ENTLANG STÄDTISCHER FLÜSSE, KANÄLE UND STRÖME:
SCHAFFT NEUE BIOTOPE & LEBENSRÄUME FÜR TIERE.

FLUSSAUENWÄLDER (MEHRJÄHRIGE PFLANZEN)
HALTEN FLÜSSE SAUBER DURCH AUFFANGEN VON OBERFLÄCHENWASSER.

URBANE NUTZWÄLDER (MEHRJÄHRIG)
ABSORBIEREN CO_2, SÄUBERN DIE LUFT,
SENKEN DIE GLOBALE ERDERWÄRMUNG,
SICHERN GESUNDE ORGANISCHE NAHRUNG
FÜR STÄDTER ZU ANGEMESSENEN PREISEN,
SENKEN DIE ABHÄNGIGKEIT VON LEBENSMITTELTRANSPORTEN,
UND REDUZIEREN DEN VERBRAUCH VON ÖL/GAS BEIM
TRANSPORT VON LEBENSMITTELN IN DIE STADT.
JE LOKALER DIE NAHRUNG, DESTO GESÜNDER IST SIE.

JETZT IST DIE ZEIT, EINE NEUE GENERATION VON URBANEN GÄRTNERN
UND URBANE KÜNSTLER ALS GÄRTNER ZU SCHULEN.
ARBEITET LOKAL. PFLANZT LOKAL AN. ESST LOKAL.
ATMET BESSER. LEBT BESSER.
ERWEITERT DEN LEBENSRAUM FÜR ALLE LEBEWESEN.

STÄDTE SPAREN GELD, WENN SIE URBANE GÄRTNER
NAHRUNGSMITTEL AUF ÖFFENTLICHEM GRUND ANBAUEN LASSEN.
NUTZLANDSCHAFTEN SIND KOSTENEFFEKTIV.
FÖRDERT DIE SCHÖNHEIT DER STADT.
FÖRDERT SEELISCHE GESUNDHEIT.
FÖRDERT DIE GESUNDHEIT DES PLANETEN.
LASST KUNST WACHSEN.
LASST BÄUME WACHSEN.
LASST NAHRUNGSKUNST-WÄLDER WACHSEN.
JETZT.

WARTET NICHT.
SETZT EUCH AN DEN TISCH UND ESST ZUSAMMEN UND
SPRECHT MIT EUREN NACHBARN UND
IHR WERDET HERAUSFINDEN, WAS IHR ALS NÄCHSTES GEMEINSAM MACHEN WERDET.
ERNTET DIE FRÜCHTE DES URBANEN GARTENS.

CANTO IX

ÖFFENTLICHE KUNSTAKTIONEN

BEPFLANZE ein Dach. BEFLANZE jedes Dach in einer Straße.
BEFPLANZE die Mittelstreifen, Gassen, leeren Grundstücke in deiner Nähe.
BEPFLANZE jeden Balkon in einem Hochhaus.
ENTFERNE eine Rasenfläche. Entferne mehr Rasenflächen.
ENTFERNE Beton, Asphalt, Wachstumsbarrieren.
LASSE DIE ROSEN STEHEN.

PFLANZE
Saatgut in Wäschekörben, Aktenschubladen,
Mülleimern, Reifenstapeln, verlassenen Autos.
Kein Ort ist zu klein oder zu groß.
PFLANZE
gesunde organische Nahrungsmittel in jedem freien Raum an.

IMITIERE DIE NATUR,
die Samen in winzigen Häufchen Erde einpflanzt, die sich in Spalten und Rissen inabbröckelnden Mauern, Gehwegen, alten Backsteinen und zwischen Steinen ansammeln.

IMITIERE DIE NATUR.
Vergiss Chemikalien. Nutze die Sonne und den Wind und die Kraft des Wassers. SAMMLE DEINE EIGENEN SAMEN. Teile sie. Tausche sie aus. PFLANZE, um den Erdboden zu regenerieren, Flüsse zu schützen, um Nahrung zu erzeugen und zu erhalten.

AHME DIE NATUR NACH.
Lasse dich inspirieren. Tipps gibt es überall.
Umgehe Hindernisse,
schaffe neue Lebensbedingungen,

LÖSE UND PFLANZE FÜR DAS LEBEN.

LEBE ENG MIT ANDEREN ZUSAMMEN.
Genieße den Wert unbebauter Flächen.
Rette andere Arten. Wir sind von ihrem Überleben abhängig.

NÄHRE DEINE NACHBARN.

SCHALTE NACHTS DIE LICHTER AUS. SCHAU DIR DIE STERNE AN.
STELLE DIR DAS UNIVERSUM VOR.

PFLANZE AN,
sodass deine Stadt unter einem grünen Dach verschwindet, wenn man sie aus dem Weltall betrachtet.

SCHAFFE Millionen Grüntöne. Lasse nur eine Spur von Grau zurück.

PFLANZE KUNST AN. ÜBERLEBE.

(Übersetzung aus dem Englischen von Katharina Bredigkeit)

Lisa Heldke

Urbanes Gärtnern und die Erzeugung von Gemeinschaft

Jane Addams: Der kosmische Patriot

Ich bin Bürgerin der Vereinigten Staaten von Amerika. In letzter Zeit haben mein Land und seine politischen Führungskräfte und Wirtschaftsbosse weltweit aktiv Feindseligkeit unter Völkern und Nationen hervorgerufen und geschürt. Im Namen des Friedens und der Gerechtigkeit hat die Regierung meines Landes einen »Krieg gegen den Terror« begonnen, der aller Vorhersage nach Jahrzehnte andauern wird. Es ist ein Krieg, der sein eigenes Fortbestehen selbst gewährleistet, indem er ständig neue Feinde hervorbringt. In meinem Land posaunen die Menschen das Wort »Patriot« derzeit häufig hinaus. In der Tat, dieses Wort selbst ist im Krieg gegen den Terror eine Waffe gegen die Leute geworden, die Bedenken oder gar Kritik an der Vorgehensweise unseres Militärs im Irak äußern. Den Parteigängern des Krieges zufolge glaubt ein Patriot an die Maxime: »Mein Land, ob richtig oder falsch«. Ein Patriot zweifelt niemals an der Entscheidung seines Landes, militärische Macht zu gebrauchen. Ein Patriot macht sich eher Sorgen um das »verdächtige Verhalten« des dunkelhäutigen Mannes, der im Flugzeug in einem Buch liest und vor sich hin murmelt. In dieser düsteren Zeit Amerikanerin zu sein, weckt in mir verschiedene Emotionen: vom Ärger über tiefe Sorge bis hin zu Scham.

In diesen Zeiten erscheint es mir besonders wichtig, *andere* amerikanische Aspekte des Patriotismus hochzuhalten, damit deren Kraft und deren Zukunftsvision als Gegengewicht zum unkritischen Flaggenschwenken wirken mögen, das in dieser Zeit zu oft als »die einzig wahre Art des Patriotismus« daherkommt. Eine dieser Alternativen als Patriotismusvision, die mich stark inspiriert hat, stammt aus der Chicagoer Innenstadt um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Chicago eine der verkehrsreichsten, dreckigsten, gefährlichsten und am meisten von Armut gekennzeichneten Städte in meinem Land. Gleichzeitig war es auch eine der Städte, die eine Spitzenposition einnahmen als ethnisch heterogen, kulturell pulsierend und fortschrittlich. Inmitten dieser chaotischen und ungestümen Stadt, im Herzen des Einwandererviertels, lebte und arbeitete *Jane Addams*, die zusammen mit Menschen vieler ethnischer Gruppen aus mehr als einem Dutzend verschiedener Länder eine neue Sichtweise des Patriotismus erschuf. Möglicherweise ist in Deutschland der Name Jane Addams nicht unbekannt. Es gab eine Zeit, da war

sie die bekannteste Frau der Vereinigten Staaten von Amerika; 1931 erhielt sie sogar den Friedensnobelpreis. Jahre zuvor, 1889 nämlich, gründete sie als ganz junge Frau zusammen mit ihrer Freundin Ellen Gates Starr das Hull House im Westen Chicagos. Hull House war eines der ersten sozialen Hilfswerke und nach dem Vorbild der berühmten Toynbee Hall im Londoner East End errichtet worden. In über vier Jahrzehnten gemeinnütziger Arbeit in diesem komplexen und multiethnischen Stadtteil etablierte Addams eine viel fortschrittlichere Definition des Patriotismus, die sie »kosmischen« oder »kosmopolitischen Patriotismus« nannte. Diese beiden Begriffe werde ich hier synonym verwenden.[1] Im Gegensatz zum engstirnigen provinziellen Konzept, das heutzutage in vielen Teilen der Vereinigten Staaten von Amerika vorherrscht, zeichnet sich der kosmopolitische Patriotismus durch seine Internationalität, Multikulturalität und Menschlichkeit aus.

Im Jahr 1907, als es noch den Optimismus des späten 19. Jahrhunderts gab, dass Kriege obsolet geworden seien, schrieb Addams, dass das »Ende der Kriegstugenden«[2] zusammen mit dem Wachstum kosmopolitischer, multikultureller Städte eine neue Form des Patriotismus verlange. »Uns ist wohl bewusst«, schreibt sie, »dass der Patriotismus gewöhnlicher Herkunft der einfache Patriotismus des Clans ist – der frühe Patriotismus des Stammes – und (…) dass er es nicht wert ist, der Patriotismus einer großen kosmopolitischen Nation zu sein. Wir werden erst dann einen wirklichen Fortschritt gemacht haben, wenn wir eines Patriotismus überdrüssig geworden sind, der auf Militärkraft und Verteidigung beruht, weil dieser wirklich der Entwicklung eines hilfreichen und progressiven Patriotismus im Wege steht und einen Fortschritt verhindert, welchen wir zum Verständnis und zur Lösung unserer derzeitigen nationalen Schwierigkeiten benötigen«. (ebd., S.216)

Der Patriotismus, der am besten die Bedürfnisse eines zunehmend urbanen, multiethnischen Landes befriedigt, ist ein »kosmischer Patriotismus«. Im kosmischen Patriotismus wird die tribale oder Stammesmoral, die in der Vergangenheit homogenen Gruppen gut gedient hatte, zu einer intertribalen Moral weiterentwickelt, die die Lebensumstände von Leuten aufgreift, die in Gemeinden mit einer zunehmenden Anzahl von verschiedenen Kulturen leben. Und wo kann man Hinweise auf solchen Patriotismus finden? Addams schreibt: »Wenn wir eine intelligente Suche nach den gesellschaftlichen Gegebenheiten ausführen wollten, die diese Kombination [von

1 Siehe auch: Jane Addams, Newer Ideals of Peace, New York 1907, dies, The Long Road of Women's Memory, Urbana 2002 und dies, Peace and Bread in Time of War, Urbana 2002. Für eine weiterführende Erkundung dieses Patriotismuskonzeptes siehe: Jonathan M. Hanson, The Lost Promise of Patriotism. Debating American Identity, Chicago 2003.

2 Diese Worte sind der Titel des achten Kapitels von Addams, Newer Ideals of Peace, New York 1907.

intra- und intertribaler Moral] ermöglicht, dann würden wir natürlich in den ärmeren Vierteln einer kosmopolitischen Stadt nach ihnen suchen, wo wir, wie sonst nirgendwo, die Bedingung vorfinden, in diese doppelte Entwicklung einzubrechen: dafür also, einen neuen Anfang zu wagen in Richtung auf eine Synthese auf einem höheren moralischen Niveau, die beide einschließt. Es existiert jegliche Möglichkeit und Notwendigkeit für Mitgefühl und Güte, wie sie der Stamm selbst aufgebracht hat, und zusätzlich dazu, weil hier so viele Nationalitäten aus allen Teilen der Welt zusammenkommen, existiert hier die Möglichkeit und die Notwendigkeit, die Stammesbindung zu durchbrechen.« (ebd., S.11)

»Es ist möglich«, fügt Addams hinzu, »dass wir durch das ›kämpfende Gesinde‹ selbst vor dem Krieg bewahrt werden, durch den ›streitlustigen Mob‹, der durch den Druck einer kosmopolitischen Nachbarschaft in gütige Weltbürger verwandelt wurde. Nicht, dass sie nach Frieden rufen würden – im Gegenteil, wenn sie überhaupt rufen, werden sie weiter nach Krieg rufen –, sondern dass sie auf Grund ihrer tagtäglichen Erfahrung wirklich kosmopolitische Beziehungen eingehen.« (ebd., S.18) Die chaotischen, verarmten und turbulenten Stadtviertel der neuen Einwanderer sind Brutstätten für einen kosmischen Patriotismus, für einen Patriotismus, der uns allen hilft, den endlosen Krieg hinter uns zu lassen. Diese Stadtviertel sind nicht etwa Problemherde, wie man sie heutzutage allzu gern beschreibt, sondern Addams zufolge unsere größte und wichtigste Hoffnungsquelle für wirklichen Frieden.

Es mag wie ein langer Weg erscheinen, beim Patriotismus anzufangen und beim urbanen Gärtnern anzukommen. Es scheint, als ob diese Distanz nur in vielen Vorlesungen zu überwinden wäre, nicht in einer einzigen. Aber wenn man sich von Jane Addams' Patriotismus inspirieren lässt, ist die Entfernung eigentlich ziemlich kurz: Sie liegt nur zwei Schritte auseinander. Den ersten Schritt haben wir schon gemacht mit Addams' These, dass ein kosmopolitischer Patriotismus in genau der Gegend entsteht, in der rassische und ethnische Konflikte am schwierigsten zu vermeiden scheinen, nämlich in den überfüllten und verarmten Innenstädten. In diesen Stadtvierteln haben die Bewohner nicht nur die Möglichkeit, sondern auch einen Grund, diesen neuen Patriotismus zu entwickeln.

Der zweite Schritt besteht darin, jene Fähigkeit zu erkennen, die nach Addams' Ansicht ihre Nachbarn entwickeln mussten, um das Potenzial der Einwandererviertel für einen wirklichen kosmischen Patriotismus zu aktivieren. Diese Fähigkeit ist die Kompetenz, die man für »sozialen Kontakt« in einer multikulturellen Gesellschaft braucht. Es ist das Vermögen, »Kameradschaft« zu pflegen und gleichzeitig die »Unähnlichkeit gegen-

über seinen Mitmenschen« anzuerkennen.[3] Der Patriotismus der »modernen, heterodoxen Stadt darf nicht auf dem Streben nach Homogenität, sondern auf dem Respekt vor der Vielfältigkeit beruhen«. (ebd.) Die neue Stadt ist ein Ort der kulturellen und ethnischen Vielfalt; inmitten dieser fundamentalen Unterschiede müssen die Menschen wortwörtlich lernen, sich gegenseitig wertzuschätzen. Im Gegensatz dazu hatte man in den alten, homogenen Städten im Europa des 18. Jahrhunderts darauf vertraut, dass jeder Bürger seine Mitbürger als seinesgleichen betrachtet. Patriotismus beruht in solch einer Stadt auf einem »einheitlichen nationalen Typus« und einem »gemeinsamen Erbe«. (ebd.) Im frühen 20. Jahrhundert konnten sich die Bewohner von Chicago nicht auf dieses Gefühl der Bruderähnlichkeit verlassen; sie hatten einfach zu wenig gemeinsam und fanden alles an den anderen fremdartig, irritierend und sogar angsterregend.

Vorstellungskraft und eine große Achtung vor rassischer und ethnischer Diversität musste fortan das Brüderlichkeitsgefühl und das gemeinsame Erbe in der modernen kosmopolitischen Stadt ersetzen. »Die Zukunft des Patriotismus in Amerika« – und überall sonst in multiethnischen Demokratien, wage ich zu sagen – »darf nicht so sehr von der Konformität, sondern muss viel mehr von dem Respekt vor der Vielfalt abhängig sein.« (ebd.) Die Stadt hat die »heilige Aufgabe«, diese neue Art des Patriotismus durch die Erschaffung von Orten zu unterstützen, an denen die Bewohner ihre Vorstellungskraft, ihren Respekt voreinander und ihre Wertschätzung füreinander üben können. (ebd.) Addams' Idee war es, dass solch eine Übung am besten mit »Vergnügen und Erholung« einhergeht. (ebd.) Sie rühmte die Parks Chicagos, die die Möglichkeit zum Überschreiten von ethnischen und rassischen Grenzen böten, damit die Menschen ihre sozialen und kulturellen Gewohnheiten teilen lernen könnten.[4] In Hull House wurden Kulturzentren wie das Arbeitermuseum entwickelt, in dem die Menschen aus dem Viertel gegenseitig ihre verschiedenen traditionellen Spinn-, Web- und Holzarbeittechniken bewundern konnten, ohne den Druck des realen Lebens in engen Wohnungen, Straßen und Arbeitsstätten der verstopften Stadtviertel.

Wir haben den Unterschied vom Patriotismus zum Gärtnern überwunden, indem wir die spezielle Kompetenz, die Mitglieder von Gartengemeinschaften brauchen, ausgemacht und einen Ort gefunden haben, an dem sie diese Kompetenz ausbilden können. Genauer und weniger pathetisch ausgedrückt, haben wir einen Weg gefunden, mit dem wir den Wert und die Bedeutung von Parks in Stadtvierteln ermessen können, wie

3 Jane Addams, Recreation as a Public Function in Urban Communities, In: American Journal of Sociology XVII 5 (März 1912), S.615–619, S.616.

4 In den Parks gab es »Klubräume, Poolräume, Zeichenräume, Mensen, Lesezimmer, Turnhallen, Schwimmbäder und viele andere solcher Gemeinschaftseinrichtungen«. (ebd., S.619)

sie überall auf der Welt entstehen. Man könnte sagen, dass Parks ein endlos modellierbares Mittel für Bürger kosmopolitischer Städte sind, die damit ihre Sozialkompetenz zum Verstehen von ethnischer und kultureller Vielfalt verbessern können und die gleichzeitig zusammen mit ihren Nachbarn buchstäblich die Früchte ihrer Arbeit geniessen können. Parks sind der Nährboden für die Weiterentwicklung des kosmischen Patriotismus.
Addams hat dieses Potenzial von Parks nicht selbst erforscht. Sie hatte einfach nicht mit dem enormen, geradezu explodierenden Interesse an allem, was in den Städten unseres Jahrhunderts grünt und wächst, gerechnet. Zu nennen seien da die urbane Agrikultur, städtische Parks, Schulhöfe mit Gemüsegärten, Bauernhöfe in der Stadt, kleine Bauernhöfe, Guerillagärten, Gartenabonnements, von der Gemeinde geförderte Agrikultur, Schrebergärten und viele, viele andere Arten von Gärten und Parks.

Kosmischen Patriotismus pflanzen

Wenn Addams die Möglichkeit gehabt hätte, diese Verbreitung von Gärten zu erleben, hätte sie mir wohl zugestimmt, dass das Gärtnern bestens dazu geeignet ist, unsere Sozialkompetenz zu verbessern. Das Gärtnern passt wohl zum einen deshalb so gut, weil es so vielen verschiedenen Zwecken dient – was daher kommt, dass es im Kern dessen steht, was den Menschen in seiner ganzen Komplexität ausmacht. Das heißt, dass Gärten uns mit dem Erdboden in Verbindung bringen, jenem grundlegenden Stoff, aber sie nutzen den Erdboden für die Erschaffung von Dingen mit fantastischen Farben, Formen und Gestalten. Diese Dinge befriedigen nicht nur unsere elementaren Bedürfnisse nach Nahrung, sondern auch unser abstrakteres Verlangen nach Schönheit: Sie bringen sowohl spontan als auch nach sorgsamer, intensiver Pflege Pflanzen hervor. Das Erste wird Unkraut, das Zweite Züchtung genannt.
Kurz gesagt, überbrücken Pflanzen den nur schwer überwindbaren Unterschied zwischen Natur und Kultur. Sie offenbaren – gerade durch ihre Grenzposition – die Unangemessenheit dieser scheinbar sauberen Dichotomie. Man könnte sagen, dass Gärten eine Metapher für die conditio humana bilden, in der das Natürliche und das Kulturelle immer schon ineinander verwoben waren.[5] Gärten befriedigen alle unsere Bedürfnisse, von grundsätzlichen animalischen Bedürfnissen bis hin zu unseren »frivolsten« und unnötigsten Wünschen. Dadurch schaffen sie eine besonders interessante Umgebung, die am besten dazu geeignet ist, die Vorstellungskraft und das Verstehen

5 Peg O'Connor benutzt eine Metapher aus dem Gebiet der Textilien. Sie schreibt über die »verfilzte« Natur der Welt. Natur und Kultur sind ihr zufolge unentwirrbar verwoben. Siehe Peg O'Connor, Morality and Our Complicated Form of Life: Feminist Wittgensteinian Meta-Ethics, Penn State 2008.

für Diversität zu verbessern und die Fähigkeit zur Humanität zu fördern.[6] Etwas konkreter gesagt, gibt uns schon eine partielle Auflistung der Beweggründe, weswegen Menschen zum Gärtnern zusammenkommen, einen flüchtigen Eindruck vom Antrieb für die Lust der Städter am Gärtnern.[7]

Diese Gründe illustrieren, wie zentral der Anbau von Pflanzen für Menschen ist, buchstäblich und metaphorisch gesprochen. In Gärten erhalten Städter ohne eigene Grundstücke die Möglichkeit, ein Stück Land zu bepflanzen. In Gärten können die Leute, die in »urbanen Lebensmittelwüsten« leben, frisches Obst und Gemüse anbauen. In Gärten werden Orte von ständig wechselnder Schönheit inmitten einer kompakten Stadtlandschaft geschaffen. Gärten sind wie Klassenzimmer für Kinder. Gärten sind Übungsplätze für junge Führungskräfte. In Gärten wird das Erbe der Pflanzenvielfalt erhalten. In Gärten werden Pflanzen für die ererbte, traditionelle Küche angebaut, die man sonst nicht in Supermärkten findet. Gärten werden in verlassenen Grundstücken angelegt, wo einst Drogendealer ihr Unwesen trieben. Durch Gärten wird die Ernährung im Stadtviertel verbessert. Gärten sind der Treffpunkt für Gemeindemitglieder, wo sie sich interkulturell austauschen können. In Gärten wird das Einkommen einer Familie aufgebessert. Und in Gärten wird der Druck der verdichteten städtischen Umwelt verringert.[8]

Wenn man den Begriff »Gemeinschaftsgarten« *(community gardening)* auf der englischsprachigen Wikipedia-Website nachschlägt und den darauf verzeichneten Verlinkungen folgt, dann wird man zu Einträgen über »Schrebergärten«, »kommunale Gärten«, »Guerillagärten«, »Datschen«, »interkulturelle Gärten«, »P-Patch« geleitet – bis

6 Ich werde diese Frage hier nicht weiter vertiefen, möchte aber mich aber gerne damit beschäftigen, wie Addams das Potenzial des Gärtnerns zur Veränderung von Dingen sieht. Es kommt dabei auch immer darauf an, welchen Zweck Gärten erfüllen sollen, ob sie nur zur Erholung und zur Vergnügung dienen oder ob sie die grundlegende Versorgung der Familie sichern sollen. Addams' These ist nicht detailliert genug, um etwas über das Potenzial bestimmter Arten kultureller Aktivität aussagen zu können. Deshalb ist unklar, ob sie denkt, dass zum Beispiel Weben und Sport sich darin unterscheiden, wie sie sozialen Kontakt fördern, weil das eine etwas Nützliches hervorbringt und das andere einfach nur dem Vergnügen dient. Macht das einen Unterschied? Der Garten veranschaulicht auf eine besonders ergiebige Weise, wie man diese Frage beantworten kann. Christa Müllers Arbeit befasst sich mit dieser Frage.

7 Siehe dazu das Projekt »Garten für alle« der amerikanischen Künstlerin Susan Leibovitz Steinman sowie die Aktivitäten des Interkulturellen Gartens in Wilhelmsburg im Bildband. Siehe außerdem den Beitrag von Harald Lemke in diesem Band.

8 Einzelne Gärtner mögen sich einer bestimmten Gartenaktivität anschließen (eben aus jenen Gründen, für die der Garten angelegt wurde) oder sie mögen das ihnen zugewiesene, »ausgeliehene« oder verpachtete Stück Land aus höchst individuellen Motiven beackern, die nur sie selbst kennen. Aber was auch immer ihre persönlichen Gründe sein mögen – wenn sie sich dafür entscheiden, über ihren Blumenkasten am Fenster oder an der Feuerleiter hinauszugehen, indem sie zusammen mit anderen gärtnern, schließen sie sich nolens volens dem Geschick der Gemeinschaft an. Das heißt, dass sie unbedingt eine gewisse Fähigkeit zum gesellschaftlichen Zusammenwirken entwickeln müssen, auch wenn sie dabei ihren eigenen kleinen Kosmos mit Blumenkohl darin pflegen.

hin zu Konzepten wie *asset-based community development* (eigentumsbasierte Gemeindeentwicklung). Was haben alle diese verschiedenen urbanen Gartenaktivitäten gemeinsam? Es gibt keinen singulären, generellen Namen oder eine allumfassende Beschreibung für diese Aktivitäten. Wir bekommen aber sehr wohl eine Ahnung von ihrer Breite und können ihre Vielfalt anhand von einigen Unterscheidungsfaktoren kategorisieren.

Der kollektive oder kooperative Charakter dieser Gärten kommt am einfachsten zur Geltung, wenn man zwei Arten von urbaner Gärtnerei betrachtet, die in dieser Mixtur nicht enthalten sind. Zum einen gibt es da den »professionell« angelegten Garten, der auf öffentlichem oder privatem, aber öffentlich zugänglichem Boden liegt, zum Beispiel die vielen Gartenanlagen im Hamburger Stadtpark. Diese Gärten, die von professionellen Gärtnern gepflegt werden, sind wunderschöne Erholungsgebiete für die Bewohner der Stadt, aber definitionsgemäß keine Mitmach-Einrichtungen. Die Einbindung der Anwohner beschränkt sich dabei auf die Nutzung der Grünflächen und den Aufenthalt in den schönen Gärten.

Zum anderen gibt es (ebenfalls nicht in unserer Mixtur enthalten) urbane Gärten, die Privatleuten gehören und die für die Nichtbesitzer dieses Gartens einsehbar sein mögen oder auch nicht, die aber sicherlich nicht für andere Bewohner des Viertels zugänglich sind, die ein bisschen im Boden buddeln möchten. Obgleich diese Gärten zweifelsohne einen positiven Beitrag zur Qualität des Bodens und der Luft erbringen und den Besitzern Freude bereiten, bringen sie der Pflege des Gemeinwesens keinen beachtenswerten Nutzen, an dem Addams und ich interessiert wären. Zwischen diesen zwei Arten von Gärtnerei in der Stadt liegt eine große Vielfalt kollektiver gärtnerischer Unternehmungslust.

Gärten und Mikro-Bauernhöfe findet man auf öffentlichen oder privaten Stücken Land oder auf Land, dessen Besitzverhältnisse unklar sind. Einige Gärten sind auf rechtmäßigem Boden, andere illegal angelegt. (Manchmal ohne die Zustimmung, manchmal sogar ohne das Wissen des Besitzers des Grundstückes.) Andere Gärten wiederum werden einfach mit einem Handabwinken oder einem Nicken des Grundstückeigentümers oder des öffentlichen Besitzers toleriert.[9] Einige Gärten sind für alle in der

9 Es ist nicht ungewöhnlich, dass illegal angelegte Gärten irgendwann legalisiert werden. Unglücklicherweise ist aber auch nicht ungewöhnlich, dass gegen legal angelegte Gärten irgendwann eine Räumungsklage vorliegt. Das ist eine perverse Konsequenz, die aus der Tatsache resultiert, dass Grundstückswerte in Gegenden mit schönen Gärten oftmals ansteigen und diese Grundstücke sich dann besser als Bauland eignen. Die Geschichte der New Yorker Gemeinschaftsgärten illustriert das Zusammenspiel zwischen diesen beiden Tendenzen. In dreißig Jahren haben sich viele Gärten aus der Illegalität hin zur allgemeinen Billigung durch die Stadt bewegt, um dann durch die Stadt in Bauflächen umgewandelt zu werden. Der Kampf um die 14 Hektar große South Central Farm (auch South Central Community Garden genannt) in Los Angeles ist ein gutes Beispiel dafür, wie Gärten zerstört werden.

Gemeinde offen, andere sind nur für eine bestimmte Gruppe gedacht, zum Beispiel für Schulkinder oder Bewohner einer Wohnanlage. Einige Gärten sind wirklich kollektiv angelegt, sodass alle Bereiche von allen gepflegt werden, andere werden in Einzelstücke aufgeteilt, für die jeweils bestimmte Gärtner zuständig sind, die das Anrecht auf den gesamten Ertrag dieses Sektors haben. (Manche Guerillagärten geben allen Passanten die Möglichkeit, sich selbst als Gärtner zu betätigen und je nach Bedarf die Pflanzen zu gießen oder Unkraut zu jäten.)
In den Gärten werden entweder biologische oder auch konventionelle Mittel benutzt und in manchen Gärten eine gemeinsam definierte Mischung aus beidem. In manchen Gärten werden nur Blumen, in anderen Obst und Gemüse angebaut und in manchen auch von allem ein wenig. Der Ertrag wird in manchen Fällen unter den Gärtnern aufgeteilt, in anderen wird er auf dem Markt verkauft oder an Tafeln für Bedürftige abgegeben. (Meiner Erfahrung nach verrottet auch einfach vieles auf dem Boden, denn Gärten scheinen immer mehr hervorzubringen, als man verwenden kann, und irgendwann haben es alle satt, Unmengen von Früchten zu ernten.) Manche Gärten werden durch einen Riesenkatalog von Vorschriften geregelt, in anderen wiederum herrscht fast komplette Anarchie.
Wenn man die elementarsten Gemeinsamkeiten dieser Gärten zusammentragen würde, könnte man sagen, dass bei allen Erde, Sonne, Pflanzen, Wasser, Menschen und – das ist das wichtigste – Beziehungen vorkommen. All dies muss so ineinandergreifen, dass alle einen Nutzen daraus ziehen, den alle zumindest gegenseitig tolerieren oder sogar wertschätzen. Dann stellt sich aber irgendwann die Frage: Wie genau fördern Gemeinschaftsgartenprojekte kosmopolitischen Patriotismus? Mit anderen Worten: Wie entwickelt das Gärtnern mit anderen Menschen unsere Vorstellungskraft und unseren Respekt vor der Verschiedenheit der Menschen? Das sind die Fähigkeiten, die Addams als essenziell für den kosmischen Patriotismus einstufte. Und wie kultiviert das Gärtnern Humanität, eine weitere Komponente des Patriotismus, auf die sie sich oft beruft?
Um diese Frage zu beantworten, muss man einige Gärten in Betracht ziehen. Weil ich eine Philosophin und nicht eine Malerin oder Fotografin bin, verwende ich dafür Beschreibungen statt Bilder der Gärten. Ich hoffe, dass diese Beschreibungen meine Leser vielleicht zum Gärtnern inspirieren werden und Ihnen hoffentlich einen neuen Blickwinkel für die Gärten, denen Sie in Ihrem Leben begegnen, geben. Am wichtigsten finde ich jedoch, dass Sie Anregungen durch diese Experimente des kosmischen Patriotismus erhalten. Ich werde alle drei Werkzeuge nacheinander abhandeln.

Wertschätzung für und Respekt vor Vielfalt

»Es gibt keinen Zweifel daran, dass der Patriotismus Amerikas in Zukunft nicht so sehr auf Konformität beruhen darf, sondern auf Respekt vor Vielfalt.«[10] Die wichtigste Fähigkeit, die ein kosmischer Patriot entwickeln muss, ist die Fähigkeit, die verschiedenen Lebensweisen der Menschen in seiner Umwelt zu respektieren und wertzuschätzen. Addams glaubte, dass ihre eigene innenstädtische Nachbarschaft ein großes Potenzial für die Pflege dieser Fähigkeit bot, gerade weil so viele Menschen verschiedener Nationen und ethnischer Gruppen in enger Nachbarschaft zueinander lebten. Diese Nachbarschaft war so eng, dass gegenseitiger Kontakt unvermeidbar war. Aber Addams bemerkte auch, dass die Nähe von verschiedenen ethnischen Gruppen zueinander nicht zwangsläufig nur Respekt voreinander oder Zuneigung gebiert. Das wahre Leben lehrt uns, dass diese Verhältnisse oft Ursprung von Isolation, Angst, Abscheu und sogar von gewalttätigem Hass sind. Damit Nähe dem kosmopolitischen Patriotismus dient, ist laut Addams eine Situation erforderlich, in der die Menschen ihre Gegensätze in einem neutralen, nicht gefährlichen Kontext kennenlernen können. Kontexte wie der folgende haben keinen Automatismus: »In einer Großstadt werden die Menschen, nur weil sie in Hotels, Apartmenthäusern oder Wohnblöcken zusammengepfercht sind, zu dem Glauben verleitet, sie stünden in Beziehung zueinander. Wenn die Stadt nicht einen Apparat des gesellschaftlichen Miteinanders formell vorgibt, ist es daher durchaus möglich, mitten in der Masse Gewohnheiten von Einsamkeit und großer Heimlichkeit zu entwickeln.« (ebd., S.615) Nicht nur die Stadt hat die Pflicht, einen solchen Apparat vorzugeben, auch Bürger- und Nachbarschaftsvereinigungen müssen dies tun. Addams würde behaupten, dass alle von uns, die eine Gemeinschaft bilden, dieser Pflicht obliegen. Für Addams bedeutet diese Art der Arbeit Demokratiebildung und ist die normale, tägliche Aufgabe aller Mitglieder einer Gemeinschaft.

Gärten sind wandlungsfähige und nützliche Teile dieses Apparates, und die Gemeindeverwaltungen haben angefangen, dies zu erkennen. Viele städtische Gärten, wie zum Beispiel die von Addams gelobten Parks von Chicago, sind Orte, an denen die Menschen ihre kulturellen Praktiken relativ risikoarm ohne den Zwang zur Angepasstheit ausüben können. (Dies ist natürlich eine Verallgemeinerung und als solche Gegenstand vieler Ausnahmen. Gemeinschaftsgärten können individuellen und kulturellen Ausdruck fördern, sie können aber auch Orte legalistischen Gezänks sein, wenn die Gärtner über ihre Methoden und Praktiken streiten, wie die Pflanzen wachsen

10 Jane Addams, Recreation as a Public Function in Urban Communities, S.617.

sollen und welche Standards eingehalten werden sollen. Fast jeder der alten Gärten hat solche Geschichten über Plänkeleien zu bieten, etwa weil ein Gärtner sein Grundstück vernachlässigte oder weil einer heimlich verbotene Pestizide benutzte, als er glaubte, unbeobachtet zu sein. Mit anderen Worten: Man kann alles auf seinem Stück Land anpflanzen, was man will, solange man nicht den Gurken eines anderen Gärtners in die Quere kommt.) Aber die Fähigkeit von Gärten, Vielfalt zu pflegen, ist profunder als das, und eine ziemliche Anzahl von urbanen Gärten ist mit dem ausdrücklichen Ziel angelegt worden, damit den Dialog zwischen Mitgliedern verschiedener Rassen und Ethnien sowie die Zusammenarbeit und die Nachbarschaftspflege zu fördern. Sie kennen schon die Geschichte von einem dieser Gärten, denn er liegt in dieser Stadt.

Der Interkulturelle Garten in Hamburg (Stadtteil Wilhelmsburg) ist Teil eines im ganzen Land einflussreichen Netzwerks, das von der Stiftung Interkultur koordiniert wird. Das Interkulturelle Gartenprojekt, aufgenommen 1995 in Göttingen, umfasst heute mehr als sechzig Gärten. Wie Christa Müller, die Direktorin der Stiftung Interkultur schreibt, »dienen diese gesellschaftlichen Räume, und das ist neu im deutschen Landschaftsprojekt, nicht nur zur städtischen Naherholung und liefern organisch erzeugtes Obst und Gemüse, sondern sie verfolgen ganz bewusst ein weiteres Ziel: interkulturelle Kommunikation und Integration auf der Basis eines an den Ressourcen orientierten Zugangs«.[11] Müller fährt fort: »Interkulturelle Gärtnerei bringt Deutsche mit Immigranten, sehr oft mit Flüchtlingshintergrund, aus allen gesellschaftlichen Schichten zusammen, um gemeinsam Obst und Gemüse anzubauen, Samen und Rezepte auszutauschen. Indem sie gemeinsam den Boden beackern, was manchen erstmals in Deutschland eine Möglichkeit bietet, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten in einem internationalen Zusammenhang anzuwenden, eröffnen sie sich auch ein neues Lerngebiet, das weit über das Pflanzen und Ernten von Gartenprodukten hinausreicht.« (ebd.)

Gemeinsames Gärtnern eröffnet die Möglichkeit für alle denkbaren Arten des Austausches und der Zusammenarbeit, sowohl formeller wie informeller Art, die von reinen Freizeitaktivitäten bis hin zu essenziellen Dienstleistungen reichen. Eine derartige Ausweitung und Vertiefung von Beziehungen ist genau das, was Addams vorschwebte.

11 Christa Müller, Interkulturelle Gärten: Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt, in: Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften – Die »grüne« Stadt – urbane Qualitäten durch Freiraumentwicklung 1.2007, 55–67, S.58. Hier findet sich eine weitere Gelegenheit, um auf die oben gestellte Frage einzugehen: Wie verändert sich das Potenzial von Gärten, je nachdem, ob sie mehr dem Vergnügen und der Erholung dienen oder dem Anbau – Ressourcen, wie Müller es nennt. Ihre Position hebt mehr die Bedeutung von Gärten als »ressourcenorientiert« hervor. Aber natürlich ist eines der eindrucksvollen Elemente eines Gartens die Tatsache, dass er nie nur das eine oder das andere ist – also nie nur Schönheit und Erholung bietet oder aber nur die Erfüllung biologischer Notwendigkeiten – und in der Tat gelingt es in Gärten gut, diese Dichotomie an sich infrage zu stellen. (Das ist eine Version der Natur-Kultur-Dichotomie.)

Das gemeinsame Erleben von Tanz, Handwerk und anderen Aktivitäten aus den verschiedenen Kulturen der Teilnehmer wäre somit nicht Selbstzweck, sondern der Türöffner für mehr und unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit zwischen ehemals voneinander isolierten Gruppen. Diese Art der erweiterten Kommunikation und Kooperation bildet Kette und Schuss im Gewebe der kosmopolitischen Bürgerschaft – sie sind ihr grundlegendes, essenzielles Element.

Wie Müller betont, machen es Gärten Gärtnern mit Migrationshintergrund möglich, »sowohl Wurzeln in die Zukunft einzubringen, als auch die kulturelle Vielfalt in Deutschland als einem Einwanderungsland zu erweitern«[12] – fast haargenau die Qualitäten, die Addams ein Jahrhundert früher in Chicago bezeichnet hatte, als sie herausfand, dass ein zentral gelegenes Stadtviertel der ideale Ort zur Entwicklung von kosmischem Patriotismus sei. Addams beobachtete, dass Menschen genau an diesem Ort täglich daran arbeiten, die alte Vorstellung von »tribaler« und »intertribaler« Moral aufzuheben, eine Unterscheidung, die notwendig ist, um einen Patriotismus des Krieges und der provinziellen Loyalität hinter sich zu lassen. In Müllers Sprache sind wir in den Gärten Zeugen einer Bewegung jenseits der alten Dichotomie von »Integration versus Parallelgesellschaften, Assimilation versus Ethnitisierung« hin zum Reich »transnationaler und transkultureller Räume«. (ebd.) Derartige interkulturelle Arbeit beschränkt sich nicht nur auf dieses Netzwerk. In den USA hat sich eine größere Jugendgärtnerei-Bewegung entwickelt, die sich ausdrücklich auf die Kommunikation zwischen verschiedenen Rassen ausrichtet.

Das »Food Project« in Boston ist vielleicht die bekannteste dieser Einrichtungen. Es bringt junge Leute aus einem hauptsächlich von Afroamerikanern bewohnten Innenstadtviertel mit Jugendlichen aus einem reichen weißen Außenbezirk zusammen, um gemeinsam Lebensmittel anzubauen und sie auf Bauernmärkten in der Region zu verkaufen oder sie an kostenlose Verteilstellen zu verschenken. Auf der Internetseite des »Food Project« ist zu lesen: »Wir meinen, dass Rassismus und Chancenungleichheit in unserer Gesellschaft weiterhin existieren und dass das ›Food Project‹ mit seinem integrierten Zugang zur Jugend- und Nachbarschaftspflege durch nachhaltige Landwirtschaft neue Lösungen anbieten kann.«[13] Mit diesem Ziel »integrieren sie junge Leute aller verschiedenen Hintergründe in bedeutsame Arbeit innerhalb der gesamten Organisation. Dadurch entsteht eine Gemeinschaft aus verschiedenen Altersgruppen

12 Christa Müller, Women in the International Gardens. How Subsistence Production Leads to New Forms of Intercultural Communication, in Veronika Bennholdt-Thomsen / Nick Faraclas / Claudia v. Werlhof (Hg.). There is an Alternative: Subsistence and Worldwide Resistance to Corporate Globalization, London 2001, S.1. Online: http://www.stiftung-interkultur.de/eng/women_int_gardens.pdf (Stand 01.08.2008)..

13 Commitment to Diversity: The Food Project, http://www.thefoodproject.org/about/Internal1.asp?id=194.

und Kulturen, die dynamisch und effektiv Wandel herbeiführt«. (ebd.) In seiner Zielsetzung strebt das »Food Project« an, »eine aufmerksame und produktive Gemeinschaft von Jugendlichen und Erwachsenen aus unterschiedlichen Hintergründen entstehen zu lassen, die zusammenarbeiten, um ein nachhaltig wirksames Lebensmittelsystem aufzubauen.«[14] Die interkulturellen Gärten, das »Food Project« und andere urbane Gärtnereikooperativen zeigen, wie kraftvoll Gärten sein können, wenn es darum geht, bedeutsame Kommunikation über rassische, nationale und kulturelle Grenzen hinweg zu schaffen – eines der fundamentalen Werkzeuge für den kosmopolitischen Patrioten.

Vorstellungskraft

»Die Vorstellungskräfte, die Idee, dass das Leben Vielfalt und Farbigkeit besitzt, werden am leichtesten in Augenblicken der Freude und der Erholung real.«[15] – Alle Gärten fußen sehr stark auf Vorstellungskraft. Welche menschliche Kraft sonst könnte uns dazu bringen, winzige Samenkörner in der Erde zu verbuddeln mit der unwahrscheinlichen Zielsetzung, dass sie sich in etwas verwandeln, was dem Bild auf der Samenpackung nahekommt. Nur die Vorstellung kann den Gärtner für seine Arbeit stählen, kümmerliche Pflanzen zum Wachsen zu bringen und trotz schlechter Bodenverhältnisse, schlechten Wetters, Schädlingen, aggressiven Unkrauts und anderer Gärtner groß werden zu lassen. Schöne, gesunde Gärten sind eine wunderbare Belohnung dafür, dass man seine Vorstellung gepflegt – und diszipliniert – hat; sie sind buchstäbliche, lebendige Beispiele für Addams' »Vielfalt und Farbe« des Lebens. Das Gärtnern zusammen mit anderen macht es möglich, dass die Vorstellungen vieler Individuen kollektiv wirken, um einander zu inspirieren, zu fordern und zu fördern. Zum Gärtnern in der Stadt bedarf es besonderer Vorstellungskraft, denn bearbeitbares Land ist rar und für viele kaum bezahlbar, sodass schon das Auffinden eines Stückes Land, in das man seine Hacke schlagen kann, eine sehr ermüdende Sache sein kann. Wenn man sehen will, wie kollektives Gärtnern die Vorstellungskraft entwickelt und damit das kosmopolitische Bürgertum weiterbringt, findet man in der Tat allein dann eine große Auswahl von Beispielen, wenn man sich mit der Aufgabe beschäftigt, Land zu finden. Die Antworten von Guerillagärtnern auf diese Frage zeigen einige der mutigsten und wildesten Einsätze von Vorstellungskraft.
Guerillagärtner, die Robin Hoods der urbanen Gartenszene, sehen in der Bevölkerungsdichte von Städten eine Einladung, das zu erhöhen, was einer von ihnen als

14 The Food Project, http://www.thefoodproject.org (Stand 24.07.2008).

15 Jane Addams, Recreation as a Public Function in Urban Communities, S.616.

»Gartendichte« bezeichnet. »Mit unserer Offensive zeigen wir, dass die Gesellschaft sich nicht zwischen verdichteter Stadt und Gartenstadt entscheiden muss.«[16] Guerillagärtner entwickeln fortwährend ihre Imagination auf der Suche nach neuen Landstücken zum Gärtnern – eine Verkehrsinsel in London, Brachland entlang einem Zaun in Tokio oder an einer Bahnlinie in Chicago. Derartige Stücke Land kommen uns in unserem Bewusstsein als Nichtgärtner nicht einmal wie dreidimensionale Räume vor; die Vorstellung, dass sie einmal wunderschöne Räume sein könnten oder Räume, in denen Lebensmittel wachsen, ist etwa so, als würde man uns sagen, dass Geld an Bäumen wächst. Uns kommt es in der Tat so vor, als wären Städte mit hoher Bevölkerungsdichte definitionsgemäß keine Gartenstädte. Guerillagärtner und urbane Gärtner von Berlin bis Buenos Aires, von Wellington bis Walukumba zeigen uns aber, wie eine gut ausgebildete Vorstellungskraft diese irrtümliche Annahme widerlegen kann.

Während Guerillagärtner die manchmal romantischen, wenn nicht quichottesken Grenzen aufzeigen, an die wagemutige Gärtner mit ihrer Imagination stoßen können, haben es praktisch alle kollektiven Stadtgärten mit der intelligenten Neuaufteilung von Land sowie mit der erfindungsreichen Wiederbelebung des Erdbodens zu tun. Offenes Land liegt nur selten einfach so zum Beackern da, und wenn, dann ist es mit einer ziemlichen Wahrscheinlichkeit chemisch verseucht oder auf andere Art schwer misshandelt worden. Nach einer Naturkatastrophe mag zusätzliches Land verfügbar sein, aber nicht unbedingt auch bestellbares. Im New Orleans nach dem Hurrikan »Katrina« wird dieses Problem gut sichtbar, und zwei Organisationen für gemeinschaftliches Gärtnern zeigen auf, wie die Imagination hier zu Werke geht. Die normale Vorstellungskraft musste zu einer geradezu übernatürlichen Kraft werden, nur um die schon existierenden Gemeinschaftsgärten wiederherzustellen, die in den »Katrina«-Fluten untergegangen waren. Das »New Orleans Food and Farm Network« (NOFFN)[17] und die »Parkway Partners«[18] haben sich mit Bewohnern der Stadt New Orleans zusammengetan, um die Gärten zurück in die Stadt zu bringen. Diese Arbeit zielt nicht nur auf die Schönheit der Gärten, sondern vielmehr – und sehr viel überlebenswichtiger – darauf, mehr frisches Gemüse in solchen Stadtvierteln verfügbar zu machen, die durch den Verlust von Nachbarschafts-Kaufläden zu »Lebensmittelwüsten« geworden sind. Anwohner und Mitglieder dieser Gemeinschaften haben all ihre Kreativität zusammengelegt, wo in Höfen und Gärten die ohnehin schon industriell verseuchte

16 Richard Reynolds, On Guerilla Gardening: A Handbook for Gardening Without Boundaries, Bloomsbury 2008, S.69.

17 New Orleans Food and Farm Network, http://www.noffn.org (Stand 20.07.2008). Urban Farming with NOLA City Farms. New Orleans Food and Farm Network, http://www.noffn.org/index.php?topic=nolacityfarms.

18 Parkway Partners, http://parkwaypartnersnola.org/. The New Farming Frontier, Offbeat: Louisiana's and New Orleans's Online Music Source, http://offbeat.com/artman/publish/article_2999.shtml (Stand 20.07.2008).

obere Bodenkrume durch Salzwasser weiter geschädigt wurde und Geld kaum vorhanden ist. Die alte Badewanne, die ein Afroamerikaner in ein Hochbeet verwandelt hat, ist somit nicht etwa nur eine seltsame Kopfgeburt, sondern vielmehr ein intelligenter, Geld sparender Weg, einen Garten oberhalb und unberührt von der vergifteten Erde anzulegen. Auf einem leer stehenden Grundstück, auf dem eine Gruppe von Latinogärtnern eine Mikrofarm anlegen will, deren Ertrag sie auf den Bauernmärkten des Viertels verkaufen möchte, bereiten Freiwillige den Boden dergestalt vor, dass sie eine Lage von Pappe aus Altpapier darauf auslegen, auf die sie saubere Erde ausbreiten, die sie geschenkt bekommen haben. NOFFN bemüht sich, die kreativen Ideen einzelner Anwohner möglichst vielen anderen zugänglich zu machen, indem Lehrgänge angeboten werden, die solche und andere Ideen verbreiten.

Unzweifelhaft bietet das Kultivieren eines kollektiven Gartens in der Stadt den Teilnehmern jede Menge Möglichkeiten, ihre Kreativität zu schulen. Nicht nur lernen sie, sich dort einen Garten vorzustellen, wo jetzt nur ein leeres, von Nägeln übersätes Grundstück liegt, sondern sie müssen sich auch die Aufteilung und das Gesamtbild dieses künftigen Gartens vorstellen können. Aber wenn wir solche Gärten als Brutstätten für die Entwicklung eines kosmischen Patriotismus ansehen, sind die wichtigsten Aufgabenfelder für die Imagination diejenigen, bei denen es darum geht, sich auszudenken, wie man mit anderen Menschen umgeht – Menschen zum Beispiel, die die Kontrolle über das Land haben, das man beackern möchte. Auch hier zeigen uns Guerillagärtner eine der wagemutigsten Anwendungen von Imagination und Kreativität, auch wenn ihre Bemühungen längst nicht singulär sind. Richard Reynolds und David Tracey beschäftigen sich in längeren Passagen ihrer Bücher über Guerillagärtnern mit Fragen wie den folgenden: Wie bringe ich Landbesitzer oder Vertreter der Stadt dazu, die Existenz eines Gartens zu tolerieren? Wie hole ich mir Unterstützung für meinen Garten aus dem Stadtviertel? Wie bewege ich andere dazu, meinen Garten mit zu pflegen (oder ihn zumindest nicht zu zerstören)? Wie bekomme ich neue Mitglieder in mein Gartenkollektiv? Die zu allem passende Antwort auf diese Fragen lautet: »Nutze deine Vorstellungskraft!« Clever denken, lokal handeln.

Im US-Bundesstaat Minnesota bietet eine Organisation namens »Land Stewardship Project« ein Schulungsprogramm in Agrikultur an, das man als »Programm zur Schulung der Imagination« bezeichnen könnte, weil es den Akzent auf Brainstorming-Fähigkeiten legt. Katie, eine junge Gärtnerin, hatte zwar diese Schulung mitgemacht, hatte aber keinen Zugang zu eigenem Land. Sie erfand ein einzigartiges Abonnement-Programm, in dem Lebensmittel im Garten hinter dem Haus der Abonnenten angebaut werden. Ihre Kreativität ermöglichte es, ihr Konzept des nachbarschaftsunterstützten Landbaus (Abonnenten bezahlen dafür, dass auf ihrem Land Lebens-

mittel erzeugt werden) noch einen Schritt weiter zu entwickeln. Die Abonnenten müssen erst einmal überzeugt werden, ihr Land für ein solches Unterfangen zur Verfügung zu stellen – erneut ein Beleg dafür, wie wichtig Erfindungs- und Ideenreichtum für ein kollektives Gärtnerei-Projekt ist. In Katies Fall war das Land an sich gar nicht so rar, sondern die Herausforderung lag in der Erwartungshaltung ihrer Kunden, deren Vorstellung, wie ein »ordentlicher Rasen« auszusehen hat. Dort Tomaten anzupflanzen, wo »eigentlich« Rosen stehen sollten, ist eine riskante Sache. Den Landbesitzern dabei zu helfen, sich ihren Rasen in produktives Agrarland umzudenken, ist eine kosmisch imaginative Aufgabe.
Auf seiner Internetseite lädt NOFFN die Leser ein: »Stellen Sie sich Ihre Stadt mit kleinen städtischen Farmen vor, die in jede Nachbarschaft eingebettet sind und brachliegendes oder wenig genutztes grünes Land bepflanzen. Stellen Sie sich vor, Sie müssten nur einen oder zwei Blocks gehen, um mit ihrem lokalen Farmer zu reden, und Ihre Kinder könnten mit eigenen Augen sehen, wo ihre Lebensmittel herkommen und wie ein ›echter‹ Farmer aussieht. Können Sie sich noch an den Geschmack einer frisch gepflückten Tomate erinnern oder an den von Grünzeug, das man am frühen Morgen für das Abendessen geschnitten hatte?«[19] Die Vorstellungskräfte sind es, befeuert durch die Vorfreude auf eine Tomate und durch die Energie, die die Gärtnerkumpel aufbringen, welche urbane Gärten überall auf dem Globus entstehen lassen. Diese Gärten wiederum dienen als Trainingsplätze für Imagination.

Humanitarismus

»Der Patriotismus der tribalen Loyalität, der von militanten Einstellungen, Emotionen und institutionellen Strukturen bewacht wird, muss ein Ding der Vergangenheit werden. Wir müssen zu einer neuen Form des Patriotismus kommen (…), bei der die Bemühung um das Wohlergehen der Menschen in unseren Institutionen, unseren Emotionen und unseren Handlungen etabliert wird.«[20] – Ein kollektiv organisierter Garten scheint eher eine seltsame Wahl für eine Institution zur Überwachung des Wohlergehens der Mitglieder der Gemeinschaft zu sein. Von einem anderen Standpunkt aus betrachtet ist der Zweck, dem zumindest einige der Gärten dienen, nämlich den Lebensunterhalt der Menschen sichern zu helfen, jedoch so fundamental, dass die Gärten zur idealen Institution werden, diesen speziellen Aspekt der Neustrukturie-

19 Urban Farming With NOLA City Farms.

20 Marilyn Fischer, Addams's Internationalist Pacifism and the Rhetoric of Maternalism, in: NWSA Journal 18.3 (2006), S.1–19, S.8.

rung des Patriotismus auszuführen. Eine Reihe von Gemeinschaftsgärten und urbanen und kollektiven Gartenprogrammen in den Vereinigten Staaten von Amerika hat die Bekämpfung des Hungers zu einem expliziten Teil ihrer Mission gemacht: »Plant a Row for the Hungry« zum Beispiel ist ein Programm für freiwillige Helfer, das sowohl private als auch Gemeinschaftsgärten dazu aufruft, zusätzliche Beete in ihren Gärten anzulegen und den Ernteüberschuss einem örtlichen Nahrungsmittelhilfswerk zu spenden.
Viele Gemeindeorganisationen in Arbeitervierteln haben Gemeinschaftsgärten gegründet, um die Versorgung des Viertels mit frischen Lebensmitteln zu verbessern; so etwas ist zum Beispiel auch Teil der Mission des Interkulturellen Gartens, des »Food Project« und von NOFFN. Auf einer abstrakteren Ebene betrachtet geben Gärten in Gefängnissen und Schulen ihren Gärtnern etwas Schönes und Wertvolles, um das sie sich kümmern können, das sie betreuen müssen und für das sie Verantwortung tragen – denn diese Art der menschlichen Zuneigung fehlt oft im Leben von Gefangenen und Schülern. Bei Gärten, die sich selbst als Teil einer wachsenden Bewegung sehen, die sich »Community Food Security« (nachbarschaftliche Lebensmittelversorgung) nennt, kann man die ehrgeizigsten – und auch oft die facettenreichsten – Bestrebungen erkennen, den Humanitarismus in die Ziele des Gemeinschaftsgartens mit einzubinden. Laut der »Community Food Security Coalition« besitzt eine Nachbarschaft dann Nahrungsmittelsicherheit, wenn jeder der Bewohner auch ohne Unterstützung eines Nahrungsmittelhilfswerks das ganze Jahr über Zugang zu sicheren, bezahlbaren, nahrhaften und kulturell angemessenem Essen hat.[21] Die »Community Food Security«-Bewegung betont die Tatsache, dass Nahrungsmittelsicherheit für Erzeuger und Verbraucher nicht ohne wirtschaftliche, soziale und andere Unterstützung bestehen kann. Nahrungsmittelsicherheit ist nicht nur etwas, von dem die Konsumenten profitieren, auch örtliche Erzeuger ziehen daraus einen Nutzen.
In einer Reihe von Städten im ganzen Land wurden Gärten gegründet oder wiederbelebt, um zur Nahrungsmittelsicherheit ihrer Viertel beizutragen. Ein bemerkenswertes Beispiel für solch einen Garten ist Missoula, »Montana's Garden City Harvest«. In der Selbstbeschreibung heißt es, der Garten sei »eine »kollaborative Ressource, um Not leidenden Menschen aus Missoula zu helfen und gleichzeitig Aufklärungsarbeit über nachhaltige Nahrungssysteme und Agrikultur für die Gemeinde Missoulas und die Studenten der University of Montana zu leisten. Wir erreichen dies mit vier sehr aktiven Programmen: Community Gardens, PEAS Farm, Youth Harvest und dem Community Education Program.«[22] Garden City Harvest stellt sich der Herausforderung, Nahrungs-

21 Vgl. Community Food Security Coalition, http://www.foodsecurity.org.

22 Vgl. Garden City Harvest, http://gardencityharvest.org.

mittelsicherheit in Missoula auf eine vielfältige Weise herzustellen. In Gemeinschaftsgärten, die sich auf die Arbeiterviertel in der Stadt konzentrieren, werden Gartenstücke und die notwendigen Werkzeuge interessierten Gärtnern angeboten.
Das PEAS-Programm ist ein universitäres Programm, bei dem Studenten zig Tonnen Gemüse in urbanen Biofarmen anbauen und es dann an gering verdienende Bewohner der Stadt verteilen. Bei Youth Harvest arbeiten auffällig gewordene Jugendliche zusammen mit College-Studenten aus dem PEAS-Programm in urbanen Gärten. Durch Garden City Harvest haben alle Bürger der Stadt die Möglichkeit, frisches, gesundes und sicheres Essen zu kaufen, inklusive – wohlgemerkt – der Bürger, die zwar das Geld haben, um sich solche Nahrungsmittel zu kaufen, aber bisher keinen Laden gefunden haben, um dies zu tun. Das Programm setzt alle Bewohner aus allen Einkommensschichten in den Stand zu verstehen, aufgrund welcher Zusammenhänge es bisher in ihrem Viertel keine Nahrungsmittelsicherheit gegeben hat, und gleichzeitig kommt ihnen diese verbesserte Nahrungsmittelsicherheit zugute. Die Finanzierung dieser Programme kommt von einer eindrucksvollen Allianz aus Stadt, Landkreis, Bundesstaat und staatlichen Institutionen, Bürgerverbänden und Einzelpersonen, die vielfältige Interessen vertreten und die zeigen, wie die Organisation humanitäre Ziele in ihrer Grundstruktur integriert hat. Die Sponsoren sind unter anderem die Stadtverwaltung, die staatliche Universität, öffentliche Schulen, die Justiz, die Volkshochschule, ein Seniorenkomitee, das örtliche Lebensmittelhilfswerk und eine Reihe privater Stiftungen und privater Sponsoren.
Garden City Harvest kann, so wie die anderen Organisationen und Individuen, auf die ich hier kurz eingegangen bin, als vitales Element der Infrastruktur einer Gesellschaft gesehen werden, in der kosmopolitischer Patriotismus wertgeschätzt und vorangetrieben wird und in der die alten Formen des Patriotismus, die ihren Ursprung in engstirniger Loyalität, gedankenloser Solidarität und Kriegsverherrlichung haben, nach und nach aufgegeben werden. Indem urbane Gartenprojekte den buchstäblichen Boden zur Verfügung stellen, auf dem Menschen aus vielfältigen Gemeinschaften zusammenkommen, um mithilfe ihrer Vorstellungskraft ihre Kreativität, ihre Bäuche und die ihrer Nachbarn zu nähren, werden diese Projekte kosmisch bedeutsam.

Fazit: eine Geschichte zur Warnung

Nur für den Fall, dass es noch nicht deutlich geworden ist: Keine Art des kollektiven Gärtnerns ist einfach – weder das Beackern von steinhartem, unbearbeitetem Erdboden noch das Pflegen eines sozialen Miteinanders. Wenn man sich ein Hochglanz-

Gartenlexikon oder den Blog eines eifrigen Gärtners anschaut, kann man zu dem Schluss kommen, dass Gärtnern eine mühelose Tätigkeit sei. Das ist es aber nicht; es ist vielmehr eine unaufhörliche Schufterei mit ungewissem Ergebnis. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich eine grauenvolle Gärtnerin abgebe. Ich habe alles außer dem Graben von Löchern aufgegeben; stattdessen unterstütze ich den Fleiß der guten Gärtner in meinem Viertel, indem ich ihre Erträge kaufe und ihnen mein Backwerk förmlich aufdränge, wenn sie mein Geld nicht nehmen wollen.

Die Strapazen der Gartenarbeit lassen gewöhnlich nach, wenn man zusammen mit anderen im Beet steht. Aufgrund dieser Tatsache scheint es, als entwickele sich »sozialer Kontakt« spontan in einem Gemeinschaftsgarten und bedürfe nicht jahrelanger penibler Pflege und Entwicklung. Abgesehen davon, dass Gärten geradezu automatisch funktionieren, wohnt Gärten die magische Fähigkeit inne, ein Gemeinschaftsgefühl zu erschaffen, indem sie ihre machtvolle Alchemie aus Dreck, Wasser, Pflanzen, Sonne und Menschen einsetzen. – So wird es zumindest in den Artikeln über urbanes Gärtnern erzählt.

Es entspricht der Wahrheit, dass sich in minimal organisierten Gemeinschaftsgärten Gelegenheit ergibt, mit Gleichgesinnten zu reden, Pflegetipps für Tomaten und Kürbissamen auszutauschen. Doch da liegt der Haken: Gleichgesinnte. Es ist ziemlich einfach, Tomatenpflegetipps mit jemandem auszutauschen, der einem ähnlich ist, ähnlich spricht (und ähnlich gärtnert). Eine andere Sache ist es, wenn alles am Nachbargärtner anders zu sein scheint. Ich werde heute mit einer warnenden Geschichte über die Grenzen der Möglichkeiten von Gärten zur Förderung von kosmischem Patriotismus schließen. In dieser Geschichte geht es um meine Heimatstadt und den Garten, den wir dort ins Leben gerufen haben. Vor ungefähr zehn Jahren trafen sich Menschen aus Gemeinden überall in meinem Bundesstaat in Arbeitskreisen, um die Frage zu diskutieren, »was es bedeute, in der heutigen Zeit der Einwanderung ein Amerikaner zu sein«[23]. In meiner Stadt war diese Frage besonders interessant, weil sie in letzter Zeit einen demografischen Wandel erlebt hatte. Die ehemals fast ausschließlich europäisch-amerikanisch geprägte Stadt wurde nun immer mehr Heimat von Lateinamerikanern und Somalis. Dieser Wandel sorgte für viel Diskussionsstoff in den zwei Arbeitskreisen, die wir geschaffen hatten. In unseren Kreisen entwickelte sich das Bestreben, ein positives Gemeinschaftsprojekt zu erschaffen – eines, das nicht Gerichte, Sozialämter oder die Polizei involvierte. Addams hätte es einen Teil eines Apparates für sozialen Kontakt genannt.

23 Changing Faces, Changing Communities, Minnesota League of Women Voters, http://www.lwvmn.org/EdFund/CommunityCirclesFinalReport.asp.

Wir beschlossen, einen Gemeinschaftsgarten anzulegen. Das Anlegen des Gartens war einfach. Meine Universität stellte ein Stück Land zur Verfügung und das College und die Landkreisverwaltung logistische Unterstützung. Die Begeisterung war groß; Gartenparzellen und Pflanzen wurden kostenlos bereitgestellt. Somalische, lateinamerikanische und euroamerikanische Gärtner pflegten ihre Gartenstücke Seite an Seite. Wassermelonen wuchsen und Kürbiskäfer wurden bekämpft. Fast zehn Jahre später … gedeiht der Gemeinschaftsgarten. Er ist größer als je zuvor. Aber so gut wie jeder Gärtner dort ist weiß. Die frühen, enthusiastischen Bemühungen interkultureller Begegnung sind furchtbar gescheitert. Es ist nichts Schreckliches oder Dramatisches passiert, das dies verursacht hätte; es ist tatsächlich gar nichts passiert. Und das ist zweifelsfrei der Grund für den Exodus der somalischen und lateinamerikanischen Gärtner. Die enthusiastischen Bemühungen der schon lange gut etablierten euroamerikanischen Bewohner unserer Stadt zogen keine tiefer gehenden, signifikanten Versuche nach sich, einander am Wasserhahn kennenzulernen oder Veranstaltungen zu organisieren, die verschiedene Gruppen zusammenbringen könnten. Viele Somalis haben meinen Heimatort endgültig verlassen, um es in einer größeren Stadt mit mehr Möglichkeiten zu versuchen. Die, die geblieben sind, haben in den Gärten kein Zuhause gefunden. Viele der Latinos, die in der Stadt leben, haben kein Interesse am Gärtnern. Ihre tagtägliche Arbeit besteht oft aus hartem körperlichen Einsatz; für sie ist Gärtnern nicht im Geringsten »Vergnügen und Erholung«, die Addams für so nötig hält. Außerdem ist jedwede Sache, die auch nur ansatzweise »offiziell« ist, wie etwa ein Gemeinschaftsgarten, ein gefährliches Unterfangen für Latinos mit wackeligem Einwandererstatus.

Es gibt keine »Bösen« in der Geschichte des Gemeinschaftsgartens. Kein böser Mensch hat unsere optimistischen Bestreben, eine multikulturelle Gemeinschaft zu schaffen, sabotiert. Andererseits hat sich auch keiner – mich eingeschlossen – richtig engagiert, diese Gemeinschaft zu pflegen. Als hätten wir große, wasserdurstige Gewächse gepflanzt und wären dann in dem Glauben weggegangen, es würde schon regnen – so haben wir Gärten gegründet und haben uns dann darauf verlassen, dass die Magie der Pflanzen es schon richten würde. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch; der St. Peter Community Garden ist eine gewaltige Ressource für unsere Gemeinschaft – eine wunderschöner Ort, wo der Erdboden sich von jahrelanger Nutzung durch die Agrarindustrie erholt und wo gesunde ganzjährige Pflanzen wie Rhabarber und Spargel nun das Grundstück schmücken und wo jeden Abend eine Gruppe Gärtner ihre Parzellen pflegt und sich Zucchini-Geschichten erzählt. Der Garten mag für viele vieles darstellen – aber er hat schon lange aufgehört, seinem ursprünglichen Zweck zu dienen. Bedeutet dies das Scheitern? Absolut nicht. Aber es lehrt uns eine wichtige

Lektion über die Grenzen des Gärtnerns. Die Fähigkeit zum sozialen Kontakt erfordert ernsthafte, langwierige Arbeit auf verschiedenen Ebenen. Durch Tomatensetzlinge allein kann sie nicht überleben.

(Übersetzung aus dem Englischen von Katharina Bredigkeit)

Harald Lemke

Im Gemüse leben. Globale Renaturierung der Stadtgesellschaft durch urbane Agrikultur

Die geläufige Rede vom »Klimawandel« lässt zunächst an die Erwärmung der Erde denken – an das Abschmelzen der Polkappen, an Überschwemmungen, an turbulente Wetterentwicklungen wie heftige Regenfälle und Fluten oder Trockenzeiten und Stürme. Der Begriff Klimawandel lässt mentale Bilder von entfesselten Naturgewalten entstehen. Diese Bilder sind ebenso real wie trügerisch. Denn der Terminus »Klimawandel« und die Sprache seiner Bilder sorgen für eine fragwürdige Naturalisierung gesellschaftlicher Zusammenhänge. Im alltäglichen Gebrauch dieses Begriffs wird die eigentliche Problematik – nämlich der globale Sachverhalt, dass sich das menschliche Verhalten und seine Folgen auf die natürlichen Lebensgrundlagen des Planten Erde auswirken – bewusst nicht beim Namen genannt. Statt von Klimakatastrophe, Naturzerstörung, Umweltkrise, Zivilisationskollaps, Endzeit, Weltuntergang oder Fegefeuer (dieses biblische Motiv hätte unter dem Gesichtspunkt der realen Erwärmung sogar eine gewisse Plausibilität) und dergleichen Dramatischem und Alarmierendem zu sprechen, verschleiert die Sprachregelung vom »Klimawandel« das bedrohliche Szenario, das sich dahinter versteckt und zugleich ankündigt. Die verschleiernde und beschwichtigende Rede vom »Klimawandel« will keine unheilverkündende Warnung, kein ernster Mahnruf sein.

Dabei hat die Weltöffentlichkeit längst die realen Zusammenhänge der menschlichen Naturzerstörung bis tief in ihre mahnenden (Ab-)Gründe durchschaut. Der Klimawandel steht, kritisch verstanden, für keinen Schleier des Unwissens. Was diese Formel verschweigt und zugleich zu tun gutheißt, weiß inzwischen wohl jeder: Jeder weiß, was zu tun gut wäre, um den »Klimawandel« abzuwenden. Alle wissen Bescheid, dass es beim Klimawandel letztlich nicht ums Klima geht. Es sind vielmehr einfache Wahrheiten und aufdringliche Maximen, die allesamt auf eine Infragestellung des westlichen – unseres – Lebensstils hinauslaufen und seine radikale Veränderung erforderlich machen, um die es dabei geht. Wir wissen »es« – bis zum Überdruss: »Fahre weniger Auto; steige am besten ganz aufs Fahrrad und öffentliche Verkehrsmittel um; vermindere deinen persönlichen Energiekonsum beim Licht- und Heizungsverbrauch; wechsle auf klimaschonende Energiequellen um; kaufe, wo es geht, umweltfreundliche Produkte und unternimm Flugreisen nur, wenn du gleichzeitig die entstehenden CO_2-Emissionen kompensierst; sorge dafür, dass deine Wohnung mit

Nachhaltigkeitstechnologie ausgestattet ist; siehe zu, dass du deinen ökologischen Fußabdruck so klein wie möglich hältst; usw.«

Diese konkreten Handlungsanweisungen und Pflichten eines klimaschonenden Lebens sind Beweis und Beispiel für den bemerkenswerten Sachverhalt, dass wir nicht länger in affirmativen Verhältnissen und postmodernen Zeiten leben, die uns ins Unklare darüber hüllten, worin – um Adornos Diktum aufzugreifen – »das richtige Leben im falschen« bestünde. Was richtig und was falsch ist, welche Faktoren und Gewohnheiten den Klimawandel vorantreiben und welche Dinge und Entscheidungen eine bessere Welt möglich machen würden, lässt sich durchaus sagen und ist in unzähligen Publikationen dargelegt.[1]

Freilich ist eine weitere wesentliche Ursache des Klimawandels erst jüngst in das öffentliche Bewusstsein vorgedrungen: Bis zu einem Drittel der Treibhausgase weltweit stammen aus der Landwirtschaft. Insgesamt emittiert die Landwirtschaft demnach jährlich zwischen 8,5 und 16,5 Milliarden Tonnen CO_2-Äquivalente.[2] (CO_2-Äquivalente sind die internationale Bemessungsgrundlage für die Klimawirksamkeit der Treibhausgase in Relation zu CO_2.) Alleine im Jahr 2004/2005 brachten Landwirte weltweit 91 Millionen Tonnen Mineraldüngemittel auf ihren Feldern und Weideflächen aus. Bei der Überdüngung mit Stickstoff wird in großen Mengen Lachgas (N_2O) frei. Lachgas ist ein besonders klimaschädliches Gas, etwa 300 Mal stärker als Kohlendioxid. Lachgasemissionen entstehen besonders dann, wenn große Mengen an Stickstoffdünger (Mineraldünger, aber auch Gülle und Mist) auf die Äcker und Weideflächen verteilt werden. Wenn zu viel Dünger oder Dünger zur falschen Zeit eingesetzt wird, kann der Stickstoff von Pflanzen nicht vollständig aufgenommen werden und er gerät in die Umwelt (Grundwasser, Oberflächenwasser, Luft). Ein Teil des Stickstoffüberschusses wird dabei in Form von Lachgas in die Atmosphäre freigesetzt. (Wobei der Stickstoffeinsatz sehr unterschiedlich ausfällt. In China werden beispielsweise 40 Prozent und in Afrika nur 2 Prozent des globalen mineralischen Düngemittels Stickstoff verbraucht.)

Auch die fortgesetzte Rodung von Urwäldern und Waldflächen für landwirtschaftliche Zwecke sowie die schonungslose Ausbeutung von Böden tragen erheblich zum Ausstoß von Treibhausgasen bei. Jede Umwandlung von Land in Ackerfläche verursacht die Freisetzung von Kohlendioxid und heizt das globale Klima an. Denn Ackerböden

1 Unter den zahllosen Publikationen siehe beispielsweise: Alex Steffen (Hg.), World Changing. Das Handbuch der Ideen für eine bessere Zukunft, München 2008; Germanwatch (Hg.), Die Welt am Scheideweg: Wie retten wir das Klima, Reinbek 2008; Peter Unfried, Öko – Al Gore, der neue Kühlschrank und ich, Köln 2008; Herbert Girardet (Hg.), Zukunft ist möglich – Wege aus dem Klima-Chaos, Hamburg 2007.

2 Vgl. Greenpeace, Industrielle Landwirtschaft heizt Klimawandel an, 2008 (www.greenpeace.de/themen/landwirtschaft/nachrichten/artikel/industrielle_landwirtschaft_heizt_klimawandel_an). Siehe dazu auch den Beitrag von Mike Davis in diesem Band.

haben – abgesehen von Wüsten und Halbwüsten – den niedrigsten Gehalt an Kohlenstoff von allen Landflächen. Und der größte Nutzer von Landflächen ist die Viehwirtschaft. Neben der Ausbreitung von Weidegebieten nimmt eine Verschiebung von Weiden (vor allem durch eine reine Stallhaltung) hin zum Anbau von Futterpflanzen auf Ackerflächen zu. Beispielsweise trägt der Anbau von Soja, einer nährstoffreichen Futterpflanze, zur weiteren Verwüstung des Amazonas-Regenwalds in Brasilien oder des argentinischen Chaco-Urwalds in riesigen Monokultur-Plantagen bei und treibt so die Klimakatastrophe voran.

Die »Abgase« von Wiederkäuern – die in den Medien gerne angeführten Furze von Rindern und Schafen – produzieren mit etwa sechzig Prozent den größten Anteil der globalen Methanemission. Methan ist wie Lachgas in seiner klimaschädlichen Wirkung viel stärker als Kohlendioxid. Doch trotz ihrer täglichen 235 Liter Methangasproduktion ist die furzende Kuh nur ein kleiner Klimakiller.

Unter den globalen Verursachern bleibt der Mensch der wahre Übeltäter – schon allein wegen seines enormen Fleischkonsums, für den das liebe Vieh gemästet wird und immer mehr Wälder zu Getreideanbauflächen verwüstet werden.

Auch hier weiß die Weltöffentlichkeit, was zu tun und was zu lassen wäre: »Iss am besten gar kein oder zumindest weniger Fleisch und falls, nur Fleisch aus tiergerechter Haltung, oder wähle gleich klimaschonende Tofuwürste (Fleischersatzstoffe); lasse dir möglichst unverarbeitete und saisonale Bioprodukte von regionalen Bauernhöfen schmecken; kaufe, wenn es geht, nur umweltfreundlich hergestellte und gerecht bezahlte Lebensmittel. Je großindustrieller und höher verarbeitet, desto klimaschädlicher ist der Gesamtenergieverbrauch der produzierten Speisen. Und: Entscheide dich für Ware mit wenig oder gar keiner Verpackung, je aufwendiger die Verpackung, desto größer ist der Ressourcenverbrauch.«

Die politische Ethik eines im Sinne des Klimaschutzes und der Nachhaltigkeit besseren Essens steht für die allgemeine Erkenntnis, dass wir durch eigenes Zutun eine Transformation der derzeit vorherrschenden Landwirtschaft in Richtung einer ökologischen Agrikultur vorantreiben *können*.[3] Wer vom »Klimawandel« redet, sollte auch diese alltäglichen Dinge einer gastrosophischen Lebenskunst und Weltweisheit (welche die *Weltgesellschaft* als *globale Tischgesellschaft* denkt) im Sinn haben.

3 Dazu ausführlich: Harald Lemke, Welt-Essen und Globale Tischgesellschaft. Rezepte für eine gastrosophische Ethik und Politik, in: Iris Därmann/Harald Lemke (Hg.), Die Tischgesellschaft. Philosophische und kulturwissenschaftliche Annäherungen, Bielefeld 2008, S.213–237.

Stadtgärten als Kulturnatur

Der weltanschauliche Richtungsstreit, ob eine kleinbäuerliche Biolandwirtschaft die wachsende Weltbevölkerung ernähren kann oder ob für die Zukunft der Menschheit eine gentechnologische Pflanzen- und Tierproduktion unabdingbar ist, ob also – vereinfacht gesagt – ein humanistischer oder ein technizistischer Rettungsweg aus der Klimakatastrophe führt, soll hier nicht aufgenommen werden. Stattdessen sei von dem skizzierten Klimawandel-Bewusstsein ausgehend angenommen, es käme tatsächlich – analog zum Zustandekommen anderer internationaler Vereinbarungen und Rechte – zu einer weltgesellschaftlichen Einigung darüber, dass Gentechnologie gerade keine Lösung, sondern ein Teil des Problems der globalen Umwelt- und Ernährungskrise ist (weniger wegen des gesundheitlichen Risikos der Gentechnik, wie häufig zu hören ist, sondern weil ein gentechnologisch perfektionierter Agrarkapitalismus die Faktoren, die den Klimawandel/Weltuntergang verursachen, nur forciert und nicht behebt). Angenommen, es bestünde Einhelligkeit auch darüber, dass ein gentechnologisch weiter perfektionierter Agrarkapitalismus jene epochalen Migrationsprozesse lediglich weiter verschärfen wird, welche massenhaft arbeitslos gewordene Bauern vom Land als eine »industrielle Reservearmee« (Marx) ebenso billiger wie prekärer Arbeitskräfte in die Städte treiben und die Verstädterung (d.h. überwiegend eine Verelendung) der Menschheit vorantreiben. Mit anderen Worten: Gehen wir einen Moment von der sozialen Utopie aus, dass es – um dieses Szenario zu verhindern – in Zukunft zu einer umwelt- und klimaschonenden Ökologisierung der globalen Landwirtschaft (und Tischgesellschaft) kommen *müsste*.
Es handelt sich dabei indessen keineswegs um eine (in der Geschichte des utopischen Denkens übliche) abstrakte Utopie, für deren reale Umsetzbarkeit praktische Beispiele fehlten: Gegenwärtig wird die Praktikabilität einer ökologischen Landwirtschaft als Alternative zur konventionellen und gentechnologisch hochgerüsteten Agrarindustrie konkret unter Beweis gestellt. Beispielsweise verdeutlicht sich die zeitgemäße Utopie einer klimaschonenden Ökologisierung der Welt anhand vielfältiger Erscheinungsformen von Kleinstlandwirtschaft im städtischen Raum. Diese Utopie findet Tag für Tag an unzähligen Orten der Welt in concreto statt. Auch in Hamburg-Wilhelmsburg: doch als beliebige Ortsbezeichnung dieser konkret-utopischen Praxis ist *Wilhelmsburg* zugleich *überall*. Weltweit sprießen landwirtschaftlich genutzte Gärten in Städten wie Pilze aus dem Boden. Die urbane Nutzgartenpraxis, *urban gardening* – ein ruraler Urbanismus ist *Inbegriff einer Kulturnatur*: das untrennbare Zusammenspiel und kollektive Einssein von Kultur und Natur, von kultivierter Natur und naturalisierter Kultur.

Zweifelsohne hat die urbane bzw. suburbane Subsistenzwirtschaft oder Agrikultur[4] eine lange und äußerst facettenreiche Vorgeschichte. Unternehmen wir wenigstens eine kurze Zeitreise in die Anfänge dieser utopischen Welt, in deren Zentrum die städtische Gartenarbeit liegt: Bereits 1516 entwirft der englische Sozialphilosoph Thomas Morus eine ideale Gesellschaft, die er bekanntlich »Utopia« nannte (und die unserem heute geläufigen Utopiebegriff ideengeschichtlich zugrunde liegt). Was in unserem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit verdient, ist die Tatsache, dass Utopia als eine Art Gartenstadt konzipiert wurde. Mit dieser Konzeption verknüpfte Morus einerseits eine Kritik an einem »übermäßigen« Konsumleben sowie andererseits eine konstruktive Neuausrichtung des ganzen Wirtschafts- und Arbeitsprozesses. Entsprechend sah diese neue Gesellschaft unter anderem vor, dass eine Tätigkeit »alle Männer und Frauen gemeinsam ausüben: den Ackerbau.«[5] In den Stadtgärten, so malt sich der philosophische Stadtgründer Morus aus, »ziehen sie Reben, Obst, Gemüse und Blumen von solcher Pracht und Schönheit, dass ich niemals etwas Üppigeres und zugleich Geschmackvolleres gesehen habe. Dabei spornt ihren Eifer nicht nur die Freude an der Sache selbst an, sondern auch der Wettstreit der Stadtteile untereinander in der Pflege der Gärten. Und gewiss könnte man in der ganzen Stadt nicht leicht etwas anderes finden, das dem Nutzen sowie dem Vergnügen der Bürger dienlicher wäre, und eben deshalb scheint der Gründer auf nichts größere Sorgfalt verwendet zu haben als auf die Anlage derartiger Gärten« (ebd.). Auch der einflussreiche Sozialreformer Charles Fourier entwirft die Utopie einer »harmonischen Gesellschaft« und damit ein Zukunftsbild, das »uns mit der Liebe zur Landwirtschaft erfüllen wird, die heute abstoßend ist und die man nur notgedrungen und aus Angst, zu verhungern, betreibt.«[6]

Es ließe sich die rhizomatische Geschichte dieser utopischen Liebe zur Landwirtschaft und Gartenarbeit problemlos für die letzten zwei Jahrhunderte in ihren unterschiedlichsten theoretischen wie praktischen Ausprägungen nachverfolgen. (Ideengeschichtlich wären als die philosophischsten Köpfe und Gartentheoretiker in diesem Zusam-

4 Im Folgenden werde ich wahlweise auch den Begriff »Küchengarten« verwenden, um jede Form des kleinflächigen Anbaus von Nahrungsmitteln im städtischen Lebensraum zu umschreiben.

5 Thomas Morus, Utopia, Reinbek 1964, S.52.

6 Charles Fourier, Theorie der sozialen Bewegungen, München 1977, S.51. Eine genossenschaftlich organisierte Landwirtschaft würde, wie Fourier hoffte, für eine üppige Tafel und eine verfeinerte Esskultur sorgen, die nicht nur einige Privilegierte, sondern alle Menschen beglückten. Dafür sollten auch alternative Wohnformen und Gemeinschaftshäuser bzw. Mahlgemeinschaften (sogenannte Phalanstères) sorgen. Man kann, führt der französische Frühsozialist aus, »im Wohnsitz eines Phalanstères sehen, wie köstlich man speist und dass man mit einem Drittel der Kosten einer häuslichen Mahlzeit dreimal so gut und reichhaltig essen kann, dass man dort zu einem Drittel des Preises dreimal so gut lebt und sich auch noch die Zubereitung und die Vorratswirtschaft erspart« (ebd., S.55).

menhang Jean-Jacques Rousseau und Friedrich Nietzsche heranzuziehen.[7] Kulturgeschichtlich betrachtet sind hierzulande die Gärten aus den Städten erst in der jüngsten Geschichte verschwunden, aus den Innenstädten der größeren Provinzstädte oft erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

Doch viel entscheidender als die historische Kontinuität einer utopischen Liebe zur Landwirtschaft und Gartenarbeit ist die Tatsache, dass heute – zum Beginn des 21. Jahrhunderts und im Zeitalter der Globalisierung – eine Wiederkehr der Gärten zu beobachten ist. Mehr noch: Angesichts der Nahrungskrise und des Klimadramas werden wir Zeugen einer neuen Zukunft urbaner Küchengärten beziehungsweise der Subsistenzlandwirtschaft.[8] Ob im kenianischen Nairobi, wo die Löhne nicht reichen und Frauen und Männer wilde Landbebauung auf städtischen Brachen betreiben, ob die Gärten um die Datschen rings um Moskau, die den Moskauern das Überleben sichern, seit in Russlands Läden nichts mehr zu kaufen ist, ob in Bischkek, der Hauptstadt Kirgisiens, wo wegen der schlechten Versorgungslage jeder Städter seinen Garten hat, oder in Kuba, wo die Arbeitslosen sich durch die Krise gärtnern, und in San Francisco, wo sich Sozialarbeiter mit Erfolg für Gärten für die Arbeits- und Obdachlosen auf städtischen Brachen einsetzen – ob in New York, in Buenos Aires, in Kyoto, in Samarkand oder beispielsweise in Wilhelmsburg: Überall entstehen seit einigen Jahren agrikulturelle Anbauflächen inmitten der Stadt. Wer über *urban gardening* oder *city farming* spricht, greift ein zwar bislang von der allgemeinen Öffentlichkeit noch wenig bekanntes, aber inzwischen weltweit verbreitetes Phänomen unserer Zeit auf. Allerorts wächst die ökonomische Not, aber auch die individuelle Lust, eigene Nahrungsmittel mithilfe ökologischer Methoden und Erkenntnisse anzubauen.

Die UNO ging bereits 1993 davon aus, dass weltweit ca. 800 Millionen Menschen in die urbane Landwirtschaft involviert sind, die Mehrheit davon in asiatischen Städten. Die innerstädtische Produktion erzeugt Lebensmittel für eine beträchtliche Prozentzahl der Weltbevölkerung.[9] Es steht außer Zweifel, dass in Zukunft noch mehr Menschen im urbanen Raum Brachen rekultivieren, Grünflächen einhegen oder neue Gemüsegärten entstehen lassen, sich zusammenschließen und sich ihr unmittelbares Lebensumfeld aneignen, um es stadtgartenbaulich umzugestalten und für sich nutzbar zu machen.

7 Dazu ausführlich: Harald Lemke, Ethik des Essens. Eine Einführung in die Gastrosophie, Berlin 2007.

8 Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl (Hg.), Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung, Innsbruck 2000; Claudia von Werlhof/Veronika Bennholdt-Thomsen/Nicholas Faraclas (Hg.), Subsistenz und Widerstand, Wien 2003; Daniel Dahm/Gerhard Scherhorn, Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands, München 2008; Edward Goldsmith, Landwirtschaft im Zeitalter des Klimawandels, in: Girardet, Zukunft ist möglich, a.a.O., S.103–136.

9 Luc Mougeot (Hg.), Agropolis. The Social, Political, and Environmental Dimensions of Urban Agriculture, Earthscan 2005.

Die Aktivisten und Avantgardisten dieser neuen globalen Bewegung, die das Gärtnern als eine Kunst des ökonomischen Überlebens wie des ethischen Wohllebens praktizieren – und dieses Avant-gardening anderen vorleben –, verfolgen Motive, die sich aus zahlreichen Gründen zusammensetzen. Diese sind sehr vielseitig und oft heterogen: Nicht jeder Gartenaktivist und nicht jede Gartengemeinschaft beruft sich automatisch auf alle guten Gründe, die für eine urbane Agrikultur sprechen. Doch gerade die Vielseitigkeit der Argumente macht die wegweisende Bedeutung dieser naturkulturellen Praxis und umweltfreundlichen Lebenskunst plausibel. Dabei mag weniger der plakative Beweggrund, »den Klimawandel abzuwenden und die Welt zu retten«, ausschlaggebend sein als vielmehr eine oft unbewusste Mischung aus ökonomischen, ethischen, ästhetischen, kulinarischen, urbanistischen, alltagskulturellen etc. Motiven.[10]

Gartenarbeit als lohnenswerte Tätigkeit und gesellschaftliche Praxis

Aufgrund der massenhaften Erwerbslosigkeit in vielen Teilen der Welt und aufgrund der Tatsache, dass eine existenzsichernde Vollzeitarbeit das alltägliche Leben und Überleben von immer weniger Menschen bestimmt, wächst bei vielen sowohl die reale Not als auch das individuelle Bedürfnis, sich zeitweise in einem eigenen oder gemeinsamen Gemüsegarten zu betätigen. Was die Schwarzarbeiten des »informellen Sektors« an notwendigem (Zusatz-)Verdienst bringen, leistet für viele auch die (zusätzliche) Subsistenzarbeit im eigenen Garten. Nicht nur für Arme, Arbeitslose und Prekarisierte, vielmehr für jeden, der dafür Zeit hat oder sich dafür Zeit nimmt, hat die urbane Gartenkunst eine handfeste ökonomische Bedeutung. Eine gewisse Selbstversorgung (die im Falle eines minimalen Subsistenzgärtnerns, einer Nebenerwerbslandwirtschaft beziehungsweise eines nicht kommerziellen oder semi-kommerziellen Gemüseanbaus selten vollständig ist) bedeutet eine spürbare Geldeinsparung und eine Verringerung des Geldbedarfs: Wer sein tägliches Gemüse und Obst nicht kaufen muss, weil er es selbst produziert, wird proportional einen nicht geringen Teil der gewöhnlichen Lebenshaltungskosten senken. Angesichts der steigenden Nahrungspreise und der ohnehin schon höheren Kosten für Gemüse und Obst aus ökologischem Anbau fahren Gartenaktivisten ökonomisch gut. Wenn die Lebensmittelpreise infolge des Klimawandels weiter steigen, werden viele, die mit wenig Geld klarkommen müssen, entweder in einen Sog der Verarmung oder zumindest in die Notlage geraten, minderwertige Lebensmittel kaufen zu müssen. Ein möglicher Zugang zu Nahrung, zumal zu gesunden und hochwertigen Naturprodukten, tut sich für diese Gruppen

10 Siehe den Beitrag von Lisa Heldke in diesem Band.

dann auf, wenn sie über ein Stück Land verfügen, worauf sie sogar mehr als nur das Nötigste erwirtschaften können. Die Welternährungsorganisation der Vereinten Nationen hat darauf hingewiesen, dass das Fördern einer nachhaltigen, umweltschonenden und menschengerechten Landwirtschaft mit angemessenen Preisen für Anbauprodukte die Flucht in die Stadt und die städtische Armut beenden würde. Nur eine Wiederbelebung des Landes und eine Umverteilung der Landnutzungsrechte können helfen, weitere Armutsmigration vom Land in die Städte zu verhindern. Nutzungsrechte auf ein Stück Gartenland, auf Küchengärten in der eigenen unmittelbaren Lebensumgebung, sind elementare Menschenrechte und Latifundien der Ernährungssouveränität.

Die gärtnerische Eigenarbeit hat analog und alternativ zur herkömmlichen Lohnarbeit nicht nur einen realen ökonomischen Wert, sondern darüber hinaus auch einen gesellschaftlichen Charakter. Doch obwohl diese Gartenarbeit für die Betroffenen oft überlebensnotwendig ist, blieb sie von der Weltpolitik – da nicht besteuerbar und »marktrelevant« – bislang unberücksichtigt. Die städtischen Landwirtschaftstätigkeiten sind für die traditionelle Wirtschaftswissenschaft und Nationalökonomie ähnlich unsichtbar wie die weibliche Hausarbeit. Sie werden gesellschaftlich nicht wahrgenommen und anerkannt, weil sie wie die Hausarbeit zumeist eine Arbeit ist, die von Frauen geleistet wird. Freilich nimmt der männliche Anteil unter denen, die gärtnern, stetig zu.

Im Gegensatz zur herkömmlichen Lohnarbeit hat die gärtnerische Eigenarbeit auch den existenziellen und genderübergreifenden alltagspraktischen Wert einer sinnvollen Lebensbetätigung. Ich spreche hier bewusst von Lebensbetätigung und nicht etwa von einer »sinnvollen Beschäftigung«, weil das Gärtnern, um das es hier geht, keine staatlich verordnete Arbeitsbeschaffungsmaßnahme ist und nicht zu irgendwelchen Programmen gehören sollte, die Langzeitarbeitslosen aufgezwungen werden. Urbane Kleinstlandwirtschaft ist eine alternative Ökonomie nur in dem Maße, wie sie von Menschen betrieben wird, die diese Arbeit freiwillig und aus der Überzeugung tun, dass es sich dabei um eine (ökonomisch) lohnenswerte und (existenziell) lustvolle Alltagspraxis handelt, die ein Stück eigenen guten Lebens ausmacht. Deswegen können Gemüsegärten auch vor würdeloser Erwerbslosigkeit in völliger Untätigkeit bewahren und deswegen haben sie allenthalben einen ideellen (lebensphilosophischen) ethischen und sozialen Wert.

»Arbeit«, wie die freiwillige Gartenarbeit, in eine Form des Selbsttätigseins zu transformieren, bildet das Fundament im Umbau der ausgedienten Arbeitsgesellschaft zu

einer lebenswerten Kultur- und Tätigkeitsgesellschaft.[11] Viele und immer mehr Menschen sind auf diese Weise tätig und tun diese Arbeit bereits tagtäglich, auch ohne dazu gezwungen zu sein.

Insofern steht die küchengärtnerische Lebenskunst heute immer weniger für die Renaissance einer Ökonomie, bei der auf »primitivem Niveau« von der Hand in den Mund gelebt wird. Zwar ist, wie gesagt, für städtische Arme – in den Metropolen des Südens wie des Nordens – der wohnortnahe Küchengarten eine Möglichkeit, günstig an hochwertige und frische Lebensmittel zu kommen. Doch werden Subsistenzaktivitäten auch und gerade in der Stadt gegenwärtig mehr und mehr zur »Lifestyle-Frage« eines jungen urbanen Umfelds, für das Autonomie und neue Lebenswerte nicht nur politisch reklamiert, sondern auch ökonomisch erfahren und selbsttätig praktiziert werden wollen. Denn diese radikale und subversive Landnahme (umgraben = lat. *subvertere;* Wurzeln = lat. *radices*), diese Wiederaneignung der Stadt als Wirkstätte des eigenen guten Lebens ist mit einem Zuwachs an Macht über die eigene Existenz, mit einem Zuwachs an Verfügungsmacht über umweltfreundlich erwirtschaftete und gesunde Nahrungsmittel und Stadträume verbunden. Subsistenzaktivitäten als urbane Praxis zu begreifen, ist konsequenter Bestandteil einer gastrosophischen Lebenskunst, die eine nachhaltige Ernährungsweise realisiert. Gutes Klima, Saisonalität, Regionalität, Biodiversität, kurze Transportwege und nachvollziehbare Produktionsverhältnisse werden auch durch eine Selbstversorgung aus dem eigenen Garten erreicht: Stadtgärten sind unscheinbare Kräfte des globalen Umwelt- und Klimaschutzes.

Im Gegensatz zu üblichen umweltschützerischen Maßnahmen, bei denen die Natur vor jeglichen menschlichen Eingriffen bewahrt wird, setzt der urbane Landbau an der entscheidenden Schnittstelle des menschlichen Naturverhältnisses an – an der agrikulturellen Nahrungsproduktion. Diese steht heute aufgrund der naturzerstörerischen und klimaschädlichen Folgen des industriellen Agrarkapitalismus vor der Notwendigkeit einer epochalen Erneuerung. Die aktuelle Berichterstattung über die dramatisch zunehmenden Indizien einer globalen Nahrungskrise macht die Dringlichkeit deutlich, die derzeit weltweit vorherrschende Landwirtschaft, die auf großflächige Monokultur, auf massiven Exporthandel und intensiven Einsatz von Wasser und Agrarchemikalien sowie eine hoch technisierte Maschinerie setzt, durch eine ökologisch und sozial gerechtere Landwirtschaft zu transformieren. Subsistenzäcker und kleinflächige Anbaumethoden sind das konkrete Gesicht dieser viel beschworenen Agrarwende. Urbane Gemüsegärten, die auf ökologisch nachhaltiger und arbeitsintensiver Bodenbewirtschaftung basieren, sind darum Orte eines kreativen Widerstands gegenüber

11 Siehe den Beitrag von Adrienne Goehler in diesem Band.

einem Nahrungsdispositiv, welches zu Lasten der Natur und der Menschen – insbesondere der Bauern der Dritten Welt – geht.

Urbane Agrikultur: das Zusammenspiel von Klimaschutz, Umweltethik und Naturästhetik

Urbane Agrikultur beziehungsweise urbane Küchengärten verbinden Klimaschutz und Umweltethik mit Naturästhetik: Sie sorgen für eine unersetzbare Begrünung und Renaturierung der Städte. Ein ökologischer Garten, bei dem auf den Einsatz von Pestiziden verzichtet wird, muss in der Folge auch weniger gepflügt werden, was wiederum positive Auswirkungen auf die Humusbildung hat. Humus reichert Kohlenstoff im Boden an und wirkt einer weiteren Klimaerwärmung entgegen. Jeder fruchtbare Gartenboden wirkt sich als »CO_2-Senke« aus.
Küchengärten verbessern das städtische Klima auch durch Räume der Ruhe und der Pflanzenvielfalt, durch eine sinnlich erfahrbare Resurrektion der Natur – einer schönen Natur inmitten städtischer Kultur. Innerhalb der urbanen Ballungsgebiete entstehen fantastische Oasen, die bewirken, dass die Entfremdung der Städter von der Landwirtschaft immer mehr durch ästhetische Naturerfahrungen in Gestalt von duftenden, farbprächtigen und wohlschmeckenden Gartengewächsen durchbrochen wird: Solche Stadtlandschaften überwinden den jahrhundertealten Gegensatz zwischen »Stadt« und »Land«.
Die urbane Naturkultivierung steht weniger in der Tradition der *modernistischen* Gartenstadtutopie, die innerstädtische Grünanlagen lediglich als Orte der Erholung vom Arbeitszwang konzipierte. Vielmehr löst die zukunftweisende Stadtgartenbewegung der Gegenwart das *humanistische* Ideal einer im doppelten Sinne »von unten gewachsenen« Stadtkultur ein: das Ideal einer von den Bewohnern selbst gestalteten sowie einer aus einem »Einklang mit der Natur« hervorgehenden – nämlich im Einklang mit der Erfahrung und dem Wissen um eine ökologische Nahrungsproduktion und Gartennutzung entstehenden – Urbanität.
Eine wirklich nachhaltige Stadtentwicklung würde sicherlich nicht im Ganzen, aber doch in einem hohen Maße von der »kreativen Ökonomie« leben, die in urbanen Küchengärten wächst und gedeiht. Mit anderen Worten: *Progressiver Stadtbau sollte heute die innovative Förderung urbanen Gartenbaus beinhalten*. Daher scheint – wie im Falle Hamburgs – die programmatische Trennung zwischen einer Internationalen Bauausstellung und einer Internationalen Gartenschau, wie sie derzeit durch Hamburgs »Wachsende Stadt«-Politik für die Entwicklung des Stadtteils Wilhelmsburg betrieben wird, überdenkenswert. Wenn es irgendwo »wachsende Stadt« gibt, dann jedenfalls an diesen Orten einer kreativen Ökonomie und Lebenspraxis. Erst recht

können sich »schrumpfende Städte« mithilfe des realen Wachstums, das urbane Küchengärten produzieren, nachhaltig entwickeln. Städtische Schrumpfungsprozesse nicht weniger als die wild wuchernde Verstädterung in allen Regionen der Welt werden die noch junge Stadtgartenbewegung weiter wachsen lassen.
Um die internationalen Beschlüsse zum Klimaschutz und zur nachhaltigen Entwicklung einzuhalten, können sich Metropolen und stadtentwicklungspolitische Programme in landwirtschaftlich genutzten Grünflächen und *urban gardening*-Aktivitäten eines enormen Potenzials vergewissern. Soll sich die globale Ökonomie der Nahrungsproduktion in Zukunft gemäß einer sozialökologischen Nachhaltigkeit entwickeln, wird die Kreativität urbaner Agrikultur sogar an wachsender Bedeutung gewinnen müssen. Bezogen auf Hamburgs Stadtgebiet ist der Stadtteil Wilhelmsburg besonders geeignet, um als Modellvorhaben für nachhaltige Stadtgartenkultur zur Entwicklung und Erprobung einer »neuartigen Gartenstadt« – einer Kultur-Natur-Urbanität – ausgebaut zu werden: Es existieren dort viele Grünflächen, Zwischenräume oder Kleingärten, die (dem vorherrschenden Naturverständnis und bürgerlichen Freizeitbegriff folgend) bislang lediglich als Ziergärten und idyllische Kleinode genutzt werden. So bietet dieser Teil Hamburgs große Möglichkeiten einer Humanisierung der Natur beziehungsweise einer Renaturierung des Stadtlebens durch die Kultur urbaner Küchengärten. Insofern wäre, wie die Bürgerinitiative *Unser Grünes Wilhelmsburg* fordert, der Wunsch nach einem entsprechenden städtebaulichen Leuchtturmprojekt – einem sozialökologischen Vorzeigebauernhof namens »Archehof« – realisierbar.[12]
Doch bislang gibt es auf politischer und planerischer Ebene weder in Hamburg noch anderswo ein Bewusstsein von der Wichtigkeit dieser gesellschaftlichen Praxis. Diese fehlende Anerkennung durch Politik und Stadtplanung ist ein großes Defizit bei der Etablierung von Küchengärten. Immerhin realisieren inzwischen einige Städte, dass die urbane Gartenkultur nicht nur soziale Armut lindern und in informellen Strukturen eine kreative Ökonomie und sinnvolle kulturelle Arbeit entstehen lassen, sondern auch Stadtviertel begrünen und ästhetisch aufwerten, die Luft- und Wohnqualität verbessern sowie Räume für soziale Begegnungen schaffen kann. Einige Stadtverwaltungen haben sich die Förderung innerstädtischer Gemüsegärten auf die Fahnen geschrieben (in Berlin existiert zum Beispiel ein Senatsbeschluss, auf dessen Grundlage die Bezirksämter Flächen ausweisen und eine Erstausstattung mit Geräten und Materialien bereitstellen). Entsprechende Maßnahmen entfalten einen denkbar großen Wirkungsgrad, vergegenwärtigt man sich die Konsequenzen, die es hat (bzw. die es hätte),

12 Vgl. BUND Hamburg, Unser Grünes Wilhelmsburg, Hamburg 2006. Siehe den Beitrag von Harald Köpke in diesem Band.

wenn die enormen Geldmittel, die immer noch in die aberwitzige Subvention weniger Großagrarkonzerne fließen, in Zukunft vielen kleinen Landwirtschaftsbetrieben und urbanen Küchengartenaktivisten zugutekämen.
Gesetzgeberische Maßnahmen und politische Förderinstrumente können das Wachsen und Gedeihen von Stadtgärten begünstigen. Deswegen werden die politischen Rahmenbedingungen in einem hohen Maße über die Zukunft der urbanen Agrikultur und Gartenarbeit entscheiden. So wäre das Ziel einer guten, gastrosophischen Stadtpolitik die Einbindung der KüchengärtnerInnen in die Entwicklung des Stadtlebens. Dazu gehört unter anderem die Einrichtung von Beratungs- und Koordinationsstellen für sich gründende Initiativen. Im Hinblick auf ökonomische Zielsetzungen ist außerdem die Förderung von direkten Vermarktungsmöglichkeiten wie Biokisten, Schulen, staatlichen Institutionen etc. unabdingbar. Nutzungskonflikte durch unsichere Landverhältnisse und Pachtbedingungen ebenso wie Nutzungsprobleme durch industrielle Altlasten und kontaminierte Erdböden sind große Hindernisse für eine auf Dauer angelegte Bewirtschaftung von städtischem Land. Entsprechend sind kostenlose Schadstoffanalyse und Bodenaustausch, die Versorgung mit Be- und Entwässerungssystemen oder Saatgutverteilung, Schulung und Vernetzung, die den Wissens- und Erfahrungsaustausch der Aktivisten untereinander gewährleistet, erforderlich. Außerdem sind Zwischennutzungsoptionen von Brachflächen und die Schaffung oder Umwidmung von brauchbaren Flächen wünschenswert.

Kulturelle Kreativität jenseits von Wirtschaft und Profit

Für die küchengärtnerische Subsistenzpraxis und Subökonomie spricht auch die Tatsache, dass sie eine *kreative Tätigkeit* ist. Kreativ ist sie einmal in dem künstlerischen Sinne, dass diese Arbeit, wie die Arbeit von Künstlern, selbstbestimmt ist: »Die Kreativen« in ihren Stadtgärten sind ihre eigenen Chefs. Es gibt hier keine anderen, keine Arbeitgeber, die darüber bestimmen und die einem vorschreiben, was getan wird. Die gärtnerische Kreativität hat dabei nicht den Sinn und nicht den Grundzug einer *creatio*, das heißt eines Erschaffens und Gestaltens von etwas aus nichts. Die Natur, die Erde, die Pflanzen etc. werden durch das Gärtnern nicht als bloßes Material behandelt – so wie der Bildhauer oder Architekt einen Stein als bloßes Material benutzt, um daraus ein Kunstwerk oder Bauwerk zu kreieren. Die Gartenarbeit ist als eine kreative Tätigkeit ein *kulturelles Schaffen* in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Kultur. Dem lateinischen Ausdruck *cultura* und dem dazugehörenden Tätigkeitswort *colere* zufolge ist »Kultur schaffen« im Wesentlichen das Hegen und Pflegen, das Kultivieren von Natur durch die menschliche Kunst, das, was von sich aus ist (oder sein kann), in

seinem eigenen Seinkönnen gedeihen zu lassen und das ihm mögliche Wohlsein sein zu lassen. Das urbane Gärtnern verwirklicht die Kunst eines Kultur schaffenden Umgangs mit der Natur auch in dem Sinne, dass es – wie jede andere künstlerische Praxis auch – ein gründliches Wissen und sorgfältiges Erforschen der Sache erforderlich macht. Die zahlreichen Stadtgärten, die gegenwärtig in allen Teilen der Welt entstehen, sind daher unersetzbare Produktionsorte und Forschungszentren eines pflanzenkundigen und hinsichtlich der jeweiligen Stadtgeografie und der ökologischen Umweltanforderungen auch ortspezifischen Wissens um lokale Biodiversität. Um die biologische Vielfalt der (urbanen) Natur zu wahren, sind diese ökologischen Erkenntnisprozesse und Feldforschungen unerlässlich. Mit anderen Worten: Gartenaktivisten und Gartenkünstler sind ehrwürdige Pioniere des Artenschutzes und Experten eines lokalen Natur-Kultur-Wissens. Diese »Kreativen« sorgen nicht nur für eine lebenswichtige Begrünung und für ein besseres Klima in der Stadt, sie tragen auch zur Existenz von rhizomatischen Ökosystemen und zum Überleben einer vielfältigen Pflanzen- und Tierwelt bei. (Ein ebenso ironisches wie subversives Beispiel für eine ähnlich kreative Praxis bietet der »Peutegrund« von Nana Petzet, ein künstlerisches Projekt, das im Kontext von Kultur | Natur entstanden ist und mit der Idee eines »grünen Hafens« die verbotene Aufwertung eines brachliegenden Hafenareals zu einem schützenswerten Biotop realisierte.)

Philosophen und Künstler als Gärtner

Ein Grund dafür, dass freiwillige Gartenarbeit und urbane Kleinlandwirtschaft gesellschaftlich nicht als zentrale Aktivitäten des kulturellen Lebens wahrgenommen werden, lässt sich auf die lange Tradition einer philosophischen Abwertung alles dessen, was mit Landarbeit und (bäuerlicher) Agrikultur zu tun hat, zurückführen. Letztlich beginnen eine Degradierung der Landarbeit und ein Denken, welches das Verhältnis von »Stadt und Land« und damit letztlich auch die Beziehung zwischen *Natur und Kultur als Gegensatz* konstruiert, in den Anfängen der westlichen Philosophie bei Platon. Im Dialog Phaidros redet Platon der programmatischen Naturentfremdung des »Stadtmenschen« das Wort: Phaidros begleitet Sokrates bei einem Spaziergang außerhalb der Mauern Athens; als der städtische Intellektuelle über die Natur der ländlichen Umgebung staunt, kommentiert Phaidros diese Haltung des Sokrates mit den Worten: »In der Tat einem Fremden gleichst du, der sich umherführen lässt, und nicht einem Einheimischen. So wenig wanderst du aus der Stadt über die Grenze, noch auch selbst zum Tore scheinst du mir hinauszugehen.« Bezeichnend ist die Erklärung, die Platon dann Sokrates in den Mund legt: »Dies verzeih mir schon, o

Bester. Ich bin eben lernbegierig, und Felder und Bäume wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt.«[13] Mit dieser strikten Polarisierung zwischen Natur und Kultur, zwischen der lernenden Stadt und der »Idiotie des Landlebens« (von der ein Karl Marx später sprechen wird), entwirft der platonische Sokrates jenes – die westliche Geschichte prägende – Wertesystem, welches die natürliche Umwelt und die bäuerliche Landarbeit strikt der Urbanität des geistigen und notwendig naturfernen Lebens in der Polis, als der wahren Wirkungsstätte einer menschengemäßen Existenz, gegenüberstellt.

Diese traditionellen (obschon immer wieder hinterfragten, aber letztlich doch wirkungsmächtigsten) Denkgewohnheiten und metaphysischen Dualismen der westlichen Philosophie büßen in der gegenwärtigen Umweltkrise ihre letzte Plausibilität ein. Für die Philosophie bedeutet der Klimawandel eine radikale Konfrontation: die unabweisbare Herausforderung zur Selbstkritik an der eigenen Naturentfremdung durch eine grundlegende – und bezogen auf das Zusammenspiel von Stadt und Land in der urbanen Landwirtschaft, von Kultur und Natur in der globalen Agrikultur – *gastrosophische Selbsterneuerung*.

Doch steckt die Gegenwartsphilosophie diesbezüglich noch in den Anfängen. Oder gibt es bereits einen allgemein anerkannten philosophischen Begriff der städtischen Gartenarbeit? Und ist jeder mit dem universellen Vernunftideal eines ökologischen Landbaus und urbaner Küchengärten vertraut? Bei der Gegenwartskunst ist das anders. Seit drei Jahrzehnten tragen künstlerische Projekte und Aktionen zur kulturellen Aufwertung der Landwirtschaft beziehungsweise der Gartenarbeit bei. Zahlreiche Künstler machen auf die gesellschaftliche Relevanz einer »Kunst« aufmerksam, die zu einer Verbesserung des menschlichen Lebens und Naturverhältnisses führt, indem sie sich als Gärtner inszenieren und die künstlerischen Interventionen der Land Art und der ökologischen Ästhetik durch den gastrosophischen Aspekt einer ökologischen Agrikultur erweitern.[14] Als ein berühmter Repräsentant dieser Eat Art ist beispielsweise Joseph Beuys anzuführen. Der Sozialplastiker und Revolutionär Beuys entwickelte seinen erweiterten Kunstbegriff in der konzeptuellen Bezugnahme auf die Küchen- und Landarbeit, deren kreative Prozesse so hervorgehoben wurden. In einer Aktion im Frühjahr 1977 pflanzte Beuys Kartoffeln in den Vorgarten des Berliner Galeristen René Block: Mit einem Rucksack auf dem Rücken betätigt sich der Künstler als »Bauer«, als jemand, der gärtnert. Am Ende der Documenta 6 im Oktober des gleichen Jahres gräbt er das Erntegut dieses ökologischen Landbaus aus. Das Kultivieren eines

13 Platon, Phaidros 230c–d.

14 Vgl. Harald Lemke, Die Kunst des Essens. Zur Ästhetik des kulinarischen Geschmacks, Bielefeld 2007.

eigenen Küchengartens inmitten der Stadt setzt Beuys in Szene als Wiederaneignung der Kontrolle über das eigene, von der Massenproduktion des Agrarkapitalismus befreite Leben.[15] Seine verschiedenen Garten- und Landbauprojekte beinhalten, ähnlich wie seine Projektidee zum »Gesamtkunstwerk Hamburg«[16], weitreichende Konsequenzen für die gesellschaftliche Praxis. So haben sich die »Gartenkunst« und die Inszenierung des »Gärtners als Künstler«, die Beuys bereits seit den 1970er-Jahren stärker ins gesellschaftliche Bewusstsein zu rücken begann, seitdem zu einer kaum noch überschaubaren Vielfalt an Positionen und Arbeitszusammenhängen weiterentwickelt. Inzwischen gehören künstlerische Projekte und Interventionen, die die Themen Natur, Umwelt, Ökologie, Landwirtschaft, Nachhaltigkeit, Stadtentwicklung etc. »beackern«, zum selbstverständlichen Repertoire einer politischen Ästhetik.

Durch künstlerische Interventionen entstehen heute – anstelle von »restgrünen« Vorgärten, die den Naturanteil und das Bild vieler kleinerer Städte prägen, von flurbereinigten Rasengärten in den Vorstädten, von »schönen« Parkanlagen oder unkrautbefallenen Baumscheiben entlang der Straßen der Metropolen – vielerorts Gärten, die dem verstädterten Leben eine neue und in sozialer, kultureller, ökonomischer, ökologischer, migrantischer und urbanistischer Hinsicht äußerst vielseitige Entwicklungsperspektive geben.

Im Kontext der künstlerischen und kulturellen Plattform Kultur | Natur anlässlich des Hamburger »Elbinsel Sommers 2008« wurde diese stadtentwicklungspolitische Perspektive gleich durch mehrere Projekte verfolgt. Neben einem Workshop zu *Guerrilla Gardening*, wo über Strategien der begrünenden Aneignung öffentlicher Naturflächen diskutiert wurde und Rezepte für »Saatgranaten« *(seed bombs)* ausgetauscht wurden[17], ermutigte die amerikanische Künstlerin Susan Leibovitz Steinman mit der Aktion *Gärten für alle* die lokale Bevölkerung, sich über die Arbeit im eigenen Küchengarten der für jeden leicht verfügbaren Praxis eines selbst gestalteten Lebens zu vergewissern. Schon mit der Verwendung einfacher Plastikcontainer und erst recht durch den Zugang zu einer kleinen Grünfläche kann der eigene Garten entstehen und mit ihm auch ein Stück selbst angeeigneter und kultivierter Stadt.[18] Gleichzeitig stellte diese

15 Die bekannte Formel »Jeder Mensch ist ein Künstler«, die den Grundgedanken des »erweiterten Kunstbegriffs« von Joseph Beuys bündelt, ist ursprünglich der Titel eines vom öffentlichen Fernsehen gesendeten Dokumentarfilms, der Beuys beim Essenmachen zeigt: Wie die Kunst des Gärtnerns (des Landbaus) so ist die Kunst des Kochens eine der Aktivitäten, worin der Beuys'schen Philosophie zufolge der Mensch sich zum Künstler eines kreativen Lebens macht.

16 Zur Beuys'schen Projektidee »Gesamtkunstwerk Hamburg« siehe den Beitrag von Dirck Möllmann in diesem Band.

17 Rezepte für Saatgranaten siehe im Bildband.

18 Zur künstlerischen Arbeit von Susan Leibovitz Steinman siehe in diesem Band sowie im Bildband.

künstlerische Intervention auch thematische Bezüge zu örtlichen Kleingartenvereinen her, insbesondere zum Verein Groß-Sand und dem Interkulturellen Garten Wilhelmsburg, der durch sein sozialintegratives Selbstverständnis auch für eine Verbesserung des sozialen Klimas sorgt.[19] Diese Gartenkunst sowie ihre Thematisierung durch Künstler leistet das, was die gesellschaftliche Relevanz einer Kunst im öffentlichen Interesse ausmacht: Sie realisiert eine kulturelle Praxis und eine nachhaltige Stadtentwicklung, die im Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg ebenso wie an zahllosen anderen Orten dieser Erde zunehmen und die den bestehenden politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eine konkrete Utopie und eine praktikable Alternative entgegenhalten. Mithilfe »der Kunst« – oder genauer: mithilfe einer Kunst, die in den aktuellen Themenkomplex Kultur-Natur-Stadt interveniert – und gleichermaßen auch mithilfe »der Philosophie« – oder genauer: mithilfe eines ausfliegenden Denkens, das in den aktuellen Themenkomplex Kultur-Natur-Stadt interveniert – kann die Klimakatastrophe *radikal*, im wahrsten Sinne des Wortes an ihren Wurzeln, angepackt werden: Würden überall Gärten für alle wachsen, wären weder die »Wachsende Stadt« noch die »Stadt im Klimawandel« lediglich Slogans für Imagekampagnen und beredte Stadtplaner, sondern universelle Formeln für den klimaschonenden Weg zu einem besseren Stadtleben.

19 Zum Interkulturellen Garten Wilhelmsburg siehe im Bildband.

KUNST, STADT UND POLITIK

Adrienne Goehler

»nicht mehr und noch nicht« – Perspektiven einer Kulturgesellschaft

Wir leben in einer Zeit des umfassenden gesellschaftlichen Übergangs, in einer Zeit des *Nicht-mehr-und-noch-nicht*. Die Hoffnung auf »mehr, besser, schneller« ist *nicht mehr*. Eine Rückkehr zu Zeiten der Vollbeschäftigung wird es in Deutschland, wie in allen Hochpreisländern, *nicht mehr* geben. Damit geht dem Sozialstaat sein konstitutives Gegenüber unrettbar verloren: Der berechenbare, lebenslange Normalarbeitsplatz, den gibt es nicht mehr als Regelfall. Von dem amerikanischen Soziologen Jeremy Rifkin wissen wir: »Die alte Logik, dass Fortschritte in der Technologie und damit der Produktivität zwar alte Jobs vernichten, aber genauso viele neue schaffen, stimmt nicht mehr.« Wir sind, wie sein Kollege Zygmunt Bauman ergänzt, mitten in einer Phase der »heraufziehenden Spaltungen der Weltbevölkerung in globalisierte Reiche und lokalisierte Arme. Jene überwinden den Raum und haben keine Zeit, diese sind an den Raum gefesselt und müssen ihre Zeit, mit der sie nichts anfangen können, totschlagen.«

Der amerikanische Zukunftsforscher John Naisbitt hat die gegenwärtige Zeit als die zwischen zwei Klammern bezeichnet: *Noch nicht* zurückgelassen sei die Vergangenheit, die zentralisierte, industrialisierte, in sich abgeschlossene alte Welt, die auf Institutionen, Nationalstaaten, starren Hierarchien und der Fiktion von Berechenbarkeit aufgebaut war. Gleichzeitig nähmen wir die Zukunft *noch nicht* an, was der Philosoph Jean Baudrillard so erklärt: »Wir befinden uns in einem Bereich unentschlossener Identität, die Differenzen hervorbringen muss, weil sie in Wirklichkeit auf dem Boden radikaler Indifferenz steht.« Mit anderen Worten: Jeder Einzelne muss sich selbst eine Kontur geben, weil die Gesellschaft keine angestammten Plätze mehr vergibt.

Das ausgekühlte Strukturdreieck Wirtschaft – Politik – Gewerkschaft repräsentiert immer weniger die sich verändernden Arbeits- und Lebenswelten für die überwiegende Zahl der Bevölkerung (Working Poor, Prekarisierung des Mittelstands, Burn-out- und Bore-out-Syndrom, das Gespenst der Nutzlosigkeit). Ihr antiquiertes Denken in den Kategorien von Normalarbeitsverträgen und Normalarbeitszeiten entspricht *nicht mehr* den strukturellen Gegebenheiten und es behindert persönliche, gesellschaftliche und ökonomische Entwicklungen, weil es *nicht mehr* den Lebens-, Arbeits- und Entfaltungsmöglichkeiten vieler Menschen entspricht. Was an all deren Stelle treten soll, damit »der Mensch ein Mensch ist, bitte sehr«, ist *noch nicht* Gegenstand öffentlichen Nachdenkens. Wenn Prognosen, Studien, Einsichten und Menetekel zu demselben Ergebnis

führen – nämlich dass eine Gesellschaft, deren Selbstverständnis auf Erwerbsarbeit beruht, unter globalisierten Bedingungen nicht mehr tragfähig ist –, stellt sich die Frage nach einer anderen – verflüssigten – Ökonomie und damit verbunden nach einem erweiterten Verständnis von Arbeit. Die Entwürfe der Industrie-, Dienstleistungs- und Erwerbsarbeitsgesellschaft tragen nicht mehr, aber der politische Diskurs lässt noch nicht erkennen, dass Arbeit umfassender definiert werden würde im Sinne einer schöpferischen Tätigkeit, also *kreativer Arbeit*. Denn unrettbar verloren ist die unselbstständige Arbeit, nicht aber die selbsttätige Gestaltung, die Arbeit im Sinne von Selbstverwirklichung oder der Schaffung eines Werks, um mit dem französischen Sozialphilosophen André Gorz zu sprechen: Die Arbeit im Sinne von *poiesis* ist die relevante zukünftige Form der Arbeit, obwohl auch sie zu keiner Vollerwerbstätigkeit mehr führen kann.
Einerseits Angst, Paralyse und Apathie, andererseits eine Vielzahl von Initiativen, Auf- und Ausbrüchen aus dem gefühlten Mangel, die Gesellschaft und Ökonomie durch Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung gestalten und darauf setzen, dass der Staat sie dabei zumindest nicht behindert. Auf- und Ausbrüche, die zeigen, dass Menschen darauf angelegt sind, einander zu ergänzen und sich denkend, handelnd und fühlend in einem großen Wechselspiel zu bewegen. Dazu gehört nicht nur Wille zur Selbsterhaltung, sondern Neigung zum Anderen, zum Differenten. Die vielfältigen gesellschaftlichen Aufgaben können nicht nur als organisatorisch-institutionelle Herausforderung verstanden werden, die in Gesetze und Verordnungen münden. Im Zwischenraum zu sein bedeutet, Ambivalenzen aushalten zu müssen. Darin sind KünstlerInnen geübter als andere, denn sie sind von Hause aus spezialisiert auf Übergänge, Zwischengewissheiten und Laboratorien – scheint das schlecht verträglich mit dem Verharren im Bestehenden. Neu ist, dass diese künstlerische Arbeitsweise zu einer Art »Rollenmodell« wird. Wie eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin belegt, wird der Arbeitsplatz der Zukunft sehr an den des Künstlers/der Publizistin angelehnt sein. Mal alleine, mal im Team, meist von zu Hause aus, unterschiedlich in Art und Umfang der Arbeit, mal gut bezahlt, mal nicht, immer mit Eigenarbeit und Eigeninitiative verbunden.
Die Künste und die Wissenschaften haben also einen Erfahrungsvorsprung darin, Arbeit nicht nur eindimensional über den Erwerb zu denken, sondern andere (Selbst-) Beschäftigungsformen einzugehen. Die Gesellschaft als Ganzes ist aber noch nicht auf das Verschwinden der herkömmlichen Arbeit vorbereitet. Deshalb wird es darauf ankommen, neue Modelle zu erfinden, die einen gesellschaftlichen Mehrwert erzeugen, die Verbindungen und Kooperationen zwischen den noch voneinander abgegrenzten gesellschaftlichen Bereichen suchen und Mischformen generieren, die aus unterschiedlichen Denk- und Lebenswelten kommen, für die KünstlerInnen und Wissen-

schaftlerInnen Kompetenzen entwickelt haben. Und hier setzt der Gedanke der Kulturgesellschaft an. Ich lege dabei Folgendes zugrunde: a) den Verlust der herkömmlichen Erwerbsarbeit, b) weiteres Erstarken der Kulturwirtschaft, die gleichzeitig zur Ausweitung der prekären Arbeitsverhältnisse beiträgt, c) Kreativität als der Rohstoff des 21. Jahrhunderts sowie d) neue gesellschaftliche Allianzen. Allianzen hin zum sogenannten »Dritten Sektor«, den Jeremy Rifkin als einen beschreibt, »der alle formellen und informellen, nicht auf Profit abzielenden Aktivitäten umfasst, die zusammen das kulturelle Leben der Gesellschaft ausmachen. Er ist der Sektor, in dem die Menschen sowohl die Gemeinschaftsbande als auch die Sozialordnung kreieren«. Zugrunde lege ich auch projektbezogene Allianzen der Künste und Wissenschaften mit gesellschaftlichen Initiativen, wie sie etwa rund um den »PISA-Acker« zu beobachten sind. Kulturgesellschaft fußt auf der notwendigen Erweiterung des gesellschaftlichen Resonanzraums der Künste und der Wissenschaften. Dafür braucht es die Wahrnehmung, dass kulturelle, überhaupt kreative Produzenten (oft im wörtlichen Sinne) heute nicht wissen, was morgen ist, sodass diese Art der Existenz andere Bedürfnisse an die Entwicklung des sie umgebenden Raums evoziert. Ihr entspricht die Passage, das Nomadische, das Transitorische, das Provisorium. Oder in den Worten Jacob Burckhardts: »Kultur ist ein millionengestaltiger Prozess, durch welchen sich das naive Tun in reflektiertes Können umwandelt. Ihre äußerliche Gesamtform aber gegenüber von Staat und Religion ist die Gesellschaft im weitesten Sinne.«

Experimentelle Selbstverhältnisse

Das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft im 20. Jahrhundert hat sich grundlegend gewandelt. Vom elitären Gut zum Massenphänomen (West), von der Pflichtveranstaltung zur politischen Handlung (Ost), vom Repräsentationsmittel der wenigen zur Selbstverständlichkeit und Ware für viele, zum »nice to have«, zur Dienstleistung: Das Phänomen des Kulturellen ist omnipräsent. Die Kultur im umfassenden Sinne, so lautet eine Definition des Sozialphilosophen Cornelius Castoriadis, ist das, was »im öffentlichen Bereich einer Gesellschaft über das bloß Funktionelle und Instrumentelle hinausgeht und eine unsichtbare, oder besser, unwahrnehmbare Dimension darstellt, die von den Individuen dieser Gesellschaft positiv besetzt wird«. Sie umfasst das Wahre, Schöne und Gute genauso wie die Nike-Turnschuhe. Mit der Masse der Kulturgüter steigen inflationär die Kulturdefinitionen, die immer breiter, umfassender und damit unspezifischer geworden sind. Die Ausfransung des Kulturbegriffs hat natürlich auch die Kulturalismus-KritikerInnen auf den Plan gerufen: Das Resultat ist nicht nur eine Verdinglichung der Kultur, sondern eben auch eine Kulturalisierung der Dinge,

die auf beiden Seiten Unterschiede nivelliert. Weil die Sinnfragen ihren Verhandlungsort im öffentlichen Raum verloren haben, bekommt das Kulturelle kompensatorische Funktion. Der öffentliche Raum wird privatisiert. Damit geht ein zunehmend bindungsloses Leben einher, das für viele mehr Risiko als Chance ist.
»Einerseits sind die Menschen aus herkömmlichen Bindungen freigesetzt, andererseits fehlt ihnen für das Leben in radikal offenen Kontexten die Erfahrung. So kommt es zu experimentellen Selbstverhältnissen, die kurzatmige, aber kulturell relevante Lebensstrategien hervortreiben« (Dietmar Kamper). An dieser Diagnose, an diesem *Nicht-mehr-noch-nicht* setzt der Gedanke der Kulturgesellschaft an. Er basiert auf der Behauptung, dass künstlerische Strategien für diese radikal offenen Kontexte, für den Umgang mit Leere bislang nicht genügend auf ihre gesellschaftliche Wirkkraft hin untersucht worden sind. »Jeder Schriftsteller, jede Malerin, jeder improvisierende Schauspieler hat zunächst eine undefinierbare, gestaltlose Zeit/einen gestaltlosen Raum/ein weißes Blatt Papier vor sich, geht darauf zu und muss, in einer Mischung aus Selbstverantwortung, Vertrauen, Hingabe, dieses Nichts füllen, ihm mit der Zeit eine Struktur geben, einen Inhalt, eine Geschichte, die weitergestaltet werden kann. Ich würde dieses Mittel der Kunst als ein Werkzeug, ein Prinzip zum Umgang mit Leben bezeichnen, in einer Zeit, in der nirgends mehr verlässliche Strukturen gegeben sind« (Andreas Liebmann).
Die Kulturgesellschaft zielt auf das Wechselspiel ab, das zwischen dem einzelnen Individuum und der regelgebenden Instanz, dem Staat, belebt werden muss. Es geht um die Möglichkeiten der Kultur, hier genauer der Künste und der Wissenschaften, diese experimentellen Selbstverhältnisse (das Erfinden, Verwerfen, Umwegegehen, Neuzusammensetzen, Vorwegnehmen) für den gesellschaftlichen Gebrauch zu öffnen. Die künstlerischen und wissenschaftlichen Institutionen besetzen gerade die Stelle, an der Soziales und Politisches aufeinander bezogen sind. Und genau an dieser Stelle findet die Kultur ihre aktuellen Herausforderungen, ihre Antriebskräfte, Bedingungen, Zwänge, Abgründe.
Der Entwurf einer Kulturgesellschaft lässt sich von der Frage leiten, welche soziale und ökonomische Entwicklung wir in Deutschland brauchen, die identitätsstiftend in die Gesellschaft hinein und über sie hinaus wirken kann; von der Frage, welche ökonomischen Strukturen lebendige Beziehungen zwischen den Menschen freigeben – Beziehungen der Menschen zu ihren eigenen Bedürfnissen und ihrer Fantasie sowie Beziehungen zwischen geschichtlichen Lebensformen und denen der Natur. Es geht um eine Kultur der Differenz in der Demokratie, um ihre aktive Weiterentwicklung und ein gemeinschaftliches Ringen um Freiheiten, die heute unter die Räder eines primär ökonomisch motivierten, kurzatmigen Pragmatismus geraten. Es geht darum, Lebenstätigkeiten zu

ermöglichen, die eine Lebensqualität erzeugen mit neuen Modellen gesellschaftlich und ökonomisch relevanter Tätigkeiten und der Schaffung neuer Arbeitsplätze im kreativen – also zunächst künstlerisch-wissenschaftlichen – Bereich, der zugleich auch eine Erweiterung des Kulturellen sein kann. Es geht um neue Allianzen, um die Vergrößerung des gesellschaftlichen und ökonomischen Gestaltungsraums.

Kultur als aktive Beschäftigung des Menschen mit seiner und mit der umgebenden Natur

Kultur erschöpft sich nicht in Errungenschaften, die dem technischen Fortschritt dienen oder das Leben vereinfachen, wie die Zentralheizung die Wohnung wärmt. Kultur ist Werkzeug und Werkraum der ästhetischen, der bewussten Gestaltung des Lebens, ist aktive Beschäftigung des Menschen mit seiner und mit der umgebenden Natur. Der Philosoph Francis Bacon hat eine Formulierung für diese gegenseitige Beziehung geprägt, die idealiter in eine »glückliche Ehe des menschlichen Verstandes mit der Natur der Dinge« münde. Ernst Bloch spricht von der »Allianz von Mensch und Natur«. Die in dieser Allianz bestehen bleibende Abhängigkeit des Menschen von der Natur ermöglicht gerade erst kreative Prozesse und kulturelle Produktion. Man denkt über sich selbst nach, wenn man über die Natur nachdenkt. In Abwandlung eines Adorno'schen Diktums: »Kultur ist Eingedenken der Natur im Subjekt«. Damit sind wir in der Welt. Hannah Arendt bezeichnet Kunstwerke als die weltlichsten aller Dinge. Das bedeutet, dass sie »in die Welt geraten, ihr zur Verfügung stehen, in sie hineinsprechen, in ihr untergebracht sind, der Welt Bestand geben, weil sie den vergänglichen Menschen überdauern und ihm die Welt zu einer nichtsterblichen Heimat machen können.«
Kunst entsteht aus der menschlichen Fähigkeit, zu denken, zu verändern und das Gegebene zu transzendieren – aus einer weltoffenen und weltbezogenen Produktivität, die Spuren – sichtbare oder hörbare Dinge, Gedächtnisspuren, Einprägungen – hinterlässt und so die Welt mit schafft. Und Hannah Arendt fragt weiter: Was hat die Kunst, was andere nicht haben? Und gibt die Antwort: das *Glück der Öffentlichkeit!* Mit dieser Öffentlichkeit über den Kunstkontext hinaus fangen immer mehr KünstlerInnen immer mehr an: Von ihnen ist zu lernen, wie schrumpfende Städte und Regionen zu Ausgangspunkten kultureller Erneuerungen und differenter Alltagskulturen werden, die gleichermaßen auf den Potenzialen wie den Versagungen dieser Orte beruhen. Eine Vielzahl von Neuentwicklungen in Populär- und Hochkultur, quer durch alle künstlerischen Genres, ging und geht aus solchen Krisenstandorten hervor und erlaubt neue Identitäten und Milieus, die verstanden werden können als Ansätze übertragbarer Handlungsmodelle. Ähnliche Befunde gibt es für künstlerische Interventionen in

anderen »brennenden gesellschaftlichen Feldern«, mit Kindern, Jugendlichen, in Krisen- und Kriegsgebieten, im postmigrantischen Diskurs: Kunst eröffnet dort andere Sicht- und Handlungsweisen und damit Erfahrungs- und Möglichkeitsräume für andere gesellschaftliche Modelle. Ohne die Künste kann der *Dialog der Kulturen* so wenig geführt werden wie die Veränderung von Arbeit gelingen, die sich künftig stärker an künstlerischen Arbeitsweisen orientieren wird. Von den Künsten ist das Denken und Leben in Übergängen, das Entwerfen und Verwerfen, das Zusammensetzen neuer Bilder/Realitäten zu lernen: Hybridisierung.
Darum muss Politik Spiel- und Handlungsräume eröffnen, damit die Menschen durch andere Allianzen ihre Gestaltungsmöglichkeiten entdecken können. Kultur basiert auf Beziehung und gestaltet sie; damit ist sie grundsätzlich kommunikativ und gleichzeitig eine Form der Vermittlungsinstanz sozialer Regeln: nicht ein »Ich und die Anderen«, sondern ein »Ich mit den Anderen«, mehr noch: »Ich ist auch der/die Andere«. Der Weg von einer Gemeinschaft, die vom Einzelnen mehr notwendige Selbstaufgabe als mögliche Selbstverwirklichung verlangt, hin zu einer Gesellschaft, in der die Freiheit des Einzelnen vor den Zwängen der Allgemeinheit geschützt und ein Interessenausgleich geschaffen wird, führt über die Kultivierung der Gesellschaft. Das hieße, besondere Achtung für die Gegenseitigkeit dieser Beziehungen zu haben, für einen sorgsamen Umgang miteinander, für ein Aushandeln. Das ist Arbeit, in erster Linie schöpferische Arbeit. Heutige gesellschaftliche Prozesse sind nicht mehr in einem Modell zu bündeln, in einem einenden Verständnis, das die Pluralität von Lebensentwürfen und sozialen Beziehungen wiedergibt. Wie aber können sie verhandelt werden? Wie können Zuschreibungen einzelner und kollektiver Identität fassbar werden? *Und ganz aktuell:* Welche Anerkennungs- und Beteiligungsformen kann die Gesellschaft ihren Mitgliedern bieten, wenn zugrunde gelegt werden muss, dass es auch hierzulande für immer mehr Menschen aus allen Schichten, Altersgruppen und Nationalitäten keine Perspektive einer herkömmlichen sozialen Verortung gibt. Wir brauchen kreative Lösungen, in der Bildung, den Hochschulen, den Institutionen, im Sozialen.

Rohstoff Kreativität und die Aufgaben einer kreativen Stadt

Der Weg in die Kulturgesellschaft führt über die *Talente*, die eine Stadt, eine Region zu halten und anzulocken versteht. Ich erinnere an eine der Grundlagen der Kulturgesellschaft: den *Rohstoff Kreativität*. Dort wo Kunst und Wissenschaft bloß Handels- und Wissensware sind, sind sie der Kulturwirtschaft zuzurechnen, das hat inzwischen auch die Politik verstanden. Weit spannender, und für eine kreative Stadt unerlässlich, sind

Kunst und Wissenschaft dort, wo sie gesellschaftlich relevante Handlungskonzepte hervorbringen durch ein Tätigkeitsfeld, das vielleicht einmal der Boheme zuzuordnen war, inzwischen aber zum verallgemeinerbaren Modell für zukünftige Arbeits- und Lebensformen geworden ist. Charakterisiert, wie gesagt, durch die Aufhebung von Arbeit und Freizeit, mal viel, mal wenig bezahlte Arbeit, alleine oder im Team, oft von zu Hause aus. Diese Tätigkeiten sind aber häufig untrennbar mit dem verbunden, was man das Prekariat nennt – und die Avantgarde für diese sich schnell ausbreitenden prekären Lebensbedingungen, zynisch gesprochen, bilden vorwiegend die arbeits*platz*losen KünstlerInnen, AkademikerInnen. Aus *Geldmangel bei gleichzeitigem Ideenüberschuss* entstehen so seit einigen Jahren neue Arbeits- und Lebensformen: *Projektideen*. Es hat sich in diesen Milieus ein solches Wissen angesammelt, dass es einfach unverständlich ist, dass sich die Politik dazu nicht mehr in Beziehung setzt.

Eine kreative Stadt wird diesen Ideenüberschuss zu nutzen verstehen, sie braucht dafür andere Formen der Partizipation und die Identifikation all derer, die das derzeitige System ausgespuckt hat. Es geht also um neue Arbeits- und Lebenstätigkeiten, auch um plurale Ökonomien, Bürgerhaushalte und Bürgerentscheide – also Gestaltungsmöglichkeiten des Einzelnen. Eine exzellente Voraussetzung dafür scheint mir mehr und mehr das *bedingungslose Grundeinkommen* zu sein.

Damit ist das Aufgabenfeld einer kreativen Stadt umrissen. Sie muss Expertin werden für Übergänge und Zwischengewissheiten, Akteurin des Wandels. Dafür bietet Richard Floridas Postulat der drei »Ts« (Talent, Technologie, Toleranz) die notwendige, wenn auch nicht hinreichende Grundlage, die mit der Aufforderung verbunden ist, in Bildung, Entwicklung von Menschen und Prozesse zu investieren, also in das kulturelle Kapital, statt physisches Kapital zu subventionieren. Und ganz so, als ob der Amerikaner Richard Florida Hamburg kennt, sagt er: »Ich möchte den Bürgermeistern klarmachen, dass es genauso wichtig sein kann, die lokale Musikszene zu unterstützen wie in Hochtechnologie zu investieren – und sehr viel effektiver, als eine Shopping-Mall zu bauen.«

Die Nase vorn haben die Städte mit der richtigen Mischung: gute Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, Start-ups, Internationalität und Diversität auch und gerade in der Kultur, erschwingliche Mieten in gutem urbanem Umfeld, das auch noch beeinfluss- und gestaltbar erscheint. Solch eine Stadt hält und zieht die »cultural creatives«, »the creative class« an, von der wir wissen, dass sie sich durch keinen gemeinsam definierten Status charakterisieren lässt, sondern durch eine Art selbstbestimmter Wirksamkeit, eigensinnig, offen für Verschiedenartigkeit.

Hier könnte die Stadt Hamburg für Wilhelmsburg aus ihrer verfehlten Politik in der HafenCity und einer einseitigen Fixierung auf die Hafenwirtschaft lernen. Denn um

Kreativität in der Stadt zu halten, die zuallererst eine ungerichtete Ressource und eben keine Vorlage für einen Businessplan oder den Senat ist, braucht es mehr: Die kreative, also *talentierte Stadt* basiert auf dem Reichtum der Möglichkeiten und Lebensentwürfe ihrer BewohnerInnen. Sie braucht deren Gestaltungskraft und deren Bewusstsein, an der umfassenden Entwicklung des Gemeinwesens teilhaben zu können im Arbeiten und im Leben. Und sie braucht ein bewegliches, kreatives Gegenüber in der Politik und ihren Verwaltungen. Städte, die auf den nachwachsenden Rohstoff Kreativität setzen, müssen den notwendigen Paradigmenwechsel vollziehen, Künste und Wissenschaften nicht als Subventionsempfänger, sondern als Investitionen in eine entwicklungsfähige Gesellschaft und ihre pluralen Ökonomien zu verstehen.

Critical Art Ensemble (CAE) im Gespräch mit Anke Haarmann und Harald Lemke (AHL)

Über Aggregate des kulturellen Aktivismus

AHL: Warum seid ihr überhaupt der Einladung gefolgt und nach Hamburg gekommen?

CAE: Da gab es sowohl persönliche als auch berufliche Gründe. Dem CAE hat die Idee eines Öko-Media Festivals gefallen. Wir haben noch nie an einem solchen Festival teilgenommen und dachten, es sei eine gute Erfahrung. Der persönliche Grund war, dass das Verfahren (die strafrechtliche Verfolgung von CAE-Mitglied Steven Kurtz) gerade zu Ende gegangen war und wir wirklich das Land für eine Weile verlassen wollten.

AHL: Als ihr nach Hamburg kamt, war eure erste Idee, etwas über das Thema Ratten zu machen, und ihr habt auch angefangen, Recherchen darüber anzustellen. Aber dann habt ihr es euch anders überlegt – wieso?

CAE: Das ist eine ziemlich typische Arbeitsweise vom CAE. Wir versuchen normalerweise da, wo wir uns aufhalten, zwei oder drei Punkte zu finden, an denen wir ansetzen können, und entscheiden dann, welcher einerseits am besten zu den Menschen dort passt und andererseits in die Zeitvorgabe und in das Budget. Da viele Experimente eines interventionistischen Arbeitens in Sackgassen führen, ist es immer gut, mehrere Optionen zu haben. Die Ökologie von Stadtratten war deshalb als Thema für uns interessant, weil es sich buchstäblich um eine Untergrundgesellschaft handelt, die normalerweise so groß ist wie die Gesellschaft der Menschen, mit denen sie dieselbe Umwelt teilt oder manchmal sogar noch größer. In dem Viertel mit vielen Sozialwohnungen, in dem wir gewohnt haben, konnten wir jeden Tag die Beziehungen zwischen den Ratten und den Kindern, die um die Häuser herum spielten, beobachten – das ist kein typischer Anblick für die meisten hochentwickelten Länder. (Natürlich gibt es im Allgemeinen nichts Typisches zu Wilhelmsburg.) Am Schluss schien uns aber die Wasserqualität die größere Sorge der dortigen Menschen aus allen Altersgruppen zu sein und deshalb haben wir uns dem Thema zugewandt.

AHL: Hatte es nicht auch mit der Irritation zu tun, die ihr verspürtet, als ihr die Farbe des Wassers in den Kanälen saht und gleichzeitig den Menschen beim Fischen oder den Kindern beim Spielen in der Nähe der Gewässer zusehen konntet – die meisten Menschen mit Migrationshintergrund?

CAE: Ja, das hat uns motiviert, die Wasserqualität zu erforschen. Aber die Irritation war nicht größer als jene beim Beobachten der Kinder, die ihren Spielplatz mit den Ratten teilten oder wenn wir beim Müllrausbringen gegen die Ratten kämpfen mussten.

AHL Habt ihr erwartet, dass die Leute vor Ort tatsächlich Interesse an der Wasserqualität haben oder wolltet ihr auch eine politische Aussage machen?

Essenzielle Bedürfnisse und interventionistische Werkzeuge

CAE: Ja. Unabhängig vom kulturellen oder wirtschaftlichen Hintergrund ist Zugang zu sauberem Wasser ein essenzielles Bedürfnis. Außerdem glauben wir, dass an einem Ort wie Wilhelmsburg, wo die Gewässer frei zugängliche und öffentliche Freizeitorte sind, die Leute ein Interesse daran haben, zu erfahren, ob das Wasser wirklich eine qualitativ hochwertige Angelegenheit ist, und wenn nicht, an welchen Stellen die Wasserqualität zumindest am besten ist. Ein ausdrücklich politischer Diskurs – beispielsweise: »Warum ignoriert die Stadt eure Interessen, indem sie die Kanäle und Wettern nicht überwacht und wie könnt ihr euch organisieren und euch für eine bessere Wasserqualität einsetzen?« – wäre für dieses Publikum wenig geeignet. CAE dachte nicht, dass dies eines der dringenderen politischen und wirtschaftlichen Probleme sei, die dieser Stadtteil hat. Außerdem haben wir mit den Menschen nicht als Kollektiv über allgemeine Ziele geredet, sondern auf einem Mikrolevel individuell, um bei einem bestimmten Gebrauch der Gewässer in bestimmten Haushalten oder Situationen einzugreifen.

AHL: Warum habt ihr die Test-Kits als Werkzeug für diese Intervention gewählt?

CAE: Das war ein sehr wichtiges Werkzeug. Durch die Kits konnten wir etwas machen, was als politisierender Vorschlag verstanden werden kann. Wir konnten damit zeigen, dass auch Einzelpersonen die Gewässerqualität kontrollieren können und man nicht auf eine Behörde angewiesen ist, die die Beobachtung übernimmt. Mit diesen Kits konnten wir für die Leute (und im besten Fall mit ihnen) ein autonomes Prinzip performen – in diesem Fall das Prinzip, dass man sich für lokales Wissen nicht auf eine Behörde verlassen muss. Wenn man sich um den Grad der Verschmutzung des Gewässers, in dem die eigenen Kinder spielen, sorgt, dann kann man diesen Verschmutzungsgrad selber herausfinden, sogar wenn man kein Wasserreinheitsexperte ist.

AHL: Einer der Gründe, warum wir euch nach Hamburg zur Ausstellungsplattform Kultur | Natur eingeladen haben, ist eure Methode der künstlerischen Intervention, die ihr eben bereits erwähnt habt. Natürlich habt ihr auch zum Thema Natur

gearbeitet, insbesondere zum wissenschaftlichen und medizinischen Verständnis der Natur des menschlichen Körpers und zur Politik des Wissens. Aber da wir uns mit der ambivalenten Frage der Rolle der Kunst im Kontext der Stadtplanung und der Thematik der Kunst im öffentlichen Raum beschäftigt haben, war uns die interventionistische Arbeitsweise äußerst wichtig. Was macht ihr, wenn ihr interveniert?

CAE: Das kommt immer auf den jeweiligen Kontext an. In diesem Fall haben wir zwei Dinge gemacht. Erstens wollten wir einen Weg aufzeigen, mit dem man den Raum individueller Handlungsmöglichkeiten erweitern kann. Zweitens wollten wir zur Umgestaltung der lokalen Beziehung zu den Gewässern als Freizeitquellen beitragen, mit dem Ziel der Verbesserung der Gesundheit.

Politik der Information

AHL: Welche Rolle spielen Akteure aus der internationalen Kunstszene in dem lokalen Kontext eines Stadtviertels?

CAE: Diese Akteure spielen eine sehr schwierige Rolle auf einem schmalen Grat zwischen kultureller Unterstützung und kultureller Kolonialisierung. Mit dem Projekt in Hamburg-Wilhelmsburg ist uns dies ganz gut gelungen, glauben wir: CAE ist dort hingegangen, hat recherchiert, Wege gefunden, um die Ergebnisse zu verbreiten, und hat dann den Ort wieder verlassen, ohne konkrete Denkmäler oder ideologische Imperative zu hinterlassen. Aus gutem Grund empfinden wir Eingriffe von Nichteinheimischen bei lokalen Vorgängen als sehr heikel. Gleichzeitig dürfen wir aber nicht in die Falle des Kulturprotektionismus fallen, wo sich der Status Quo niemals ändert, es sei denn »von innen heraus«. Extreme Positionen wie »die Macht den Einheimischen« oder »Deutschland den Deutschen« sind im Zeitalter der Globalisierung nicht besonders hilfreich angesichts des politischen, wirtschaftlichen und ökologischen Drucks, der die Globalisierung begleitet. Wir können die Situation ja mal umkehren: In den letzten acht Jahren haben die Vereinigten Staaten von Amerika (und die Welt) entsetzlich unter der Regierung des Neokonservatismus (die amerikanische Version des Neofaschismus) gelitten. Man könnte annehmen, dass dies ein amerikanisches Problem ist und dass Amerikaner dieses Problem lösen müssen. Aber aus der Perspektive des CAE wäre das eine schlechte Idee. Faschismus ist ein Problem, das jeden angeht – genauso wie Umweltverschmutzung das Problem eines jeden ist, wo immer sie auftritt. Wenn es Leute außerhalb der Vereinigten Staaten gibt, die Erfahrungen oder Ideen haben, wie man einem autoritären Regierungssystem besser wider-

steht, bittet das CAE sie darum, in die USA zu reisen und einzugreifen. Wir brauchen diese Unterstützung.

AHL: Greift ihr mit etwas ein, das man »Politik der Information« nennen könnte?

CAE: In diesem Fall, ja. So könnte man es nennen. Für das CAE ist es einfach Pädagogik – man schafft Situationen, in denen die Menschen erkennen, dass es neue Sichtweisen und Handlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten gibt, die unter den materiellen und/oder symbolischen Zwängen des Status Quo versteckt sind oder von ihnen unterdrückt werden.

AHL: Ihr beschreibt eure Arbeit als Pädagogik. Wie passt das zu eurem Selbstverständnis – als Critical Art Ensemble –, kritische Kunst zu schaffen?

CAE: Wenn eine kompetent ausgearbeitete Kritik der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, ist deren einziger wirklicher Zweck Pädagogik. Das ist nicht anders, als wenn andere Formen der Kultur als Vermittlungssysteme genutzt werden.

AHL: Was bezeichnet ihr als kritische Kunst? Wie kommuniziert ihr Kritik in euren verschiedenen Arbeiten?

CAE: Eure zweite Frage beantwortet quasi schon die erste, aber das CAE möchte noch hinzufügen, dass kritische Kunst auch Kritik ermöglicht und/oder Werkzeug zur Kritik und Handlung bereitstellt. Was die zweite Frage betrifft, geschieht bei uns das meiste durch geschriebene oder gesprochene Sprache. Der Trick bei solchen Elementen wie Performances, Wetware und Design ist, die Menschen davon zu überzeugen, dass sie hören wollen, was wir sagen, und dass sie sich selbst am Dialog beteiligen wollen. Dies geschieht, wenn man ihnen eine erfahrungsintensive Beteiligung an dem Thema, das wir analysieren, ermöglicht und somit die Sichtweise, aus der sie das Thema erörtern, verändert.

Zeit für den Blick unter die Elbe

AHL: Ihr habt vier Wochen in Wilhelmsburg verbracht und die Situation analysiert und mögliche Interventionspunkte herausgearbeitet. Dabei ist genug Zeit vorhanden für Recherche, essenziell für die Form der künstlerischen Arbeit, die das CAE leistet. Die Frage ist: Hattet ihr eurer Ansicht nach genug Zeit für Recherche, um die konzeptionelle Struktur eurer Interventionsarbeit umzusetzen?

CAE: Unsere Recherchen geschehen immer ad hoc; es gäbe natürlich immer mehr zu erforschen, was mehr Zeit benötigen würde. Abgesehen davon waren die Aussagen in unserer Arbeit sehr simpel. Zum Beispiel ist es für Leute, die gerne angeln und dann den Fisch essen und sich um ihre Gesundheit sorgen, besser, diesen Fisch im Gewässer X als im Gewässer Y zu angeln. Mit optimalen Tests

nimmt es nicht viel Zeit in Anspruch, diese Aussage glaubwürdig aufzustellen und öffentlich zu machen.

AHL: Ihr habt euer Projekt in Wilhelmsburg *Peep under the Elbe* (Blick unter die Elbe) genannt. Warum hat das Projekt diesen Namen?

CAE: Es war ein Wortspiel, das sich auf die IBA-Initiative *Sprung über die Elbe* bezog. Die IBA hatte mehr verrückte Ideen als ein Schizophrener auf einem LSD-Trip. Mit diesem Titel wollten wir darauf hinweisen, dass es in Wilhelmsburg fundamentale Infrastruktur- und Umweltprobleme gibt, die angegangen werden müssen, bevor man eine imposante schwimmende Jugendherberge auf dem Fluss baut oder die Sozialwohnungen in »Internationales Viertel« umbenennt. Statt dieser Fantasien (was sie in der Tat sind, denn die wirkliche Entscheidungsmacht auf diesem Gebiet – die Hamburg Port Authority – wäre niemals auf einen solchen Unsinn eingegangen) hat es mehr Sinn, sich anzuschauen, was direkt vor der Haustür der Leute liegt, nämlich die von Menschenhand geschaffenen Verschmutzungsprobleme der Wasserwege.

Die Natur der Körper und Reinheit als transzendentes Prinzip

AHL: Damit kommen wir zurück zu eurem eigentlichen Interventionsbereich: dem Wasser, dem verschmutzten oder sauberen, dem reinen Wasser. Ihr argumentiert, dass die Menschen (natürlicherweise) Sorge haben, dass ihnen nichtverschmutztes Wasser zur Verfügung steht. Wir sind sicher, es gibt diese Sorge. Aber was genau bedeutet Reinheit bezogen aufs Wasser oder allgemeiner: im Kontext der Natur?

CAE: »Reinheit« interessiert das CAE nicht. Das ist ein gefährlicher Begriff, den wir vermeiden. Wir haben nie von Reinheit geredet oder sie in Aussicht gestellt. Wir haben auch niemals eine natürliche Reinheit des Wassers angesprochen. Unser Kontext war die öffentliche Gesundheit. Unsere Skala war relativ: Gewässer X ist besser als Gewässer Y. Das bedeutet aber nicht, dass Gewässer X sei perfekt.

AHL: Und was bringt Menschen dazu (natürlicherweise) ein Bedürfnis zu erfahren?

CAE: Ein Bedürfnis ist ein angeborenes körperliches Verlangen, das, falls unbefriedigt, dem Körper schadet, ihn krank macht oder ihn sogar sterben lässt.

AHL: Denkt ihr, dass es ein wahres Bedürfnis gibt, das aus dem Körper spricht?

CAE: Ja, aber es spricht nicht. Es macht nur Störgeräusche, und diese Störgeräusche werden von der Sprache interpretiert und geheilt. Trotz der limitierenden Faktoren von Umwelt, Kultur, des geschichtlichen Augenblicks etc. gibt es unermesslich viele Interpretationsmöglichkeiten dieser Körperzeichen.

AHL: Das Immunsystem des Körpers »kämpft gegen Fremdkörper« wie zum Beispiel Bakterien, um die Gesundheit des Körpers zu gewährleisten. Das ist die allgemeine wissenschaftliche Sprachregelung. Klingt das nicht auch wie eine nationale Verteidigungspolitik?

CAE: Klingt mehr nach autoritärer Einwanderungspolitik.

AHL: Ist verschmutztes Wasser nicht auch eine soziopolitische Kategorie, um Bevölkerungspolitik zu lenken?

CAE: Ja, aber es ist nicht nur das und das ist auch nicht die einzige Funktion.

AHL: Aber eure Arbeit wurde in dieser sozi-politischen Weise benutzt: Leute haben die Wasserqualität und die Sorge um die Gesundheit der Bevölkerung zum Anlass genommen, um für oder gegen Stadtplanung in Wilhelmsburg zu argumentieren. Man kann sicherlich nicht sagen, dass umweltbedingte Gesundheitsprobleme ausschließlich kulturelle Konstruktionen sind. Aber uns interessiert schon die schwierige und wahrscheinlich kontextuelle Trennungslinie zwischen Reinheit und Verschmutzung im Sinne von »gut« und »schlecht«.

CAE: Sobald es einen Kontext gibt, haben transzendente Prinzipien von »Reinheit« und »Verschmutzung« keine reale Bedeutung mehr. Sie gelten nur im Bereich der Abstraktion. Deswegen waren sie traditionell auch so destruktive und missbräuchliche Begriffe. Ihre komplett losgelöste ideelle Qualität macht sie zu großartigen Werkzeugen phantasmagorischer Projektion und ermöglicht solchen Fantasien, wie Wirklichkeit zu erscheinen. Darum sind transzendente Abstraktionen der Feind taktischer Medien und anderer kritischer Kulturarbeit.

AHL: Könnt ihr genauer erklären, was mit »transzendenter Abstraktion« gemeint ist?

CAE: Damit ist gemeint, dass Prinzipien oder Konzepte, die jenseits von Erfahrung und Verstand liegen (sie »transzendieren«), als Gewissheit oder Selbstverständlichkeit behandelt werden. Gott, zum Beispiel, oder Reinheit im göttlichen Sinn. Es gibt keine Referenz für diese Bezeichnungen. Sie existieren nur in unserer Vorstellung. Ihre Realität beruht nur auf kollektiver Glaubwürdigkeit, Gültigkeit und Einbildung.

AHL: Ihr sagt, abstrakte Transzendenz ist der Feind kritischer Arbeit. Aber Kulturkritik funktioniert nicht ohne implizite oder explizite Normativität. Was sind dann die normativen Orientierungen oder Intuitionen eurer Sozialkritik?

CAE: Ach, dem CAE wäre es lieber, dies nicht eingestehen zu müssen, aber wegen unseres Pragmatismus müssen auch wir mit einem Bündel transzendenter Abstraktionen als normative Grundsätze arbeiten – Prinzipien wie soziale Gerechtigkeit oder Menschenrechte zum Beispiel. Wir können diese universellen Ideen nicht als solche erfahren, aber sie haben eine große Macht und sind oft sehr hilfreich.

Es gibt Prinzipien, an die wir glauben wollen, aber wir wissen dabei zumindest, dass wir mit dem Feuer spielen. Offensichtlich gelten diese Konzepte nicht universell; sie zu benutzen kann in einen Konflikt mit andern Prinzipien führen, die wir auch wertschätzen – wie kulturelle Unterschiede und Vielfalt.

AHL: Kann man sagen, dass die Intervention des CAE in den soziopolitischen Kontext in Hamburg-Wilhelmsburg von der Absicht getragen wurde, die Menschen darin zu bestärken, die Qualität des Wassers in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld infrage zu stellen, um schlussendlich den menschlichen Körper und seine sprachlose Unversehrtheit zu verteidigen (oder sogar zu heilen)?

CAE: Wir glauben generell daran, dass wenn wir bei den Menschen eine gesunde Dosis Skepsis in die Wahrnehmung der Routine und des Gewohnten (in diesem Fall des Gewässers, an dem sie jeden Tag vorbeigehen) einpflanzen können, dass dann etwas Gutes dabei herauskommt. Und wir wollten außerdem die Idee der öffentlichen Gesundheit voranbringen.

Kunst im Kontext der Stadtentwicklung

AHL: Kommen wir zum Titel eurer Arbeit zurück. Er stellt eure Intervention ironisch in den Kontext des IBA-Stadtentwicklungsprojekts. Ihr stellt die Stadtentwicklungsstrategien der IBA infrage, als fernab der offensichtlichen Probleme der Menschen, die in Wilhelmsburg leben: Umweltverschmutzung ist ein offensichtliches Anliegen, Arbeitslosigkeit ein anderes, und, wie viele sagen, die Gefahr der Gentrifizierung ein weiteres. Statt mit diesen realen Problemen zu arbeiten, investiert die IBA in Marketingstrategien. Aber ist Kunst im Kontext dieser Stadtentwicklungspolitik nicht auch eine Marketingstrategie? Oder – anders gesagt – gibt es eine Methode, um adäquat auf diesen gegebenen Kontext zu reagieren? Kann Kunst in einer solchen Situation versagen? Wir glauben, dass insbesondere die Kunst mit einer solchen Stadtplanungssituation umgehen muss und sich nicht in einer Sphäre der Reinheit verstecken kann. Aber nicht jede Form von Kunst ist hier hilfreich, sondern nur interventionistische oder kooperative Kunst, die das Publikum dazu bringt, den Kontext zu hinterfragen, und die politische Probleme im öffentlichen Raum sichtbar und verhandelbar macht.

CAE: Wir stimmen mit eurer letzten Aussage vollkommen überein. Aber kommen wir zu der Frage, ob Kunst im Kontext dieser Stadtentwicklungspolitik nicht auch eine Marketingstrategie ist? Das CAE findet das nicht. Wir versuchen nicht, eine Bezeichnung aufzustellen, die einen falschen Satz von Assoziationen beinhaltet, die wiederum die partikularen Interessen und Profitwünsche der investierenden

Klasse maskieren. Wir versprechen unseren Teilnehmern nur selten Glück oder die Erfüllung ihrer Wünsche, sondern lediglich die Möglichkeit, die sie umgebenden materiellen Bedingungen besser zu verstehen. Nun zu der Frage, ob es eine Methode gibt, um adäquat auf den gegebenen Kontext hier in Hamburg zu reagieren und ob Kunst in einer solchen Situation versagen kann. Wir meinen, dass diese Frage an dem Wort »adäquat« hängt. Die Antwort lautet: nein. Kunst versagt tagtäglich. – Die Kanäle sind immer noch verschmutzt. Aber wir müssen uns davor hüten, kulturellen Aktivismus (oder jede andere Form von Widerstand) am Einzelerfolg einer singulären Aktion zu messen. Es ist die kollektive Kraft, das Aggregat des kulturellen Aktivismus, das die Möglichkeit eröffnet, den Status Quo zu verändern. Auf gesellschaftlichem Niveau kann ein Versagen am Ende ein Erfolg sein.

AHL: Doch nicht jedes Versagen führt zum Erfolg. In Hinblick auf eure Arbeit in Wilhelmsburg: Was hättet ihr besser machen können, um eure Ziele zu erreichen und eine erfolgreiche Intervention zu realisieren?

CAE: Damit wir hier kein beschönigendes Gespräch führen, sollten wir berichten, dass unsere erste Projektrealisierung in Kirchdorf (einem Stadtteil Wilhelmsburgs) nicht so gut gelaufen ist. Es war keine komplette Katastrophe, aber es hätte bestimmt besser laufen können. Unser erster Fehler war die Ortswahl. Wir hatten uns einen Punkt auf dem Platz ausgesucht, an dem Leute auf ihrem Weg zum Bus vorbeikommen. Wir dachten, dass uns dies genügend Fußverkehr beschert, aber unglücklicherweise waren es meist Leute in Eile, die nicht anhalten wollten. An zweiter Stelle hätten wir mehr auf das Wetter achten sollen. Es war kalt, windig und wolkig. Wir hatten also alle atmosphärischen Bedingungen, die ein Gespräch verhindern. Und letztlich ist Kirchdorf ein sehr gemischtes Viertel, sodass ein schnelles kulturelles Lernen angesagt war, wie man sich ohne jegliche Vorinformation am besten an jemanden wendet. Diese Frage der Zeit, über die wir vorhin gesprochen haben, war hier wichtig. Hätten wir mehr Zeit gehabt, unsere Vorgehensweise anzupassen, hätten wir es besser machen können. Danach haben wir diese Herangehensweise sein gelassen und einen mehr nomadischen Zugang gewählt, indem wir mit dem Fahrrad entlang der Kanäle herumgefahren sind und, wenn wir jemanden beim Schwimmen oder Fischen sahen, haben wir angehalten, um mit diesen Leuten zu reden und mit ihnen Wassertests durchzuführen. Das hat viel besser funktioniert. Wir haben auch angefangen, mit den Leuten in der Sozialbausiedlung zu reden, wo wir gewohnt haben. Wir haben festgestellt, dass es zu den kulturellen Gepflogenheiten gehört und als höflich angesehen wurde, mit Leuten, die sich als Nachbarn identifizieren, ins Gespräch

zu kommen und stehen zu bleiben (oft sogar längere Zeit). CAE wünschte sich, mehr Zeit gehabt zu haben, diese Art von Aktivität fortzusetzen. Aber wir waren mit der zweiten Runde, mit der Taktik und den Ergebnissen ganz zufrieden.

AHL: Warum hat sich euer Eröffnungsprojekt so sehr von euren ortsbezogenen Aktionen unterschieden? Worum ging es euch mit der kostenlosen Massage?

CAE: Wir haben uns gegenüber Leuten, die unsere Arbeit nur als Zuschauer erleben wollten, ziemlich abwehrend verhalten. Das Projekt war nicht für sie bestimmt und die Bewohner von Wilhelmsburg sollten nicht voyeuristisch als Kunst betrachtet werden; also haben wir versucht, diese Art der Beobachtung so gering wie möglich zu halten. Stattdessen haben wir für die Eröffnung ein Projekt gemacht, das für unsere privilegierteren Besucher mehr Sinn ergab. Es hatte mit der Beziehung zwischen der Verstärkung der Technosphäre und dem Anstieg von körperlichen und geistigen Erkrankungen während der letzten zwanzig Jahre zu tun. Wir waren außerdem der Ansicht, dass es zur Ausstellung ein notwendiges Thema hinzufügte, das ziemlich unterrepräsentiert war: dass der menschliche Körper ein Schlüsselpunkt ist in jedem Diskurs über Ökologie und Ökosysteme. Das Projekt, das eine kostenlose Massagetherapie einschloss, kam in unserer Wahrnehmung ziemlich gut an.

Aufmerksamkeitspolitik im kulturellen Aktivismus

AHL: Wir meinen, dass Wilhelmsburg und seine Situation nicht nur eine lokale Sache sind, sondern Aspekte aufweisen, die mit denen in anderen Orten auf der Welt vergleichbar sind: Industrieverschmutzung, Arbeitslosigkeit, Stadtentwicklungsstrategien, Gentrifizierung, etc. Das war für uns der Grund, auch ausländische Künstler einzuladen. Gleichzeitig wird eine lokale Situation von sehr lokalen Konstellationen aus Machtbeziehungen und Akteuren geprägt. Kann eine kritische Intervention an einem solchen Ort auf andere Orte übertragen werden? Kann sie als Symbol wirken, um Konflikte allgemein zu kommunizieren? Was bedeutet eure Wasserintervention für Menschen irgendwo anders?

CAE: Es sind hier mehrere Aktionsebenen am Werk. Die erste ist die taktische. Soziale Bedingungen wiederholen sich tatsächlich an unterschiedlichen Orten. In diesem Fall kann man eine Taktik erneut nutzen oder recyceln. Was CAE macht, ist nicht ortsspezifisch, auch wenn wir immer nur jeweils an einem einzelnen Ort tätig sind. Es wäre leicht vorstellbar, dass wir die gleiche Aktion irgendwo anders durchführten. Außerdem gibt es ein Sekundärpublikum für unsere Arbeit, das diese Arbeit durch eine entsprechende Sekundärrepräsentation versteht. Dieses Publi-

kum besteht meistens aus Leuten, die auf irgendeine Art dem Kulturaktivismus nahe stehen. Für diese Leute ist die Arbeit sogar bedeutsam, wenn sie sie für verrückt halten. Wird unsere Arbeit auch für jemanden Bedeutung haben, der weder dem Widerstand noch dem spezifisch Lokalen nahe steht? Wahrscheinlich nicht.

AHL: Sprechen wir über dieses Publikum, das – wie ihr sagt – aus Leuten besteht, die auf irgendeine Weise mit Kulturaktivismus zu tun haben. Wenn man mit dem Aggregat eines kulturellen Aktivismus arbeitet, wird eine Politik der Aufmerksamkeit bedeutsam. Ein Publikum, das am Kulturaktivismus beteiligt ist, nimmt Kunst (oder Interventionen) im Rahmen seiner Erwartungen wahr. Darum muss diese Kunst manchmal auch radikal sein. Die meisten Arbeiten, die ihr bislang gemacht habt, untersuchten Themen wie Krieg, digitalen Widerstand, Biogenetik oder die Verdinglichung und kommerzielle Verwertung von Leben. In Hamburg ging es »lediglich« um Wasserverschmutzung. Unserer Auffassung nach ist die Aktivität einer alltäglichen Intervention unter Einsatz von unspektakulären Taktiken sehr wichtig. Aber wird das kritische Publikum Sympathie haben können für die Einfachheit solcher Interventionen? Glaubt ihr, dass eure Arbeit das Spektakel, das es problematisiert, benötigt, um Aufmerksamkeit zu erlangen?

CAE: Unserer Ansicht nach ist es nicht so sehr die thematische Intervention selbst, die sie radikal werden lässt, sondern wie gut sich die Recherche mit dem Widerstand überlagert. Die Wahl des Spektakulären ist taktisch begründet. Hingegen sind unsichtbare Interventionen oft nötig, wie im Fall Wilhelmsburg. In ein Viertel mit viel Show und Tamtam hineinzugehen, wäre ganz unpassend. Unsichtbare Interventionen, die klein und ruhig verlaufen, sind seit Langem ein Teil der Tätigkeit von CAE. Leute, die an kulturellem Widerstand interessiert sind, schätzen diese Art von Mikrointerventionen. Wenn man für die Behörden sichtbar wird, dann ruft das auch Aufmerksamkeit hervor: Der erste Anlass dafür, dass CAE als »terroristisch« bezeichnet wurde, war eine unsichtbare Intervention im kanadischen Halifax. Die Teile der Kunstwelt, die heiß auf Spektakuläres und Tamtam sind, werden natürlich mehr von spektakuläreren Projekten erfasst, so wie die Kultureinrichtungen, die dem Widerstand nicht besonders nahe stehen.

Aufwertung in Wilhelmsburg

AHL: Es besteht die allgemeine Sorge, besonders in der örtlichen Kunstszene, dass der einzige wirkliche Effekt der Internationalen Bauausstellung (IBA) die Gentrifizierung des bislang eher armen Stadtteils Wilhelmsburg sein wird. Die Kritiker

behaupten oder befürchten, dass die Kunst hier benutzt wird, um die Spielwiese der Aufwertung vorzubereiten – ist CAE ein Teil davon?

CAE: Wir sind direkt angegriffen und beschuldigt worden, zur Gentrifizierung von Wilhelmsburg beizutragen. Das CAE ist der Ansicht, dass die Vorstellung, Wilhelmsburg werde gentrifiziert, Unsinn ist. Aber nehmen wir an, dass diese Verschwörung tatsächlich stattfindet und dass es die Strategie der IBA ist, Wilhelmsburg durch den Einsatz von kulturellen Mitteln zu gentrifizieren (was normalerweise Jahrzehnte in Anspruch nimmt). Die Vermarktungsmittel, die im Augenblick eingesetzt werden, bestehen aus kostenlosen Konzerten am Wochenende, Kunstausstellungen und subventionierten Billigmieten für Studenten. CAE glaubt nicht, dass diese Anreize irgendjemanden, der die Ausstellung besucht hat, an der wir teilgenommen haben, dazu bringen wird, nach Wilhelmsburg zu ziehen. (Allein der Geruch aus der Fettverarbeitungsfabrik, der den größten Teil des nördlichen Viertels überdeckt, wird dafür sorgen.) Wilhelmsburg eignet sich für die privilegierten Klassen sehr viel besser als Ort, um dorthin die Armen und die working poor (die allgemein auch ethnische Minoritäten sind) zu kanalisieren. Dort sind sie dann außer Sicht und auch aus den Köpfen. Außerdem ist der Großteil des Wohnraums auf der Insel sozialer Wohnungsbau. Der gehört zu dem Teil von Immobilien, der am schwierigsten zu gentrifizieren ist, sogar in Zeiten großer Nachfrage nach neuem Wohnraum. Wie will man Leute aus öffentlich kontrolliertem Wohnraum hinauswerfen? Wird die Stadt Hamburg anfangen, als Miettreiber aufzutreten? Außerdem kann man sozialen Wohnungsbau nicht so renovieren, dass es die Standards von Mittel- und Oberklasse erfüllt; es muss abgerissen werden. Sowohl in New York als auch in London hat es ungeheuren wirtschaftlichen Druck gegeben, die Armen aus der Stadt zu verdrängen, aber der öffentliche Wohnungsbau ist trotzdem intakt geblieben. New Orleans ist das einzige offensichtliche Beispiel, von dem wir wissen, wo öffentlicher Wohnraum abgerissen worden ist; das ist aber nur gemacht worden auf der Grundlage der falschen Behauptung, die durch den Wirbelsturm Katrina verursachten Schäden hätten das nötig gemacht – Katastrophenkapitalismus in Reinform. Aber das ist nicht das, was in Wilhelmsburg passiert.

(Übersetzung aus dem Englischen von Katharina Bredigkeit)

Ala Plástica

Übungen in Zwischenphasen

Die heutige Insel Wilhelmsburg, zum Gebiet der Stadt Hamburg gehörend, war einst Teil eines Binnendeltas, in dem sich die Elbe in eine Vielzahl von Kanälen gabelte. Von 1300 an, als mit dem Bau diverser Eindeichungen begonnen wurde, die zum Ziel hatten, die Auswirkungen der periodischen Hochwasser abzuschwächen, begann diese natürliche Charakteristik verloren zu gehen. Das natürliche Delta verwandelte sich allmählich in ein künstliches Delta, konstruiert aus Hafenanlagen, Straßen und Bahnlinien, die das Gebiet durchschnitten und in eine Vielzahl von Bereichen aufteilten. Von dem ursprünglichen Delta blieben lediglich einige Binnenkanäle und der Fluss bestehen, der sich auf einer Strecke von etwa fünfzehn Kilometern in zwei große Arme – die Süder- und die Norderelbe – gabelt und nach seiner erneuten Vereinigung in die Nordsee mündet. Innerhalb dieses Raums der Trennung und Wiedervereinigung liegen die Insel Wilhelmsburg und der Hamburger Hafen, der größte Hafen Deutschlands.
Die Beziehung zwischen dem Hafen und den Bewohnern mit ihren jeweils eigenen Interessen hat sich über einen langen historischen Zeitraum symbiotisch entwickelt. Die zunehmende Technisierung und Digitalisierung der Betriebsabläufe des Hafens, welche zu einer Verringerung und Spezialisierung des Arbeitskräftebedarfs führen, die Notwendigkeit der Erschließung neuer Räume für die »Wachsende Stadt« sowie die Neuinterpretation ihres Lebensraums durch die Wilhelmsburger führen aktuell jedoch zunehmend zu Verzerrungen und Spannungen innerhalb des Kreislaufs korrespondierender Interessenlagen zwischen Hafen und Einwohnern.
Neben der Bevölkerung deutschen Ursprungs gibt es in Wilhelmsburg einen Anteil migrantischer Bevölkerung von 33,7 Prozent. Sowohl die Unzufriedenheit bestimmter Bevölkerungsgruppen mit dem Phänomen der Migration, welche sie für das Aufbrechen sozialer Gefüge verantwortlich machen und als Bedrohung ihrer kulturellen Identität empfinden, als auch die kürzlich erfolgte Verabschiedung der »Abschiebe-Richtlinie«[1] durch das Europäische Parlament nähren einen *Sicherheitsdiskurs* und verstärken das Misstrauen und die fehlende Kommunikation, welche die Isolation der einzelnen sozialen Gruppen aufrechterhalten. Aufgrund dieser scheinbaren Mischung aus Industriegetto und Sammelbecken für Migranten wurde Wilhelmsburg lange als

1 Die »Abschiebe-Richtlinie« der Europäischen Union erlaubt die Inhaftierung illegaler Einwanderer in normalen Gefängnissen während eines zur Abwicklung der Formalitäten ihrer Rückführung benötigten Zeitraums von bis zu 18 Monaten.

»Hinterhof« der Stadt Hamburg, als »Bronx Nordeuropas« und ein Gebiet sozialer Konflikte betrachtet. Konkurrierende Interessen mächtiger Akteure – der Hamburg Port Authority und der Stadt Hamburg – sowie ein komplexes Netz häufig anachronistischer Gesetzgebungen wirken direkt auf die morphologischen Prozesse und die Lebensqualität der Bewohner der Insel ein: Sie beschränken Aktivitäten, führen zur Opferung von Naturräumen und unterbrechen die freie Kommunikation zwischen den verschiedenen Bereichen, in die das Inseldelta aufgeteilt ist. Die wirkliche Partizipation[2] der Bewohner bei der Gestaltung ihrer eigenen Lebensräume ist dabei knapp bemessen.
Seit Kurzem hat zudem eine Binnenmigration, vor allem junger Menschen vom »anderen Ufer« der Elbe aus, damit begonnen, dem Inseldelta eine neue Bestimmung zu geben. In vielen Fällen ist dies auf die Erleichterungen zurückzuführen, die den Pionieren im Rahmen der politischen Strategien der »Wachsenden Stadt« gewährt werden. Pläne wie die »Internationale Bauausstellung Hamburg«[3] behaupten, die Erneuerung des Gebiets unter Einbeziehung der Bewohner voranzutreiben, indem sie diese innerhalb von sozialen und kulturellen Projekten an der Suche nach Vorschlägen für die Zukunft der Metropole Hamburg beteiligen. Die lauter werdende Frage verschiedener Gruppen ist jedoch, was die eigentlichen Auswirkungen dieser Erneuerung sein werden und wer tatsächlich von ihnen profitieren wird.

Rekontextualisierung

Der durch die Kuratoren von Kultur|Natur angeregten Idee des Recyclings künstlerischer Projekte folgend[4], bewegte sich unsere Arbeit während der dreißig Tage dauernden Untersuchungsaktion innerhalb dessen, was wir als Versetzungsübungen bezeichnen und was als eine Form der Partizipation beschrieben werden kann, die das kreative Kapital von Gemeinschaften gegen die Fragmentierung des Lebens ins

2 In diesem Zusammenhang stellt Anna Maria Uttaro klar: »Hier sollten wir hinzufügen, dass die lokalen Behörden noch nicht bereit sind, die grundlegenden Aspekte ihrer Strukturen zu überdenken, sodass Partizipation häufig als Mittel zur Stärkung ihrer Macht, statt zu deren Umverteilung gesehen wird.« Anna Maria Uttaro, Participating: Any Possible Link between Urban Planning and Arts?, Vortrag beim AESOP PhD-Workshop, Amsterdam 5.–7.Juli 2003.

3 Ein »work in progress«-Event, das Ende des 19. Jahrhunderts als internationale Ausstellung begann und seitdem regelmäßig in verschiedenen Städten und Regionen stattfindet. Die IBA Hamburg läuft von 2007 bis 2013 und ist eine große dezentralisierte Ausstellung mit Eventcharakter, in der Projekte, Bauten und Stadtplanungsvorschläge für die Stadt Hamburg entwickelt werden. Vgl. www.iba-hamburg.de.

4 Dazu aus der Programmatik des kuratorischen Konzepts von Kultur|Natur: »Da bereits Kunst produziert wurde, ist es nicht immer notwendig, eine noch größere Menge zu produzieren. Statt mehr Projekte zu fordern, wird die bereits vorhandene Kunst ›recycelt‹. Das kuratorische Recycling von Kunst reflektiert nachhaltige Werte und folgt einem Antiproduktionismus.«

Spiel bringt – was grundsätzlich einen Großteil unserer Arbeitsweise ausmacht.
Am 23. Juli 2008 stellten wir unsere ersten Ideen einigen Akteuren der Gemeinschaft in der Präsentation *Übungen in öffentlicher Partizipation, Widerstand und Transformation gegen die Trugbilder der Macht* vor. Es wurden Samen lateinamerikanischer Nutzpflanzen und Weidenstöcke aus den Baumschulen und Kooperativen am Río de la Plata, mit denen wir regelmäßig unsere Aktivitäten entwickeln, an die anwesenden Mitglieder des Interkulturellen Gartens weitergegeben. Dieser Garten funktioniert wie eine wirkliche Keimzelle des Austauschs und der sozialen Bindung, in der Menschen unterschiedlicher Herkunft ausgehend von den organischen Rhythmen der Pflanzenwelt grundlegende Erfahrungen miteinander teilen.[5]

Ökoton-Sozioton: die Untersuchung

Sowohl die Fragmentierung der unterschiedlichen Einwohnergruppen, welche das unglaubliche Mosaik der kulturellen Vielfalt Wilhelmsburgs ausmachen, als auch die Art und Weise der Verinnerlichung von Diskursen und Haltungen bezogen auf Grenzen und Sicherheit in dem Inseldelta beeindruckten uns stark. Bei unserer Annäherung an die Natur der Insel überraschte uns der abrupte Schnitt, den der Deich zwischen dem Naturschutzgebiet Heuckenlock im Süden der Insel, dem artenreichsten Reservat Hamburgs und einem der letzten Tideauenwälder Europas, und dem landwirtschaftlich genutzten Gebiet Moorwerders vornimmt. Auf beiden Seiten bewirkt diese Eliminierung des natürlichen Tiderhythmus eine schroffe, der natürlichen Tendenz aufgezwungene Begrenzung ohne Austausch von Energie zwischen dem Ökosystem und dem Agrarsystem. Dies betrifft auch den Einfluss des normalen Wechsels von Ebbe und Flut. Obgleich diese Linie, die das beschriebene Gebiet säumt, daran orientiert ist, der menschlichen Gemeinschaft ein Gefühl von Sicherheit vor den Auswirkungen extremer Hochwasser zu bieten, konnten wir uns nicht von Assoziationen zu Konzepten von Sicherheit, Grenzen, Hindernissen und der Interpretation von Kultur-Natur lösen.
Mit Ideen zum interkulturellen Zusammenleben und Natur im Kopf luden wir den Landschaftsarchitekten Kai Zeitnitz ein, den wir bereits aus unserem vorherigen Projekt in Hamburg *Stadtfluss Wandse/Actitúd Bypass* kannten und der uns stets durch seine interessante, kreative und rigorose Herangehensweise an natürliche Ökosysteme überrascht hat. Zudem war die Ingenieurin Magrit Brandes an diesen Treffen beteiligt. Wir unternahmen Erkundungsspaziergänge durch das nördliche Gebiet Kirchdorfs und Moorwerder, sprachen über die durch die Eindeichungen vorgenommene abrupte

5 Zum Interkulturellen Garten Wilhelmsburg siehe die Dokumentation im Bildband.

Trennung von Natur und Kultur und tauschten Meinungen zu der Möglichkeit aus, einen natürlichen Übergang vom natürlichen Ufer zum agrarischen Inland Moorwerders auf dem Deich zu schaffen, um daran anschließend in projektorientierter Weise über die verschiedenen möglichen Verbindungen ökologischer und kultureller Vielfalt nachzudenken.
Um die Umweltperspektiven und spezifischen Projekte, an denen lokale Organisationen im Gebiet von Heuckenlock und Moorwerder arbeiten, kennenzulernen, suchten wir auch das Gespräch mit dem Biologen Torben Piel, Mitarbeiter des Elbe-Tideauenzentrums Bunthäuser Spitze der Gesellschaft für Ökologische Planung (GÖP). Das Gespräch verhalf uns zu einem detaillierteren Verständnis, wie sich die Deiche auf die Flora und Fauna der Uferregion des Heuckenlock auswirken.
Ausgehend von diesem Austausch brachten wir in Erfahrung, dass trotz der bestehenden Strukturen, der gesetzlichen Rahmenbedingungen und des Netzes von Kontrolle und Sicherheit auch »expansionistische« Strategien der Verwaltung, wie die in den letzten zehn Jahren vorangetriebene Verschiebung der Deichlinie, existieren.[6] Meist stoßen diese Pläne auf Interessenkonflikte innerhalb derselben Verwaltungsbereiche, insbesondere zwischen der Hamburg Port Authority, der Regierung der Stadt Hamburg und anderen staatlichen Behörden.
Die Kontroversen zwischen den »Kontrolleuren« und »Verwaltern« der Hochwasser reichen weit zurück. In China lassen sich die Diskussionen zwischen konfuzianischen »Kontraktionisten«, die glaubten, dass die Flüsse von Deichen begrenzt werden sollten, und taoistischen »Expansionisten«, die dafür eintraten, niedrige und weit vom Fluss entfernte Deiche bauen zu lassen, damit sich die Hochwasser ausbreiten können, über mehr als 2000 Jahre zurückverfolgen.[7]
Gemeinhin sorgt ein Sicherheitsdenken dafür, dass mehr Deiche gegen Hochwasser gefordert werden – ohne dabei zu hinterfragen, ob diese Technologien möglicherweise ungeeignet sein könnten, Katastrophen zu verhindern, oder ob sie diese vielleicht sogar begünstigen könnten. Das Problem ist, dass bei der Förderung der Besiedlung von Gebieten, die der Fluss regelmäßig mit seinen höchsten Wasserständen zurückfordert, die Auswirkungen im Falle eines Zusammenbruchs dieser Strukturen besonders katastrophal sind. Die strukturelle Kontrolle der Hochwasser ist

6 Dazu schreibt Patrick McCully: »Die Leitung der Hochwasser umfasst auch Mittel zur Reduzierung der Geschwindigkeit und Größe der Hochwasser, was die Versetzung der Deiche in größere Entfernung von den Flüssen, die Wiederherstellung der Feuchtwiesen, die Rückgewinnung der Meander der kanalisierten Flüsse und die Verringerung der städtischen Abwässer beeinhaltet.« In: Patrick McCully, Antes del Diluvio. Lidiando con las Inundaciones en un Clima Cambiante, Red Ríos Internacionales, http://internationalrivers.org/files/Antes del Diluvio_0.pdf (Stand: 15.12.2008).

7 Vgl. Joseph Needham, Science and Civilization in China, Band 4. Teil III, Cambridge 1971, S.235.

dem Klimawandel nicht angemessen, da sie von einem gleichbleibenden Klima ausgeht.[8] Doch es bestehen wenig Zweifel daran, dass der Klimawandel die Häufigkeit und das Ausmaß der Hochwasser verschlimmert. Einer auf dem letzten weltweiten Klimabericht beruhenden Studie des Klimaexperten Hans Joachim Schellnhuber (Direktor des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung, Professor in Potsdam und Oxford sowie offizieller Berater Angela Merkels zu Fragen des Klimawandels) und des Hamburger Meterologen Jochen Marotzke ist zu entnehmen, dass der Meeresspiegel in diesem Jahrhundert als Folge der Erderwärmung und des Klimawandels um etwa einen Meter ansteigen wird. Eine Verbesserung der Möglichkeiten, sich den Überschwemmungen unter dem aktuellen und zukünftigen Klima entgegenzustellen, verlangt demnach, die Kräfte der Natur zu verstehen und mit ihnen zu arbeiten. Der Wunsch nach Sicherheit als Gewissheit ist Resultat unserer Ängste und entsteht aus dem Bewusstsein unserer eigenen Verletzlichkeit und Verwundbarkeit.[9] Dabei glauben wir, dass diese sich durch Beherrschung und Reglementierung überwinden lassen. Um zukünftigen Überschwemmungen Raum zu geben, ist es jedoch notwendig, mehr Uferflächen zu Überflutungsgebieten zu machen und eine Raumkonzeption zu entwickeln, die von der Nutzung der gefährdeten Flächen wegführt.

Die Aktion und weitere Aktionen

Der Deich, der das Naturschutzgebiet Heuckenlock an der Süderelbe vom agrarischen Inland Moorwerders trennt, ist ein Ödland ohne Bezug zum Umfeld, eine unter Bewachung stehende, sanktionierte Grenze, eine kulturelle Konstruktion, die zu diesem Diskurs der Sicherheit, Kontrolle und Unveränderlichkeit gehört. Dass diese Eindeichungen zur Beherrschung der Hochwasser ödes Land zur Folge haben, ist ein Zustand, der verändert werden kann, indem man die Herausforderung der Vielfalt nutzt, um diese sterile Grenze zu überschreiten. Die Platzierung einer im Interkulturellen Garten gezogenen Weide auf der Kuppe des Deichs ist eine exemplarische Intervention, die den Vorgang der Wiederherstellung einer *Zone des ökotonalen Übergangs* im Deichgebiet vorwegnimmt. Als Verbindungselement mitten in der Sterilität der Grenze ist die Weide Sinnbild der Entgrenzung, der Zunahme an Lebensenergie und der Interaktion zwischen der Welt der ursprünglichen Natur und der agrarisch kultivierten Fläche.

8 Untersuchungen der Versicherung Münchener Rück zufolge kam es im Zeitraum von 1950 bis 1980 weltweit jährlich zu sieben bis neun »großen Hochwassern«. In den 1980ern stieg die Zahl auf 20 und in den 1990ern auf 34. Die schnelle Zunahme der Anzahl der Überflutungen war begleitet von der Zunahme ihrer Schwere.

9 Siehe dazu den Beitrag von Thomas Heyd in diesem Band.

Die weltweit verbreitete Weide ist eine sehr vielfältige Pflanzengattung, die unter anderem die Eigenschaft besitzt, den Boden zu festigen, und deren Zweige aufgrund ihrer Flexibilität in allen Kulturen als Flechtmaterial verwendet werden: Sie ist Natur und Kultur. Der von uns vorgeschlagene Übergang ist somit sowohl auf die Welt der Natur als auch auf den Bereich des Denkens bezogen. Mit unserer Weidenpflanzaktion verbinden sich konkrete *Forderungen* für weitere Aktionen in der Zukunft: Die Schaffung eines ökotonalen Gebiets auf dem Deich, der das Naturschutzgebiet Heuckenlock an der Süderelbe vom agrarischen Inland Moorwerders trennt. Die Verbreiterung und Verschiebung der Deichlinie in diesem Gebiet, indem die Energie der Beherrschung genutzt wird, um eine Gegenenergie zu schaffen – wie ein Manöver aus dem Aikido gegen das Tabu der Sicherheit. Eine interkulturell-soziotonale Aktion, die darauf ausgerichtet ist, Eindeichungen zu umgehen und ein Wasser- und Pflanzenbiotop zwischen Norder- und Süderelbe zu schaffen.

(Übersetzung aus dem Spanischen von Ann-Kristin Hohlfeld)

Anna Müller

Mythos und Situation

»Der Süden rüstet kulturell auf: Erstmals wird vom 16. August bis 14. September der ›Elbinsel Sommer‹ stattfinden. (…) ›Damit wird der Hamburger Süden zu einem neuen Attraktionspunkt auf der kulturellen Landkarte Norddeutschlands‹, so Kultursenatorin Karin von Welck.«[1]

»Mit Misstrauen beäugten auch viele Bewohner Wilhelmsburgs den Einzug von Kunst und Kultur. Sie betrachten den vom Hamburger Senat propagierten ›Sprung über die Elbe‹ – gleichgesetzt mit dem städtebaulichen Aufmöbeln des Stadtteils – als Bedrohung.«[2]

»Das Wagnis der Öffentlichkeit (…) Wir fangen etwas an; wir schlagen unseren Faden in ein Netz der Beziehungen. Was daraus wird, wissen wir nie.«[3]

Das Projekt Kultur | Natur findet im Rahmen der Öffentlichkeit statt. Finanziert durch die IBA Hamburg, wird unter vorgegebenem Thema Kunst im Problemviertel gemacht. Mit Blick von »außen« stellt sich ein künstlerisches Projekt, das unter benannten Rahmenbedingungen stattfindet, zunächst »in Funktion« dar. Kunst wird als Mittel einer sanften Stadtentwicklung bezeichnet: »Als nachhaltiges Werkzeug für eine kreative Quartiersentwicklung integriert der ›Elbinsel Sommer‹ die Bewohnerschaft vor Ort und schafft künstlerische Strukturen, die langfristig ausgebaut werden können.«[4] Damit ist das Projekt in einem Kontext situiert, in dem (neben der expliziten Vorgabe der Bürgerpartizipation) durch mediale Bilderproduktion Material für symbolische Aufwertungsprozesse geliefert wird. Auf der anderen Seite steht der Anspruch des Projekts, »die ästhetische und intellektuelle Erfahrung als einen offenen Prozess ernst« zu nehmen und »die Aufmerksamkeit auf gesellschaftliche Kräfte zu lenken, die soziale Stadt-

1 Renate Pinzke, Kultur bei »Elbinsel Sommer«, in: Hamburger Morgenpost, 17.06.2008. (http://archiv.mopo.de/archiv/2008/20080617/hamburg/panorama/kultur_bei_elbinsel_sommer.html).

2 Heiko Klaas/Nicole Büssing, Schwermetalle und schwerer Ärger, in: Spiegel Online Kultur, 08.09.2008. (http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,576560,00.html).

3 Hannah Arendt im Gespräch mit Günter Gaus (1964), in: Ursula Ludz (Hg.), Hannah Arendt – Ich will verstehen. München 1996, S.70.

4 Erklärung auf der Webseite der IBA Hamburg (http://www.iba-hamburg.de/de/01_entwuerfe/6_projekte/projekte_querschnitt_kunstkultur_elbinselsommer.php).

entwicklung sowohl durch einen Wandel des sozialen Klimas entstehen als auch durch verschiedene Handlungsfelder eines selbst gestalteten Lebens wachsen lassen«.[5] Die Spannung zwischen Orientierung am Ziel (»kreatives Quartier«) und Anspruch des offenen Prozesses lässt sich im Hinblick auf den Rahmen der Öffentlichkeit, in dem Kultur|Natur stattgefunden hat, analysieren. Ausgehend von einer unspezifischen Bestimmung des »Öffentlichen« als einer größeren Menschenzahl zugänglich, muss der Modus der Zugänglichkeit konkretisiert werden. Zwei Perspektiven auf Öffentlichkeit sollen im Folgenden unterschieden werden, die Begriffe »Mythos« und »Situation« dienen dabei der Befragung nach (virtuellen und konkreten) Handlungsorten. Zunächst geht es um eine massenmediale Öffentlichkeit[6], charakterisiert durch den einseitigen Informationsfluss, den Blick von »außen«, das Prinzip der Antwort ohne Frage und die Strategie der Naturalisierung. Ort der massenmedialen Öffentlichkeit ist der Mythos. Die zweite Perspektive beschreibt eine konkrete Öffentlichkeit, die im Prozess des Handelns erst entsteht und ihre Sichtbarkeit im Zusammenprall (mit Widerständen) und in Begegnungen (zwischen Unbekannten) generiert. Der Ort der konkreten Öffentlichkeit ist die Situation. Die künstlerisch-kontextuelle Plattform Kultur|Natur soll im Spannungsfeld zwischen massenmedialer Mythologisierungspraxis und konkreter Öffentlichkeitsarbeit (die im Sinne einer Sichtbarmachung von Konflikten politisch ist) verortet werden.

Mythos

Als Mythen werden Bedeutungszusammenhänge verstanden, deren Entstehungsprozess naturalisiert ist.[7] Im Mythos fließen verschiedene Aussagen, Zuschreibungen und Vorstellungen zusammen und verfestigen sich zu einer Botschaft. Durch ihren regelmäßigen Gebrauch sedimentieren sich Mythen im Alltagsverständnis. Als scheinbar natürliche Wahrheit stellt sich die Oberfläche der mythischen Bedeutung dar. Die Entstehungsgeschichte der mythischen Botschaft und ganz besonders die Motiviertheit im Prozess der Mythenbildung bleiben unsichtbar.
Gegenstand meines Beitrags sind (massen-)mediale Mythen[8], die im Zusammenhang

5 Aus dem kuratorischen Konzept der künstlerisch-kontextuellen Ausstellungsplattform Kultur|Natur, Download unter www.kultur-natur.net.

6 Geht man von einer engeren (politischen) Definition der Öffentlichkeit aus, müsste die massenmediale Öffentlichkeit aufgrund des begrenzten Zugangs auf der Produzenten- und Distribuentenseite als »Scheinöffentlichkeit« bezeichnet werden.

7 Vgl. Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt 1964.

8 Grundsätzlich ist das Material des Mythos beliebig: Mythen definieren sich nicht über ihr Objekt, sondern über ihre Funktion als globales Zeichen. Mythen können in der Form von Bildern, Objekten, Aussagen, Nahrungsmitteln etc. materialisiert sein.

mit Kunst und Gentrifizierung am Beispiel des Hamburger Stadtteils Wilhelmsburg stehen. Das Phänomen »Kunst im Problembezirk im Auftrag der Stadt« ist Teil der medialen Figuren »Boomtown« und »Gentrifizierung« im Rahmen eines (behaupteten) Wandels vom Getto zum kreativen Viertel. Welche Prozesse der Mythenbildung und des Mythenwandels mit Beachtung des symbolischen Wertes der »Figur Künstler« und der kulturellen Produktion lassen sich in Bezug auf Hamburg–Wilhelmsburg rekonstruieren?

Symbolisches Kapital und Medien

KünstlerInnen produzieren Bilder. Wenn sie das nicht in Form künstlerischer Objekte tun, dann produzieren sie doch qua ihres Handelns, sofern sie an die Öffentlichkeit treten (wohl Voraussetzung ihres »Auftretens« als KünstlerInnen), mediale Bilder. Mit Verweis auf das durch Sharon Zukin[9] auf den Stadtraum übertragene Kapitalienmodell Pierre Bourdieus lässt sich der Wert künstlerischer Bilder oder Images ökonomisch begreiflich machen. Symbolisches Kapital wird real, indem es in ökonomisches Kapital überführt wird und in einer kulturalisierten Ökonomie an Bedeutung gewinnt. Abseits des Kunstmarkts, bei der Produktion künstlerischer Images (als Bei- oder Zielprodukt) im Kontext von Stadtentwicklung bleiben die Akteure der Wertschöpfung jedoch meist unsichtbar. Das Image der Kunst lässt sich bei der Generierung eines medialen »Neulands« verwerten. Zur Neukodierung des Orts eignet sich die Berichterstattung über Kunst und Kultur, gerade weil ökonomische Interessen weitgehend unsichtbar bleiben. Im Mythos des »kreativen Stadtviertels« wird die kulturelle Produktion oder allein die Anwesenheit von KünstlerInnen als ideologisch aufgeladenes Klischee verwertbar, um die steigende Attraktivität eines Ortes quasi interessenneutral darzustellen. Der Wandel in der Berichterstattung zu Wilhelmsburg im Zuge einer »realen« Interessenverlagerung von stadtpolitischer Seite spricht für den mythischen Wert der Figur des Künstlers und der kulturellen Produktion. Bis 2005 spielt das Thema Kunst und Kultur in der Berichterstattung über Wilhelmsburg keine Rolle. Das plötzliche Auftauchen von »Kultur« im Viertel als Medienthema hängt sicherlich mit einem tatsächlichen Anstieg kultureller Veranstaltungen (zum Beispiel durch Finanzierung der IBA im Jahr 2007, das Kulturfeuerwerk im Auftaktjahr) zusammen. Gleichzeitig findet auch eine Verschiebung im medialen Fokus statt. Mit dem Auftauchen von Artikeln über Kunst und Kulturveranstaltungen geht die Anzahl von Medienberichten über Kriminalität in Wilhelmsburg zurück.

9 Sharon Zukin, Socio-Spatial Prototypes of a New Organisation of Consumption. The Role of Real Cultural Capital, in: Sociology 24/1 (1990). S.37–56.

Mythos »Wilhelmsburg«

Innerhalb weniger Jahre findet eine bemerkenswerte Drehung im medialen Image Wilhelmsburgs statt. Der Mythos »Getto« wird durch den Mythos »Boomtown« ergänzt. Während bis 2003 das Medienimage von Wilhelmsburg als »Balkan des Nordens« (Der Spiegel, 2000), »Hochhaus-Getto« (Hamburger Morgenpost, 1999) oder »sozialer Brennpunkt« (Der Spiegel, 2000) durch Berichte über den Tod des neunjährigen Volkan nach einer Kampfhundattacke, »Ehrenmord«, Drogendelikte, verwahrloste Kinder und kriminelle Migranten geprägt wurde, ist seit 2003 vereinzelt und seit 2006 immer häufiger von »Boomtown Wilhelmsburg« (Der Spiegel, 2007), der »Schaubühne Hamburgs« (Hamburger Morgenpost, 2007) oder einem »Szeneviertel« (Hamburger Abendblatt, 2006) die Rede. Dabei findet nicht nur eine Umbenennung Wilhelmsburgs zur »Elbinsel« statt, auch die in den Artikeln benannten Schauplätze, die repräsentierten Akteure sowie die illustrierenden Fotos werden ausgetauscht. Bis 2003 bilden zumeist »Sozialkasernen« (Der Spiegel, 2000), »Hochhaussiedlungen im trostlosen Kirchdorf-Süd« (Hamburger Morgenpost, 2001) oder »leer stehende Sozialwohnungen« (Hamburger Abendblatt, 2002) die Kulisse im »sozialen Pulverfass Wilhelmsburg« (Der Spiegel, 2000). Als Schauplatz spektakulärer Gewaltdelikte und Manifestation »stadtplanerischer Verbrechen« (Der Spiegel, 2000) wird Wilhelmsburg zum deutschen Mustergetto stilisiert. Nicht nur der örtliche Rahmen ist durch die immer gleichen Bilder geprägt, auch die repräsentierte Bevölkerung bedient das Klischee des sozialen Brennpunkts. Als Akteure tauchen »ausgeflippte Rabauken«, »anatolische Bräute«, »Arbeitslose«, »Dringlichkeitsfälle«, »tief verschleierte Gestalten mit Sehschlitzen«, »einheimische Alkoholiker«, »farbige Taschendiebe«, »Raubmörder«, »türkische Aufsteiger und deutsche Absteiger«[10] auf. Die Vielfalt äußert sich im kriminellen Potenzial ständig im Konflikt lebender Bevölkerungsgruppen. Das bestimmende Bild ist die Grenze: »Gesellschaftliche Demarkationslinien« (Der Spiegel, 2000) zwischen arm und reich, deutsch und nichtdeutsch werden in den Texten thematisiert, das visuelle Begleitmaterial zeigt Autobahnschneisen, Hochhausmauern und den eingezäunten Tatort. Wer bleibt, wird »krank durch Perspektivlosigkeit« – »wer kann, der geht« (Der Spiegel, 2000).

Liest man 2007 in der Zeitung Berichte zu Wilhelmsburg, zeigt sich zumeist ein anderes Bild. Statt von Konflikten ist jetzt von Kontrasten die Rede, statt auf »Minderbemittelte« und »perspektivlose Jugendliche« in der »Öde leerer Ladenpassagen« (Der Spiegel,

10 Zitiert aus Artikeln, die zwischen den Jahren 2000 und 2003 abgedruckt wurden, in: Der Spiegel, Hamburger Morgenpost und Hamburger Abendblatt.

2000) trifft man nun auf Künstler, Studenten und Stadtplaner im »neuen Szeneviertel« (Hamburger Morgenpost, 2007). Während noch zwischen 2000 und 2005 das Themenfeld Kriminalität für die Berichterstattung über Wilhelmsburg bestimmend war, findet seit 2006 eine Schwerpunktverschiebung auf die Themen Kunst- und Kulturveranstaltungen sowie Stadtplanung statt.[11] Gleichzeitig ändern sich die Schauplätze der Berichterstattung (von Kirchdorf-Süd ins Reiherstiegviertel) und die in den Artikeln repräsentierten Personen (vom Kriminellen zum Künstler). »Wilhelmsburg boomt«, der »Stadtteil ist in aller Munde«, es ist »ein wenig wie Berlin nach der Wende«, »unentdeckte Orte«, »verwilderte Brachflächen« und »Räume der Freiheit« locken ebenso wie »viele bunte Einkaufsläden« und »unentdeckte grüne Oasen.«[12] »Der Süden rüstet kulturell auf« (Hamburger Abendblatt, 2008), »der Sprung der Kreativen über die Elbe ist sicher« (Hamburger Abendblatt, 2008), alte Fabrikanlagen bieten »Künstlern ein paradiesisches Arbeitsumfeld« (Hamburger Morgenpost, 2004), »Wilhelmsburg ist ein Abenteuerspielplatz« (Hamburger Abendblatt, 2007).

Die mythologische Neuerfindung Wilhelmsburgs wird dabei in einem Großteil der Artikel mit kulturellen Veranstaltungen in Verbindung gebracht. Neben ganz expliziten Stadtteilporträts in Szenemagazinen[13], die Wilhelmsburg als neuen kreativen Hotspot bewerben, ist auch in den Hamburger Tageszeitungen ein Fokus auf das Thema Kunst/Kultur hinsichtlich des neuen Images der sogenannten Elbinseln bemerkenswert. Deutlich beschreibt es die Kultursenatorin Karin von Welck in der Hamburger Morgenpost vom 17.06.2008: »Der Hamburger Süden [wird] zu einem neuen Attraktionspunkt auf der kulturellen Landkarte Norddeutschlands.« Auffällig ist der so konstruierte Zusammenhang zwischen Kunst, kulturellen Events und einem neuen Image Wilhelmsburgs. Als Entdecker erschließt die Figur des »Künstlers« neue Räume; Kulturveranstaltungen sollen auch all jene auf die Insel locken, die sich zuvor nicht trauten. Bei der erstaunlich schnellen (medialen) Wandlung vom Problembezirk zum In-Viertel spielen KünstlerInnen und KulturmacherInnen eine sichtbare Rolle. Dabei verschiebt sich der mediale Fokus in Selektionsprozessen, an deren Oberfläche Künstler und Kulturschaffende (gewollt oder ungewollt) beteiligt sind. Ein Imagewandel findet statt – unter Ausblendung immer noch existierender sozialer Probleme. Schließlich hat sich die Bevölkerungsstruktur in besagtem Zeitraum von weniger als fünf Jahren nicht wesent-

11 Grundlage ist die Analyse sämtlicher Artikel zu Hamburg-Wilhelmsburg in: Der Spiegel (1980 bis Anfang 2008) und Hamburger Morgenpost (1996 bis Anfang 2008).

12 Zitiert aus Artikeln, die 2007/2008 in Hamburger Morgenpost, Hamburger Abendblatt und Metropole Hamburg abgedruckt wurden.

13 Vgl. zum Beispiel: Prinz Hamburg (2008), Szene Hamburg (2007, 2008).

lich geändert. Das herbeigeschriebene Image eilt einem realen Wandel[14] voraus, erzeugt aber auch die ersten Effekte in Form medialer Reaktion: Denn neben der Mythologisierungsstrategie »Boomtown« unter Verwendung des symbolischen Werts der Kunst (im Sinne der Bewerbung eines neuen kreativen Hotspots bei Verschleierung der zugrunde liegenden stadtpolitischen Interessenlage) findet an den Rändern des Diskurses um Wilhelmsburg[15] eine Thematisierung der Gentrifizierungsproblematik statt. Scheint es hier neben dem Mythos »Boomtown« eine kritische Betrachtung der Entwicklungen zur Revitalisierung von Problembezirken mittels symbolischer Aufwertung zu geben? Der Begriff »Gentrifizierung« erlebt eine gewisse Popularität und reicht über den Rezeptionskontext linker Zeitungen und kritischer Stadtsoziologie hinaus. Auch im Falle von Wilhelmsburg wird Gentrifizierung medial thematisiert. Welche Rolle kommt dabei KünstlerInnen und kulturellen Projekten zu?

Mythos »Gentrifizierung«?

Betrachtet man die Darstellung der Gentrifizierungsthematik in den Mainstreammedien[16], zeichnet sich das skurrile Bild eines »Zwischenmythos« ab, in dem sich Elemente aus den beiden vorher beschriebenen Mythen »Getto« und »Boomtown« mischen. Die ernst zu nehmende soziale Problematik, die mit steigenden Mieten im Zuge einer höheren Attraktivität von Wohngebieten einhergeht, wird verkürzt und polarisierend dargestellt. Interessant dabei ist, dass sich die Kulisse des Mythos »Gentrifizierung« aus den gleichen Schauplätzen wie im Mythos »Boomtown« zusammensetzt, während die Mechanismen zur Darstellung der Konflikte in Bezug auf die Bevölkerung mit den im Mythos »Getto« angewandten Strategien übereinstimmen. Ein paar Beispiele:
Zwei Gegensatzpaare die Personen betreffend werden gegenübergestellt: die Stadt-

14 Parallel zum Wandel im medialen Image Wilhelmsburgs werden stadtpolitische Strategien zur Aufwertung des Stadtteils Wilhelmsburg (im Rahmen des Leitkonzepts »Hamburg – wachsende Stadt«) realisiert. Die Effekte der realpolitischen Maßnahmen (in Form von Investitionen im Stadtteil, unter anderem im Zuge der IBA Hamburg) unterliegen einer anderen Zeitstruktur und sind mit anderen Instrumentarien als den von mir verwendeten zu untersuchen. Der realpolitische und auch realökonomische Aspekt ist in der hier vorgenommenen Untersuchung des Mythischen als Voraussetzung implizit (vgl. Mythosbegriff und Kapitalbegriff).

15 Hier ist der mediale Diskurs des Mainstreams (mit Der Spiegel, Hamburger Morgenpost, Hamburger Abendblatt als untersuchte Presseorgane) gemeint. Die weitaus differenziertere Berichterstattung in Stadtteilzeitungen wird hier nicht berücksichtigt, da es mir bei der Medienanalyse in erster Linie um den Aspekt der Vermittlung eines Images nach »außen« geht.

16 Exemplarisch wird hier ein Spiegel-Artikel von 2007 als Analysegrundlage verwendet. Jochen Brenner, Boomtown Wilhelmsburg, in: Spiegel extra – Metropolen, 20.08.07, S.14. (http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/23/70/dokument.html?titel=Boomtown+Wilhelmsburg&id=52650732&top=SPIEGEL&suchbegriff=boomtown+wilhelmsburg&quellen=&vl=0&qcrubrik=artikel).

Hamburger oder auch »Pfeffersäcke« gegen die »Wilhelmsburger Bauerntrampel« sowie die, »die neu sind in Wilhelmsburg« gegen die »Alteingesessenen«. Die im Mythos »Getto« porträtierten »Problemfälle« kommen nur noch als Statistik vor. Im Zentrum stehen die »weißen Tiger im Wilhelmsburger Zoo«, »Studenten mit Umhängetaschen, Hornbrillen, Leitzordnern«, von denen einige »sogar homosexuell« sind, »Stadtplaner«, eine »Task Force für verlorene Stadtteile«, »Künstler«, »reiche Freunde auf der anderen Elbseite«, »Manager der IBA«, »Investoren, die mit den Hufen scharren«, »der ideale Ausländer« und »Truppen, die aus dem trojanischen Pferd der IBA klettern«. Der beschriebene soziale Konflikt verlagert sich. Während in Artikeln vor 2003 noch der Fortzug des Mittelstands beklagt wurde, geht es jetzt um Leute, die als »Vorhut des Phänomens, das Stadtforscher Gentrifizierung nennen«, »über Jahrzehnte gewachsene Milieus« durcheinanderbringen. Durch Studenten, die zu »Akademikern mit gut dotierten Jobs« werden, durch Künstler, die »die inspirierende Vielfalt« entdecken, und Investoren, »die mit den Hufen scharren«, steigen die Mieten und »Alteingesessene geben ihre Wohnungen auf«. Während also Neu-Wilhelmsburger als Pioniere der Gentrifizierung, Künstler, Stadtplaner und IBA-Mitarbeiter benannt und charakterisiert werden, bleiben die erklärten Opfer der Gentrifizierung als »Alteingesessene« gesichts- und geschichtslos.

Auch einige den Mythos »Getto« bestimmende Ortsbilder werden verwendet. Interessant dabei ist, dass diese nicht mehr zur Beschreibung des Status quo dienen, sondern mit Vergangenheitsbezug oder als Zitat verwendet werden. Wilhelmsburg ist »als Slum verschrien«, »Hamburgs nach Fläche größter Stadtteil mit dem schlechtesten Ruf«, »Hinterhof einer Stadt, die schon alles hat« und »in der Bildzeitung nennen sie die Gegend Bronx«. In der Verwendung dieser Bezeichnungen und besonders in ihrer Relativierung wird implizit ein Wandel des Stadtteils behauptet. Dieser Wandel wird auch als das Interesse von Senat und Stadtplanern explizit benannt. Wilhelmsburg soll »raus aus der Schmuddelecke« als »Landeort des Sprungs über die Elbe«. Neben diesen Bezeichnungen, die ganz deutlich die interessengeleitete Dimension des Wandels darstellen, wird die Wahrnehmungsverschiebung auch in der sich grundsätzlich kritisch gebenden Position durch die Verwendung von Ortsbildern deutlich. Häufig wird von der »Elbinsel« als Synonym für Wilhelmsburg gesprochen, die Rede ist von »sanierten Altbauten«, der »Neuen Mitte Wilhelmsburg«, vom »Dorf« und vom »geheimen Kleinod der Wilhelmsburger«. Während im Mythos »Getto« in erster Linie die Wohnsiedlungen in Kirchdorf-Süd und am Bahnhofsviertel als Schauplatz dienten, spielt sich hier das Geschehen fast ausschließlich im nördlichen Reiherstiegviertel, einem Wohnquartier mit Gründerzeitbauten ab. Auch das Thema »Gentrifizierung« wird in der medialen Darstellung zum Mythos. Verdrängungsprozesse werden naturalisiert dargestellt, die

Akteure (Künstler und Studenten als Pioniere, Stadtplaner und Investoren als Rädchendreher mit Blick auf die noch zu erwartenden »Gentrifier«) stereotyp gezeichnet. Besonders auffällig dabei ist, dass weder den KünstlerInnen in ihrer Rolle als Pioniere noch den unbenannt bleibenden Opfern der Gentrifizierung eine Handlungsoption zugesprochen wird.

Die Insel

Gemeinsam ist den drei Mythen »Getto«, »Boomtown« und »Gentrifizierung« die Tendenz zur Verinselung Wilhelmsburgs. Die Insel ist ein besonderer Ort, eine eigene Einheit mit klarer Grenze zum Festland: mit einem Graben dazwischen. Im Rahmen medialer Imagekonstruktionen ist das Bild der Insel äußerst beliebt und taucht nicht nur im Fall von Wilhelmsburg auf. So beschreibt beispielsweise Barbara Lang in ihrer Studie zu Gentrifizierungsprozessen in Berlin, wie Kreuzberg bildhaft als doppelte Insel bezeichnet wurde. (Berlin als politische Insel in Deutschland, das interkulturelle Kreuzberg als exotische Insel in Berlin.)[17] Während Kreuzberg rein symbolisch als Insel beschrieben wurde, so drängt sich in Bezug auf die Elbinsel Wilhelmsburg die Metaphorik des exotischen Eilands geradezu auf. Dementsprechend findet man in fast allen Artikeln Anspielungen auf die Insellage Wilhelmsburgs, allerdings mit jeweils sehr unterschiedlich zu übertragender Bedeutung. Im Mythos »Getto« wird das Inselbild verwendet, um die Vernachlässigung des Viertels zu unterstreichen. Von einer »Insel der Minderbemittelten« ist die Rede. Sozialfälle, Migranten und Giftmüll werden auf die Insel abgeschoben – »wer kann, zieht weg«. Die Insel als der andere Ort wird dabei mit Krankheit, Verfall und Derivation assoziiert. Als Schattenseite von Hamburg steht die Insel exemplarisch für die Negativseite der modernen Stadtgesellschaft.
Auch hinsichtlich des Gentrifizierungsdiskurses dient die besondere Lage Wilhelmsburgs als Material für Bedeutungsübertragungen. Hier ist die Elbinsel der andere Ort in Bezug auf Rest-Hamburg, als »Landeort des Sprungs über die Elbe« wird der Insel jetzt aber eine andere stadtpolitische Bedeutung zugeschrieben. Ein Szenario der Landnahme wird konstruiert. Die verstörten »Einheimischen« werden dabei mit einer Invasion von Studenten, Künstlern und einer »Task Force« von Stadtplanern konfrontiert. Die Insel wird zum umkämpften Gebiet, wobei die scheinbar klare Zielrichtung der personalisierten Invasoren durch eine passive Reaktion der anonymen »Urbewohner« beantwortet wird. »Ab auf die Insel« heißt es gleich in mehreren Artikeln von 2008. Das Inselmotiv wird verwendet, um den anderen Ort als Ort des Neuen, als Ort der

17 Barbara Lang, Mythos Kreuzberg, in: Leviathan 1994, S.499–519.

Zukunft zu charakterisieren. Dabei wird kaum Bezug auf das Vorhandene genommen. Alles, was bereits ist, dient lediglich als Material für das Neue. Die landschaftlichen, baulichen oder demografischen Gegebenheiten werden zum Potenzial oder zur Herausforderung. Die Insel ist eine utopische. Als Projektionsfläche für die zukünftige Stadtgesellschaft ist die Insel ein leerer Ort, der mit den Ideen der Planer gefüllt werden kann. Dargestellt als Gefängnisinsel, Eroberungsterrain und Inselutopie wird Wilhelmsburg zum Ort des exemplarisch anderen.
Der Mythos gibt Antworten – fraglos, interessenlos und geschichtslos wird der Ist-Zustand präsentiert. Eine Realität ist dargestellt und als solche selbstverständlich. Abhängig von der Perspektive ist Kunst im Problembezirk entweder gewolltes Instrument der Imageaufbesserung vernachlässigter Stadtteile im Zuge der Entwicklung hin zum Szeneviertel oder durch neoliberale Stadtpolitik instrumentalisiertes Mittel in Gentrifizierungsprozessen. Das medial vermittelte Ereignis KulturlNatur wird als IBA-finanziertes künstlerisches Projekt im Problembezirk Hamburg–Wilhelmsburg sowohl im Mythos »Boomtown« als auch im Mythos »Gentrifizierung« verhandelt. Auf der anderen Seite bietet dieser Rahmen und Spielraum die Möglichkeit, bestimmte Fragen zu stellen.

Handeln im Öffentlichen – die Situation

Fragwürdig werden die beschriebenen Positionen gerade im konkreten Handeln. Ein Projekt, in dessen Rahmen künstlerisches Handeln im Öffentlichen tatsächlich stattfindet, ist nicht nur im Kontext einer breiten Öffentlichkeit nach außen zu positionieren. Neben Mythen werden Situationen produziert. Zwei Aspekte des Begriffs »Situation« sind dabei bedeutend.
Die Situation bezeichnet zunächst eine Lage, aus der heraus Handeln entsteht. Also die Gebundenheit an konkrete Bedingungen, die Zusammenhänge und Abhängigkeiten, in denen das Projekt Kultur|Natur stattgefunden hat. Darunter zählen beispielsweise der geografisch-soziale Ort Wilhelmsburg, die Verortung in Bezug auf die stadtpolitische Interessenlage, die Finanzierung durch die IBA Hamburg, die beteiligten Personen und dergleichen. Auf der anderen Seite geht es mir hier ganz besonders um den dynamischen Aspekt einer Situation. Eine Situation ist nie absolut, sie bezeichnet vielmehr einen temporären Knoten im konkreten Zusammenhang von räumlichen, zeitlichen, existenziellen und sozialen Momenten. Situationen ändern sich – können sich ändern und können verändert werden. Wenn man diese beiden Vorstellungen, des »Situiertseins« auf der einen Seite und der »situativen Dynamik« auf der anderen Seite, zusammenführt, eröffnet sich eine weitere Perspektive auf Kunst als Handeln in Öffentlichkeiten. Kultur|Natur ist als künstlerisch-theoretisches Projekt in einer Situa-

tion. Es ist nicht natürlich-lokalisiert, sondern künstlich-situiert (bzw. als ungewöhnliche Situation installiert). Im gegebenen Rahmen einer anders verfügbaren Zeit wird der »natürliche« Rhythmus durchbrochen, Dissonanzen werden wahrnehmbar und Positionen zweifelhaft. Der Vorteil an ungewöhnlichen Situationen ist, dass sie »das Gewöhnliche« erst bewusst oder fragwürdig machen. Im Rahmen von Kultur | Natur entstanden ungewöhnliche Situationen durch Widerstände und Begegnungen. Eine kuratorische Idee wird zum Ausgangspunkt für unerwartete Prozesse und situative Dynamiken: Statt Antworten zu geben, entstehen viele Fragen.

Widerstände und Begegnungen

Das Wagnis der Öffentlichkeit bedingt, dass Ideen Teil von Prozessen werden und sich verändern. Die Offenheit in der Ausführung zeigt sich auf allen Ebenen des Projekts – in der künstlerischen und in der organisatorischen Arbeit. Zur Veranschaulichung möchte ich hier zwei Beispiele zu den künstlerischen Positionen als inhaltlichem Element einerseits und dem »Ladenbüro« als Ort der Organisation andererseits ansprechen. Konkret lassen sich Konzept und Resultat in Bezug auf die Arbeiten der internationalen Gastkünstler vergleichen und auf den Prozess dazwischen beziehen. Am Beispiel der Arbeit »Küchentischdiplomatie«[18] von Susan Leibovitz Steinman zeigt sich die Bedeutung der Erfahrung vor Ort, bedingt durch Begegnungen und Widerstände gegenüber dem Ergebnis, das in Relation zum Konzept schrumpft, wobei gleichzeitig die Bedeutung der Entstehung wächst. Die Installation wird zur Situation, weil sie nicht als Ausführung einer fertigen Idee zu einem Ergebnis führt, sondern in Modifikation der Idee durch Erfahrung entsteht: Von der geplanten Installation aus vierzig Küchentischen bleibt am Ende einer übrig. Dazwischen finden Gespräche statt, Konzepte ändern sich täglich. Dass am Ende Menschen am Tisch sitzen und die Kunst lebt, realisiert die Botschaft »to offer collective space«, indem das Wagnis des Prozesses eingegangen wird. Ein »Lernen« in der Kunstpraxis bedeutet dabei nicht vorrangig, dass die Künstlerin als Prophetenfigur der »Bewohnerschaft vor Ort« als BetrachterIn oder TeilnehmerIn neue Perspektiven eröffnet, sondern ebenso ein Erfahren im Verfahren aufseiten der Künstlerin.
Dabei geht es nicht um ein »Funktionieren« der von außerhalb kommenden Künstler als Importprodukte mit Mehrwert an künstlerischem Wissen und Medienwirksamkeit. Gerade die Schwierigkeiten in der Arbeit vor Ort, das Nichtglattlaufen, die Abhängig-

18 Als Teil des Projekts »Gärten für alle« fand eine Performance von GärtnerInnen aus Wilhelmsburger Kleingärten und dem Interkulturellen Garten zur Eröffnung des Elbinselsommers statt (http://www.natur-kultur.net/de_s5_kuenst_0.htm).

keiten und Sprachschwierigkeiten erfordern eine Verschiebung im Handeln weg vom Gewohnten. Am Ende steht nicht ein spektakuläres Ergebnis, sondern es entsteht eine neue Situation.
Ein weiterer Aspekt des Vor-Ort-Seins eröffnete sich aus der Praxis als Resultat von Idee und Umständen. So wurde der als Büro vorgesehene »Laden«, mehr noch als der eigentliche Ausstellungsraum, zum Ort des Austauschs. Die unkonventionelle Form – ein Laden, der keiner ist, und eine offene Tür – forderte Neugierige aller Art heraus. Indem die Organisationsarbeit nicht im Back-Office, sondern im Ladenbüro stattfand, wurde der nichtöffentliche Teil der Arbeit am Projekt sichtbar. Der nicht als Kunstort kodierte Laden wird zum Ort für das Gespräch mit Nachbarn, Laufkundschaft und Interessierten. Durch die Sichtbarkeit wurde außerdem Angriffsfläche für Kritik geboten. So wurde das Schaufenster des Ladens als Präsentationsfläche für einen Kommentar künstlerischer Guerilla, der sowohl das von Kultur|Natur benutzte Mittel der »Mitmachkunst« als auch das Projekt im Kontext der örtlichen Gentrifizierungsproblematik kritisierte, benutzt.[19] Der Laden, in und an dem die Produktionsbedingungen des Projekts sichtbar werden, trägt zur Demystifizierung der künstlerischen Arbeit und des politischen Rahmens bei.

Situation als Perspektive

In welchem Verhältnis stehen nun die beiden Perspektiven zur Öffentlichkeit? Der Mythos als Antwort auf nicht gestellte Fragen bedingt eine passive Annahme naturalisierter Zuschreibungen. Die Situation als Verschiebung im Gewohnten macht Selbstverständlichkeiten fragwürdig, provoziert Kritik und ermöglicht ein konkretes Eingreifen. Als unspektakuläre und bewegte Seite der Öffentlichkeit ist die Situation nicht für ein Außen berechen- und darstellbar. Die »Wirkung« der Situation findet zunächst vor Ort statt, was daraus wird, ist nicht vorher bestimmt. Aus dieser Perspektive ist der Elbinselsommer kein nachhaltiges Werkzeug zur kreativen Quartiersentwicklung. Instrument ist ein solches Projekt dort, wo es zum Materiallieferanten medialer Mythen (inklusive der Öffentlichkeitsrepräsentation der IBA Hamburg) wird. Problematisch wird die Behauptung der Nachhaltigkeit, wenn wie hier ein temporäres Projekt im Rahmen eines Formats mit ungewisser Zukunft beschrieben wird. Die Rede von einer »kreativen Quartiersentwicklung«[20] verschleiert, dass es sich bei den Projekten der

19 Siehe dazu den Beitrag von Nadine Hanemann und Gesa Woltjen in diesem Band.

20 Beschreibung des Querschnittsprojekts »Kreative Quartier Elbinsel« der IBA Hamburg (http://www.iba-hamburg.de/de/01_entwuerfe/6_projekte/projekte_querschnitt_kunstkultur.php).

Internationalen Bauausstellung um Stadtplanung handelt. In diesem Sinne können kulturelle Projekte als Vermittlungswerkzeuge funktionalisiert werden. Eine zur Schau gestellte Offenheit lässt die geschlossenen Entscheidungsprozesse im Hintergrund unbenannt. Auf der anderen Seite hat die Arbeit von Kultur|Natur gezeigt, dass gerade im Spannungsfeld konkrete Öffentlichkeit entstehen kann. Im Erzeugen von Situationen mögen sich Ansätze für künftige Strukturen zeigen. Genauso gut kann aber auch Ablehnung von und Kritik an geleiteten Entwicklungsprozessen sichtbar werden. Dabei demystifiziert das Sichtbarwerden realer Widerstände den Mythos vom kreativen Viertel ebenso wie das Ideal der kalkulierten (wohl- oder übelmeinenden) Steuerbarkeit menschenbetreffender Prozesse.[21]

Wenn Kunst als Handeln in der Situation öffentlich wird, zeigen sich Abhängigkeiten. Die Entscheidung für ein Handeln bedingt die Verortung in einem komplexen Kontext, die über eine Instrumentalisierung als symbolisches Kapital oder über die Positionierung als kapitale Kritik hinausweist. Kunst kann keine Kompensation für fehlende Transparenz an anderer Stelle sein, aber eben bestimmte Strukturen, Abhängigkeiten und Interessen sichtbar machen und die Möglichkeit von Alternativen durch Demystifizieren des scheinbar Selbstverständlichen zeigen.

21 Unter welchen Umständen Unterschiede in der Artikulationsfähigkeit in Situationen aufgebrochen werden, ist eine zentrale Frage, die von mir hier nicht näher behandelt wird, da es mir an dieser Stelle um die Darstellung der Öffentlichkeitsmodi geht.

Andrea Pfeiffer

Gentrifizierung, Kunst und Kritik

Um den Hamburger Stadtteil Wilhelmsburg gibt es zurzeit eine Art diskursives Grundrauschen. Wird Wilhelmsburg in weiten Teilen der Presseberichterstattung sowie in den Selbstdarstellungen der Hamburger Stadtentwicklungspolitik als kreativ und modern, als ein Quartier in Bewegung beschrieben, mehren sich auf der anderen Seite die Stimmen aus Wilhelmsburg und Hamburg, die vor den negativen Folgen der Aufwertung, insbesondere der Verdrängung statusniedriger Bevölkerung, warnen. Gerade Formen der künstlerischen Intervention in Wilhelmsburg, die oftmals – aber nicht immer – von der im Stadtteil lokalisierten Internationalen Bauausstellung IBA Hamburg GmbH finanziert werden, stehen unter kritischer Beobachtung. Häufig wird verlangt, Künstler und Kulturschaffende sollten zukünftig die »Finger von diesem Stadtteil weglassen«, um einer befürchteten Gentrifizierung keinen Vorschub zu leisten. Ort dieser Kritik ist unter anderem *The Thing*, eine Hamburger Internet-Plattform für Kunst und Kritik, deren Grundidee ein von Künstlern initiiertes und betriebenes Sprechen und Schreiben über Kunst und Kultur ist. Auch aus dem Stadtteil wird Kritik an kulturellen Aktivitäten in Wilhelmsburg laut, die bereits zur Gründung verschiedener Initiativen gegen Gentrifizierung geführt hat und sich beispielsweise in öffentlicher Plakatierung bemerkbar macht. Während die IBA diese Kritik als organisches Moment des IBA-Prozesses zu deuten und damit zu inkorporieren gewillt ist, wenden sich viele Künstler, Theoretiker und lokale Aktivisten von der Bauausstellung ab und verweigern die Kooperation mit deren Projekten. Als Mitarbeiterin des Elbinsel Sommers 2008 Kultur|Natur spreche ich mit diesem Artikel von einer Position, die sich nicht außerhalb befindet, sondern mittendrin in den diskursiven Kämpfen um die Bedeutung künstlerischer Aktivität in Wilhelmsburg. Anlass zu diesem Text ist eben diese Nahperspektive und der Versuch, sich innerhalb der Auseinandersetzungen zu positionieren.

1) »IBA bringt's: Mieterhöhungen, Aufwertung, Verdrängung einkommensschwacher Bevölkerungsschichten, höhere Lebenshaltungskosten, Schickimickisierung, Kultur-Festivalisierung etc. Was bringt sie Ihnen?«[1] Plakate mit dieser Aufschrift wurden im Sommer 2008 in Hamburg-Wilhelmsburg plakatiert und auch über *The Thing* fotografisch verbreitet. Die schlagwortartige Kritik wird deutlich: Wenigverdiener und Familien mit Migra-

1 Plakatierung in Hamburg-Wilhelmsburg, ohne Absender.

tionshintergrund werden durch Mietsteigerung und die Umwandlung von Sozial- in Eigentumswohnungen vertrieben, während die IBA nur die Werbetrommel für Wilhelmsburg rührt, um Investoren anzulocken sowie einer Festivalisierung des Viertels Vorschub leistet. Die Sprechposition der Verfasser bleibt leer; es ist kein Absender angegeben.
»IBA ist gut! Für Miethaie, Spekulanten, Imageberater, Investoren, Speichellecker, Wohlhabende, Architekten, Pfeffersäcke, Stadtplaner, PR-Agenturen etc. Für Sie auch?« (ebd.) Hergestellt wird jedoch, wie besonders bei dieser zweiten Plakatierung zu sehen ist, eine binäre Opposition zwischen den aufgeführten Gruppierungen und einem imaginären »Wir« – an welches in den nachgestellten Fragen appelliert wird. Wen genau dieses »Wir« umschließt, bleibt dem Rezipienten überlassen. Insofern der Autor unerkennbar bleibt, kann die Frage der Legitimität seiner Sprechposition nicht an ihn gerichtet werden. Gerade diese aber spielt in den Debatten um Wilhelmsburg auf der Internet-Plattform *The Thing* eine zentrale Rolle. Die Legitimität und Angemessenheit einer Sprechposition wird hier immer wieder hinterfragt und teilweise auch angegriffen. Ein Beispiel ist folgende kritische Wortmeldung, die im Kontext einer Auseinandersetzung um eine Galerie-Eröffnung in Wilhelmsburg entstanden ist: »Die Forderungen der Galeristen, alles soll doch so bleiben, wie es ist, ist ein elitärer, privilegierter, arroganter Blick, der naiv und voller Widersprüche ist!«[2] Der Autor des Artikels kritisiert die Galeristen für ihren »privilegierten Blick«, einen Blick also, der nicht zu urteilen vermag, weil er in einem gesellschaftlichen Gefüge Privilegien genießt. Der gesetzte Gegenpart zu diesem Blick wäre eine widerspruchsfreie Perspektive, die von einem allgemeinen, egalitären Standpunkt aus zu sprechen imstande ist. Weil ihr Inhaber keine Privilegien genießt?, wäre zu fragen. Oder weil er es, im Gegenteil zu dem Kritisierten, vermag, sich in die Perspektive der Unterprivilegierten hineinzuversetzen?
Sowohl bei den Debatten auf *The Thing* als auch bei einschlägigen Diskussionsveranstaltungen fällt insbesondere die Vakanz einer Sprechposition ins Auge: Die »einkommensschwachen Bevölkerungsschichten«, das Gegenstück der »Wohlhabenden«, spricht gar nicht, so, als wäre diese Position, der die Vertreibung aus dem Viertel droht, bereits vorab aus den diskursiven Kämpfen um dessen Zukunft verschwunden. Ganz im Sinne von Gayatri Chakravorty Spivaks bekannter Feststellung »The subaltern cannot speak«[3] kommt dem potenziellen Subjekt der Vertreibung keine Stimme zu, die gehört werden könnte; weder in den scheinbar partizipativen Maßnahmen der IBA noch in den intellektuellen Debatten auf *The Thing*. Kritik an der potenziellen Vertreibung von Bevöl-

2 Christian B., Kreativ und modern in Wilhelmsburg?, *The Thing*, 19.08.2008 (http://www.thing-hamburg.de/index.php?id=303&no_cache=1&tx_ttnews%5Btt_news%5D=257).

3 Gayatri Charkravorty Spivak, Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson / Lawrence Grossberg (Hg.), Marxism and the Interpretation of Culture, Chicago 1988.

kerungskreisen üben Bevölkerungskreise, die nicht selbst von der Vertreibung bedroht sind, weil sie, selbst wenn es ihnen an finanziellem Kapital mangeln sollte, mit genügend kulturellem Kapital ausgerüstet sind, um sich nicht in die Peripherie abdrängen zu lassen. Sie sprechen demnach für eine Bevölkerungsgruppe, die als Opfer der städtischen Vertreibungspolitik identifiziert wird, an die mit der Frage »Was bringt sie Ihnen?« appelliert wird, die jedoch offensichtlich nicht antwortet.
Der Sprechposition der Gentrifizierungskritik wächst durch diese Identifizierung trotzdem Legitimität zu. Sie identifiziert sich in gewissem Sinne strategisch mit einer Opfergruppe, um ihrer politischen Agenda mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Wenngleich dieses Vorgehen politisch durchaus sinnvoll sein mag, reproduziert es dennoch die subalterne Position der »statusniedrigen« Bevölkerung und wiederholt die Stigmatisierung, weil es beansprucht, für diese Gruppe sprechen zu können. Künstler (und Studierende), die sich in einem Viertel im Anfangsstadium eines Gentrifizierungsprozesses befinden, stecken in einer paradoxen Situation: »Künstler, die nur einen Ort für sich selbst suchen, haben natürlich Schwierigkeiten mit der Vorstellung, dass ihr eigener Lebensstil sie und andere Menschen aus dem Stadtteil mittelbar aus dem Stadtteil vertreibt«, schreibt Dan Knauss in seinem Artikel *Gentrification: Artists and Yuppies Working Together*.[4] Denn indem sie in einem bestimmten Kontext tätig werden, wirken sie potenziell an einer Entwicklung mit, die sie (zumeist) ablehnen. Es handelt sich demnach um eine ambivalente und angreifbare (Sprech-)Position, die zwischen Opfer- und Tätersein oszilliert und aus der (zu Recht) gefragt wird: »Wie positioniere ich mich in einer Entwicklung, deren Teil ich unentrinnbar bin?« [Galerist in Wilhelmsburg][5] Es ist möglicherweise genau diese Ambiguität, diese strukturelle Unentscheidbarkeit ihrer Position, die im Anti-Gentrifizierungsdiskurs in Wilhelmsburg dazu führt, dass sich vergleichsweise starre Identitäten und Dichotomien (»wir« gegen »die IBA«, die Insulaner gegen die Hamburger) konsolidieren. Kritisch zu fragen wäre daher, ob es sich bei den diskursiven Kämpfen, die unter anderem auf *The Thing* ausgetragen werden, teilweise um Scheingefechte handelt, deren erste Funktion identitäre Selbstvergewisserung ist und die daher produktive politische Forderungen aus den Augen verlieren.

2) Wieso steht diese diskursanalytisch motivierte Reflexion über verschiedene Sprechpositionen am Anfang eines Beitrages zum Thema Gentrifizierung? Weil es auch in

4 Dan Knauss, Gentrification: Artists and Yuppies Working Together, in: Riverwest Currents, Volume 1, Issue 6, 2002 (http://www.riverwestcurrents.org/2002/July/000036.html).

5 Oliver Bulas, Kreativ und modern in Wilhelmsburg? Eine Antwort, The Thing, 03.09.2008.

einem Diskurs der Kritik unerlässlich ist, unterschiedliche Sprechpositionen in Hinsicht auf ihre sozialen oder institutionellen Bezüge sowie auf die von ihnen produzierten Ausschlüsse hin kritisch zu befragen. So zeigt etwa der (Anti-)Gentrifizierungsdiskurs in Wilhelmsburg beispielhaft, dass den als Opfer identifizierten Bevölkerungsgruppen, die überdurchschnittlich betroffen sind, wenig diskursiver Raum zukommt. Es sind jene Menschen, die als Folge eines sozialen Umstrukturierungsprozesses allmählich verdrängt werden könnten.

»Gentrifizierung ist ein Prozess des Klassenwandels: der Raum der Arbeiterklasse wird ummodelliert, um den Anforderungen der Mittel- und Oberschicht zu genügen.«[6] Im klassischen Phasenmodell verdrängen zuerst die *Pioniere* (KünstlerInnen, Subkultur) einen Teil der alteingesessenen Bevölkerung (Arbeiter), bevor sie selbst und die restliche alteingesessene Bevölkerung von den *Gentrifizierern* (Mittelschicht) verdrängt werden.[7] Um dem wachsenden Bedürfnis des Mittelstandes nach bezahlbarem Wohnraum Genüge zu tun, wird demnach Bevölkerung mit geringem finanziellem Kapital aus dem Stadtteil gedrängt, lokale Netzwerke und gewachsene Strukturen werden zerstört. Dies funktioniert nicht allein über den Parameter der steigenden Wohnungsmieten: Auch eine lokale Atmosphäre kann sich durch gezielte Investitionen, durch Zuzug von Studierenden, durch die Eröffnung von Cafés, Bars etc. so stark verändern, dass sich die Stammbevölkerung nicht mehr wohlfühlt und den Stadtteil verlässt. Um den Prozess der Gentrifizierung voranzutreiben, schreibt Knut Henkel, sei »die investive, diskursive und rechtliche Sicherung der Quartiersentwicklung notwendig, zu deren Erfolg es der Kooperation privater und öffentlicher Akteure bedarf.«[8]

Insofern die Aufwertung eines Stadtteils, die Durchführung von Sanierungs- und Restaurierungstätigkeiten etwa, sehr häufig mit einer allmählichen Verdrängung statusniedriger Bevölkerung einhergeht, ist es nicht immer einfach, zwischen Aufwertung und Gentrifizierung zu unterscheiden. Dennoch ist es sinnvoll, hier eine Differenzierung einzuführen und beizubehalten. Während jede bauliche, soziale oder kulturelle Intervention in einem Stadtteil eine Aufwertung sein kann, spricht man von Gentrifizierung nur dann, wenn sich diese Interventionen mit der klassenspezifischen Verdrängung von Bevölkerung paaren. Diese Unterscheidung ist zunächst zentral, um dem Begriff der Gentrifizierung nicht seine kritische politische Wirkkraft zu nehmen, denn gerade der Aspekt des Klassenwandels bildet den entscheidenden Kern dieses Kon-

6 Kathe Newman/Elvyn Wyly, Gentrification and Resistance in New York City, in: Shelterforce Online, Issue 142, 2005 (http://www.nhi.org/online/issues/142/gentrification.html).

7 Vgl. Loretta Lees/Tom Slater/Elvyn Wyly, Gentrification, New York 2008, S.31ff.

8 Knut Henkel, Gentrifizierung als Spiegel lokaler Politik, in: DISP 143, Zürich 2000, S.29.

zeptes.[9] Zudem läuft eine undifferenzierte Gleichsetzung beider Begriffe Gefahr, jede Veränderung, gegebenenfalls auch die Verbesserung von Lebensbedingungen in einem Stadtteil, zu verurteilen. Dies wäre insbesondere im Fall von Wilhelmsburg, einem Stadtteil mit sozialen und verkehrspolitischen Problemen, fatal, würde es doch die Arbeit von im Stadtteil gewachsenen Initiativen wie dem Verein *Zukunft Elbinsel Wilhelmsburg e. V.* verkennen, die seit Jahren für die Verbesserung der Lebensbedingungen kämpfen. Ausdrücklich setzen sich die Vereinsaktivisten dafür ein, dass ihr Stadtteil lebenswerter wird: »Der Verein will die kommende Dynamik, die Hamburgs Elbinseln aus dem Abseits in das Zentrum einer pulsierenden, dynamischen Metropole führen wird, innovativ und aktiv mit gestalten.«[10]

In den Diskussionen auf *The Thing*, die hier paradigmatisch für einen kritischen Diskurs über künstlerisches Engagement im Kontext von Stadtentwicklung stehen sollen, wird diese Differenzierung jedoch häufig zugunsten einer anderen Problematisierung vernachlässigt. In den Fokus gerückt und zugespitzt wird die Frage, inwiefern Künstler sich für Gentrifizierung instrumentalisieren lassen: »Kunstschaffende in dieser Stadt sollten sich klar entscheiden, ob sie Kitsch für eine weitere, noch gigantischere Vertreibungsaktion zuliefern wollen«, fordert etwa Brigitta Huhnke, und weiter »oder ob sie wirkliches Interesse an und Sorge um die vom Klimawandel besonders bedrohte Elbinsel haben«.[11] In dem Beitrag *Stadtteilumgestaltung statt Stadtteilaufwertung oder die Kunst ist das Erste* versucht Günther Westphal, ein Stadtteilaktivist (im Hamburger Münzviertel), zu präzisieren und Kriterien einzuführen, um produktive lokale künstlerische Aktivitäten in einem Stadtteil von jenen zu unterscheiden, die Gentrifizierung forcieren. Aus seiner Sicht zu kritisierende Projekte kommen »von oben«, sind also städtisch geplant und finanziert. Daraus folgert Westphal, dass es sich um (Kunst-) Projekte »im Auftrag« einer obrigkeitlichen Institution handelt. Die Künstler kommen »von außen« und für einen befristeten Zeitraum, sodass es sich zumeist um »kurzfristige Eventveranstaltungen« handelt.[12] In dem Versuch, Kriterien aufzustellen, was stadtteilumgestaltende und was stadtteilaufwertende Kunst ist, verschleiert Westphal

9 Vgl. Loretta Lees/Tom Slater/Elvyn Wyly, Gentrification, New York 2008, S.xxii.

10 Vgl. die Präambel des Vereins. Aus der Satzung des Vereins Zukunft Elbinsel Wilhelmsburg e. V., § 2, Absatz 1: »Zur Entwicklung der in vielfältiger Weise benachteiligten Elbinseln im Herzen Hamburgs engagiert sich der Verein in integrativer Weise in der Förderung und Umsetzung konkreter Maßnahmen auf den Gebieten von Bildung, Ausbildung, (…) Kunst und Kultur, Umwelt- und Landschaftsschutz sowie Völkerverständigung.« Siehe auch den Beitrag von Manuel Humburg in diesem Band.

11 Brigitta Huhnke, Wild-West in Wilhelmsburg. Kitsch oder gegenkulturelle Intervention?, The Thing, 09.10.2008 (http://www.thing-hamburg.de/index.php?id=864).

12 Vgl. Günther Westphal, Stadtteilumgestaltung statt Stadtteilaufwertung oder die Kunst ist das Erste, The Thing, 02.10.2008 (http://www.thing-hamburg.de/index.php?id=858#c1210).

jedoch andere grundlegende Differenzen. So ist es ein Unterschied, ob Künstler in einem Stadtteil bereits leben und arbeiten, ob sie ortsbezogene Kunst oder kurzfristige Events machen oder ob Kultur durch städtisches Engagement gezielt gefördert wird, um eine investitionsfreundliche Atmosphäre zu schaffen. Es ist nicht einerlei, ob ein Projekt im Auftrag der Stadt ausgeführt wird oder ob Künstler bzw. Kuratoren über einen festen Geldbetrag verfügen und bei der Realisierung ihrer Arbeit frei entscheiden können (wie im Fall von Kultur | Natur). Kunstprojekte, die mit dem Ort arbeiten, können nicht mit Festivals gleichgesetzt werden, die den Stadtteil nur als einen, letztlich beliebigen, Standort gebrauchen. Durch die Einführung seiner Kriterien homogenisiert Westphal – stellvertretend für viele Gentrifizierungskritiker – ein sehr diverses Feld.

Gentrifizierende Projekt kommen seiner Meinung nach »von oben«. Insofern Westphal sich hiermit auf eine städtische Plankultur bezieht, die im Sinne eines Top-down-Schemas Vorgaben macht, lokale Bedarfe übersieht, weil sie diese nicht wahrzunehmen imstande ist, und sich an einer übergeordneten Strategie der kompetitiven Stadtentwicklung innerhalb einer globalen Konkurrenzstruktur orientiert, ist ihm zuzustimmen. Schwieriger nachzuvollziehen ist jedoch seine Ablehnung gegenüber städtischer Finanzierung, demgegenüber er – so bleibt zu vermuten – private Geldquellen vorzieht. Kritisch zu sehen ist die zugrunde liegende Annahme, private Investoren ständen einer an rein ökonomischen Maximen ausgerichteten Stadtentwicklung ablehnender gegenüber als die öffentliche Hand.

Gegenüber Westphals Aussage, gentrifizierende Projekte würden »im Auftrag« einer Institution durchgeführt, steht die (oben formulierte) differenzierende Frage, welche Freiheitsgrade Künstler innerhalb dieses Auftrags besitzen. Ebenso unplausibel ist zudem die heimliche Wiedereinführung des Kriteriums der Verwurzelung in dem Motiv des »von außen« kommenden Künstlers. Dem liegt die Ansicht zugrunde, es bedürfe einer lang anhaltenden Verwurzelung in einem Stadtteil, um gute Projekte machen bzw. relevante Kritik formulieren zu können. Fraglich ist, wie lange ein Künstler im Stadtteil wohnen muss, um Kritik zu formulieren? Wer sind »die Wilhelmsburger«, die laut einem Mitglied von Südbalkon, einer Wilhelmsburger Gruppe, rufen: »Lasst eure Scheißkohle hier und haut endlich ab aus Wilhelmsburg!«[13]? Es ist hier eine Logik des Autochthonen am Werke, die gerade vor dem Hintergrund einer ethnisch stark gemischten Gesellschaft in Wilhelmsburg schwerlich aufrechterhalten werden kann. Betont man einerseits das Potenzial und den hohen Wert einer kulturell diversen Ein-

13 Brigitta Huhnke, Wild-West in Wilhelmsburg. Kitsch oder gegenkulturelle Intervention?, *The Thing*, 09.10.2008 (http://www.thing-hamburg.de/index.php?id=864).

wanderergesellschaft, in der Einflüsse unterschiedlichster Lebensweisen zum Tragen kommen, so kann man nicht andererseits für bestimmte Gesellschaftsgruppen die Verwurzelung zur Basis ihrer Legitimität erklären. Kann nicht gerade ein künstlerischer Blick, der aus einem anderen Kontext kommt und diese Erfahrung mit einbringt, zu produktiven Einsichten hinsichtlich einer lokalen Problemstellung führen?
Schließlich spricht Westphal von »kurzfristigen Eventveranstaltungen«, erläutert jedoch den Begriff des Events nicht. Versteht man unter einem Event, die »planmäßige Erzeugung eines einzigartigen Erlebnisses«, das sich insbesondere durch identitätsstiftende und gemeinschaftsbildende Momente auszeichnet[14], dann lauert die Gefahr in den Ausschlüssen aus dieser Kollektivierung (als Beispiel könnte das Musikfestival Dockville in Wilhelmsburg herangezogen werden, dessen hoher Eintrittspreis vielen Wilhelmsburgern von vornherein den Zutritt versperrte). Die kritisierte Kurzfristigkeit hingegen muss bezogen auf künstlerische Interventionen nicht immer negativ sein: Auch kurzfristige Interventionen können unter Umständen neue Perspektiven eröffnen oder Prozesse anstoßen, die längere Zeit nachwirken (dies trifft weniger oder gar nicht für soziale oder Bildungsprojekte zu).
Die Analyse der Kriterien einer geläufigen Gentrifizierungskritik und der These von der Instrumentalisierung von Kunst für Gentrifizierungszwecke (am Beispiel Westphals) macht deutlich, dass die klare Abgrenzung zwischen »Kitsch« und »wirklichem Interesse« (Huhnke) nicht pauschal, sondern nur im Einzelfall vollzogen werden kann. Möglicherweise ist die entscheidende Frage aber gar nicht, wie es gelingen kann, sich *nicht instrumentalisieren* zu lassen, sondern vielmehr, welche *Handlungsmöglichkeiten* es gegen Gentrifizierung gibt, also den Wechsel von einer defensiven in eine offensive Position zu vollziehen. Denn bei Gentrifizierung handelt es sich nicht um eine Entwicklung, die im Standortwettbewerb notwendigerweise jede Stadt ergreift, »Städte und Nachbarschaften wechseln nicht von selbst aus einem Zustand des Verfalls zu einer Renaissance.«[15] Vielmehr handelt es sich um einen komplexen Prozess, der in Gang gebracht und aufrechterhalten werden muss und bei dem globale und lokale Entwicklungen zusammenwirken. Die Eigendynamik der Gentrifizierung ist »stets gefährdet: ohne ständige Kooperation [zwischen privaten und öffentlichen Akteuren] ist eine Stabilisierung unmöglich.«[16] Gentrifizierung muss von einer Gemeinde, insbesondere ihrer politischen Leitung, gewollt bzw. toleriert werden. Zwar wird sie maßgeblich

14 Vgl. Winfried Gebhardt, Feste, Feiern und Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen, in: Wilfried Gebhardt/Ronald Hitzler/Michaela Pfadenhauer (Hg.), Events. Soziologie des Außergewöhnlichen, Opladen 2000, S.19ff.

15 Loretta Lees/Tom Slater/Elvyn Wyly, Gentrification, New York 2008, S.xxiii.

16 Knut Henkel, Gentrifizierung als Spiegel lokaler Politik, in: DISP 143, Zürich 2000, S.29.

von ökonomischen Faktoren bedingt und vorangetrieben[17], kann dabei jedoch durch politische Intervention beeinflusst und gesteuert werden. Wenn Gentrifizierung nicht als eine natürliche Entwicklung, sondern als ein Produkt politischen Handelns begriffen wird, dann ist es möglich, auch den Diskurs über Gentrifizierung wieder ins Offene zu holen und produktive politische Forderungen zu stellen.

3) Produktive Forderungen können erst dann formuliert werden, wenn die Frage, an welchem Ziel oder an welcher Maxime ein Handeln in einem konkreten Kontext ausgerichtet werden sollte, zufriedenstellend beantwortet werden kann. Im beschriebenen Fallbeispiel in Hamburg-Wilhelmsburg könnte die Antwort sehr einfach lauten: an einem besseren Leben für möglichst viele der Bewohner Wilhelmsburgs (das selbstverständlich eine Vertreibung aus dem Stadtteil ausschließt). Zweifelsohne handelt es sich bei diesem »besseren Leben« um einen polysemen, einen umkämpften Begriff, der mit sehr unterschiedlichen, auch widerstreitenden Bedeutungen belegt wird. Im vorliegenden Fall etwa streiten offensichtlich städtische Strategien gegenüber den Taktiken einer Kunst-/Theorieszene darum, auf welche Weise eine Verbesserung für den Stadtteil und die darin wohnenden Menschen zu erzielen ist. Die Weigerung, mit der IBA bzw. mit anderen städtischen Akteuren zu kooperieren (ein Boykott), bedeutet zwar keine Nichthandlung, sondern eine politische Handlung, die wie das Schweigen in einer Kommunikation anzeigen kann, dass die Regeln der Kommunikation oder der politischen Situation, die von außen gesetzt wurden, nicht akzeptiert werden. Im beschriebenen Fall bedeutet ein Boykott jedoch ebenfalls den Verzicht auf den Versuch, die städtischen Machtpotenziale und Gelder – die zurzeit über die IBA distribuiert werden – im Sinne eines kritischen Begriffs von sozialer Stadtentwicklung umzulenken. Vielleicht deshalb, weil der Prozess der Gentrifizierung als so stark eigendynamisch wahrgenommen wird, dass Handlungsspielräume als verschwindend klein empfunden werden. Der bereits zitierte Galerist fragt weiter: »Wie positioniere ich mich in einer Entwicklung, (…) die ich nicht aufhalten kann? Welche Handlungsmöglichkeiten gibt es?«[18] Seine Position beschreibt er als die eines »kleines Rädchen im Getriebe der Maschinerie« (ebd.). Knut Henkel bestätigt, dass viele wissenschaftliche Erklärungsansätze den Eindruck erweckten, Gentrifizierung »laufe bei Veränderungen in Demografie, Ökonomie oder Haushaltsstrukturen ohne weiteres Zutun ab oder lasse sich von bestimmten Akteuren (Investoren oder Gentrifier) einseitig steu-

17 Vgl. Loretta Lees/Tom Slater/Elvyn Wyly, Gentrification, New York 2008, Chapter 2 »Producing Gentrification«, S.39ff.

18 Oliver Bulas: Kreativ und modern in Wilhelmsburg? Eine Antwort, The Thing, 03.09.2008.

ern«.[19] Die Selbstverortung als »kleines Rädchen« jedoch offenbart eine diskursive Opferstruktur, die letztlich in eine Aktionslähmung hineinführt.

Welche Alternativen existieren neben den oben beschriebenen identitätskonstitutiven Debatten einerseits und der Opferstruktur des »kleinen Rädchens« andererseits für Künstler/Kuratoren/Aktivisten im Kontext von Stadtentwicklungsprozessen? Es gibt hier zwei mögliche Gegenstrategien (die selbstverständlich scheitern können): Während es erstens zentral ist, den Einsatz politischer Instrumentarien zu fordern, welche die Gentrifizierung mildern oder anhalten könnten, ist es ebenso essenziell, die diskursive Stabilisierung einer Situation (der Aufwertung, der beginnenden Vertreibung) zu hinterfragen und diese als gewordene zu identifizieren. Es existieren politische Instrumente, um die Folgen von Aufwertungsprozessen für sozial benachteiligte Bevölkerungskreise aufzufangen bzw. diesen vorzugreifen. So können etwa Regierungen stärkere soziale Kontrolle über die Entwicklungsfirmen und Investoren ausüben, um zu garantieren, dass diese die Quoten an niedrigpreisigem Wohnraum erfüllen und dieser Wohnraum Qualitätsstandards entspricht. Mietpreise der städtischen Wohnungsbaugesellschaften, insbesondere die Mieten für Sozialwohnungen, können langfristig festgeschrieben werden. Lokale Gemeinschaften können in den Prozess der Aufwertung miteinbezogen werden, wenn dies mehr bedeutet als bloße Alibipolitik.[20]

Der Einsatz dieser Instrumente kann durch Bürgerinitiativen, aber auch durch künstlerische Arbeiten im Sinne einer Kunst im öffentlichen Interesse eingefordert werden. Künstlerische Arbeiten im öffentlichen Raum, die gesellschaftliche Diskussions- und Gestaltungsprozesse in Gang setzen, können in politisch wirksamen Forderungen münden. Klar als falsch identifizierte Formen der Stadtentwicklung können mit künstlerischen Mitteln hinterfragt werden – dies schließt die Aktivitäten der IBA Hamburg selbstverständlich mit ein.

Auf einer zweiten Ebene jedoch ist es entscheidend, die Zwangsläufigkeit eines bestimmten Ablaufes – Aufwertung, Gentrifizierung – als diskursive Konstruktion zu enttarnen, die im Feld zwischen privaten und öffentlichen Akteuren, aber auch den Gentrifizierungskritikern entsteht, und die Entwicklung eines Stadtteils in den Raum diskursiver Kämpfe zurückzuholen. Wie gesagt, ist die Eigendynamik der Gentrifizierung stets gefährdet und läuft nicht automatisch ab. Ebenso führt nicht jede (künstlerische) Intervention in Wilhelmsburg perspektivisch zur Vertreibung bestimmter Bevölkerungskreise. Darzustellen wäre der Fortlauf einzelner Ereignisse – Handlungen, Aktionen,

19 Knut Henkel, Gentrifizierung als Spiegel lokaler Politik, in: DISP 143, Zürich 2000, S.26.

20 Vgl. Loretta Lees/Tom Slater/Elvyn Wyly, Gentrification, New York 2008, S.xxiv.

Äußerungen –, welche Gentrifizierung als gleichsam natürliche Entwicklung erscheinen lassen und deren Status als Produkt politischen Handelns verschleiern. Die Verteilung von Müll auf der Straße, eine Aktion von IBA-Gegnern anlässlich eines IBA-Projekttages 2007, stellt in diesem Kontext nur das spiegelnde Zerrbild einer deterministisch angenommenen Entwicklung Wilhelmsburgs zum Vorzeigequartier der »wachsenden Stadt« Hamburg – eine Umkehrung und keinen überzeugenden Gegenentwurf dar.

Nadine Hanemann, Gesa Woltjen

Was wirkt? Der Plakatparcours – ein Erfahrungsbericht

Die Ausgangssituation

Betrachtet man einen Stadtplan von Hamburg, scheint alles ganz nah beieinander zu liegen. Nur unweit der Innenstadt befinden sich Viertel wie St. Pauli, Eimsbüttel oder Ottensen. Befragt man jedoch die Hamburger Bevölkerung nach der Zentralität des Stadtteils Wilhelmsburg, so zögern die Angesprochenen mit ihrer Antwort. Obwohl auf der Karte nur wenige Zentimeter die Elbinsel und die Stadtmitte trennen und auch real eine sehr geringe Entfernung von nur knapp drei Kilometern zu verzeichnen ist, scheint die Elbe die Distanz zum Zentrum der Hansestadt zu vergrößern – zumindest mental.
Untermauert wird dieser subjektive Eindruck von den Ergebnissen der von der IBA Hamburg beauftragten repräsentativen Umfrage, welche das Marktforschungsinstitut curth + roth Ende 2007 veröffentlichte. In dieser sollte die wahrgenommene Entfernung Wilhelmsburgs zum Hamburger Zentrum ermittelt werden, indem die Probanden gebeten wurden, die Fahrzeit auf der S-Bahn-Strecke zwischen Wilhelmsburg und dem Hauptbahnhof einzuschätzen. Während die Bewohner[1] des besagten Viertels oftmals die exakte Fahrtdauer von acht Minuten nannten, verkalkulierten sich die Nichtwilhelmsburger – teilweise um mehr als 100 Prozent.[2] Die vermutete Distanz ist also wesentlich größer als die reale. Was sind die Gründe für diese Fehleinschätzung? Augenscheinlich trägt nicht nur die räumliche Trennung des Stadtteils durch die Norderelbe zu der Tatsache, dass von Wilhelmsburg als einem »abgehängten Stadtteil« (ebd.) Hamburgs gesprochen wird, bei. Hamburger nehmen die Elbinsel auch als Problemviertel wahr, obwohl die meisten noch nie dort waren. Es sei dahingestellt, ob nun die geografische Entfernung Wilhelmsburgs zur Hamburger Innenstadt oder aber soziale Aspekte in größerem Maße bedingen, dass sich die Bewohner der Viertel nicht aufeinander zu bewegen. Dennoch muss festgestellt werden, dass neben der mangelnden Motivation zur Integration auch die Möglichkeiten eines Zusammenwachsens nur als geringfügig einzuschätzen sind.

1 Für eine bessere Lesbarkeit wird im vorliegenden Text die männliche Schreibweise benutzt. Es werden jedoch Personen beider Geschlechter angesprochen.

2 Vgl. curth + roth, Wahrnehmung der IBA Hamburg und der Elbinsel. Evaluation der IBA-Kommunikation im ersten Ausstellungsjahr 2007, Hamburg, 2007, S.18.

Ein wichtiger Grund ist die schlechte Verkehrsverbindung. Egal von welcher Seite man startet, es gibt neben der Fahrt mit der S-Bahn – welche zumindest von Nord-Hamburgern als zu zeitaufwendig angesehen wird – nur wenige Wege, um zur anderen Seite der Elbe zu gelangen. Beispielsweise kann der eingefleischte Autofahrer, den der Verkehrsstress und die Umweltbelastung nicht tangieren, täglich vom Berta-Kröger-Platz über die Stadtautobahn zum Michel oder der Arbeiter mit dem Bus durch den Freihafen zum Arbeitsplatz kommen. Wer jedoch auf der Suche nach nachhaltigen Transportmitteln ist, dem wird tagsüber im Hafengebiet ein anderes Bild geboten: Um die andere Elbseite zu erreichen, greift der Hamburger für den Weg zur Arbeit oder zu einem Treffen am Abend zum Fahrrad. Oftmals begleitet allerdings ein missmutiger Gesichtsausdruck diese »sportliche Betätigung«, denn die Route durch das Gewerbegebiet ist alles andere als radfahrerfreundlich. Doch da diese Art der Fortbewegung in Zeiten der zunehmenden Beachtung des Klimawandels immer beliebter und auch die besagte Strecke von Tag zu Tag von mehr Radfahrern überwunden wird, lohnt es sich, einen Blick auf deren Beschaffenheit zu werfen. Der Norden der Insel Wilhelmsburg ist durch das industrielle Hafengebiet geprägt, welches den Stadtteil vom Hamburger Zentrum trennt. Will man durch dieses Gewerbeareal, so trifft man auf Docklandschaften, Containerlagerplätze sowie Industriegebäude. Massen von Güterverkehr, auf den die Straßenführung ausgelegt ist, überschreiten werktags die Geschwindigkeitsbegrenzungen und nehmen kaum Rücksicht auf Radfahrer. Brüchiger Asphalt wechselt sich mit Kopfsteinpflaster ab. Hin und wieder sieht man eine Bushaltestelle. Gehwege gibt es nur vereinzelt, und sicheren Raum zum Fahrradfahren sucht man vergebens. Das Gewerbegebiet wirkt stadtlandschaftlich wie eine Wüste.

Die Inspiration

So blieb die Wüstenmetapher im Gedächtnis und fand Eingang in das Projektkonzept des »Elbinsel Sommers 2008«. Die Architekten Venturi, Brown und Izenour beschreiben in *Lernen von Las Vegas* die Aufmerksamkeitspolitik der Stadt, die als Kommerz- und Kasinowelt wie eine Insel inmitten der kahlen Wüste Nevadas liegt: Der »Strip« führt mithilfe der Reklametafeln, Lichterzeichen und Signalarchitektur in und durch Las Vegas und belebt so die Einöde. Dementsprechend sollte an das Konzept des Strips angeknüpft und durch das Vorhandensein einer Plakatstrecke die Beachtung des Weges zwischen Wilhelmsburg und St. Pauli erhöht werden. Ziel war es, die Aufmerksamkeit der Hamburger durch einen bebilderten Parcours auf ebendiesen zu lenken und daher das Potenzial des Gewerbegebiets als alternativen Verkehrsweg zu betonen. Es ging dabei nicht um das Anliegen, die Elbinsel attraktiver darzustellen, sondern

vielmehr darum, den Weg für individuelle Erkundungstouren zu ebnen. Denn neben der Entstehung einer symbolischen Fahrradtrasse erhoffte Kultur|Natur als Organisatorin des Parcours, hiermit die Perspektive der Dringlichkeit einer schnelleren baulichen Realisierung, welche seit Längerem durch die Medien im Gespräch war, hervorzuheben. In diesem Zusammenhang muss vor allem dem sogenannten Argentinienknoten besondere Beachtung geschenkt werden: Dort, wo sich Reiherdamm, Ellerholzbrücke und Klütjenfelder Straße treffen, ist das Fahrradfahren unmöglich. Über eine steile Treppe muss das Fahrrad vierundvierzig Stufen getragen werden – oder aber der Radfahrer konkurriert mit den vorbeidonnernden Lastwagen.

Der Parcours

Das Projekt von Kultur|Natur wollte mithilfe des Plakatparcours nicht nur das Gewerbegelände im Norden der Elbinsel beleben, sondern auch die städtebaulichen Pläne der Hamburger Politik. Die Stadt plant eine Verbesserung der lokalen Verkehrssituation und für die Verkehrsteilnehmer neben mehr Sicherheit auch eine bessere Anbindung zwischen den beiden Elbseiten.[3] Zu diesem Zweck wurden im Juni 2008 in einem hamburgweiten Aufruf alle Einwohner der Stadt eingeladen, an der Plakataktion teilzunehmen. Dabei sollten Gedanken zu den Fragen »Welche Natur?« oder »Wie sieht die Stadt im Klimawandel aus?« kreativ umgesetzt werden. So offen, wie die Thematik war, so vielfältig fielen die Beiträge aus: Schüler, Erwachsene und Künstler malten, zeichneten, klebten und kreierten am Computer. Comics und Gedichte, Bilder auf Leinwänden, Fotografien wie auch plastische Collagen unter Einsatz von Sand, Heu und Abfällen wurden eingereicht. Als Resultat galt es, über 150 Entwürfe innerhalb kürzester Zeit auf Plakate zu bringen und diese durch das Hafengebiet hindurch auf der Hauptverbindungsstrecke zwischen Wilhelmsburg und dem Alten Elbtunnel aufzustellen, denn mit der Eröffnung des Kultursommers sollte auch der Parcours eingeweiht werden. Das Ziel des »Hamburger Strips« in Form des Fahrradplakatparcours war nicht die bloße Präsentation der Bilder, sondern die daraus resultierende Belebung des öffentlichen Raums: Die Bewohner der Wilhelmsburger Insel und des Hamburger Festlands sollten sich diesen trennenden Zwischenraum durch das aktive Begehen und Befahren erschließen und aneignen – ihn so zu einem urbanen Ort machen.[4]

3 Vgl. Olaf Dittmann, Radfahrer können bald über die Elbe springen, in: Welt Online Hamburg, 28.07.08 (http://www.welt.de/hamburg/article2157330/Radfahrer_koennen_bald_ueber_die_Elbe_springen.html).

4 Vgl. Karlheinz Wöhler, Beziehungen zu Orten und Nicht-Orten, in: Werner Faulstich (Hg.), Beziehungskulturen, München 2007, S.52.

Die Umsetzung

Das kuratorische Konzept des Parcours sah vor, die Motive so auffällig wie möglich auf Plakate in einer Größe zwischen Stellschildgröße (DIN A0) und Werbegroßfläche (18/1, entspricht den Abmessungen 356 x 252 cm) zu ziehen. Die erste Hürde bei der Umsetzung dieses Konzepts war daher eine technische: Die Plakate sollten im digitalen Druckverfahren hergestellt werden. Zu diesem Zweck wurde eine Bilddatei erstellt, die bestimmte Anforderungen im Bezug auf das Dateiformat, auf die Auflösung und den Farbraum erfüllt. Es war dementsprechend notwendig, die einzelnen, meist analog angefertigten Motive in ein neues Medium zu konvertieren, weshalb die Originalbilder gescannt oder abfotografiert wurden. Der Konvertierungsprozess vom Original zur großflächigen Reproduktion erwies sich als ein Balanceakt: Auf der einen Seite das Bestreben, ein qualitativ hochwertiges Plakat herzustellen, und auf der anderen Seite das Ziel, ausreichend große Aushängeflächen zu erhalten, um entlang der Strecke genügend Präsenz im Sinne des Las-Vegas-Strips zu erreichen, der als Vorbild diente.
Die Übertragung der Bilder in das digitale Medium war nicht nur ein praktischer Aspekt bei der Umsetzung des Parcours. Ebenso hatte die technische Reproduktion der Einzelkunstwerke Konsequenzen für deren Wirkungsweise im Bezug auf die Aura des Werks gemäß Walter Benjamin.[5] Für Benjamin ging die Möglichkeit, Kunst technisch zu kopieren, mit dem Verlust der Aura des Originals einher. Im Rahmen des Projekts mag demnach für das individuelle Ursprungsbild gelten, dass durch die digitale Reproduktion ein Quantum seiner Aura entfiel. So ging beispielsweise die Dreidimensionalität einiger Collagen verloren, die sehr plastisch mit Gegenständen bearbeitet wurden, und aus kunstvoll angefertigten Leinwandgemälden wurden einfache Drucke. Die Reproduzierbarkeit von Kunstwerken mithilfe digitaler Technik machte es organisatorisch möglich, die vielen einzelnen Werke in einem Gesamtwerk – dem Plakatparcours – zusammenzuführen. Gleichzeitig sollte jedes eingereichte Motiv ein Einzelstück bleiben. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, wurden die Bildproduzenten als Autoren ihres Werks hervorgehoben, indem ihre Namen auf den Plakaten gut erkennbar waren. Zu diesem Zweck verzichtete Kultur|Natur auf das Anbringen des Projekt-Logos auf den einzelnen Trägerflächen. So konnten sich im Verlauf des »Elbinsel Sommers« die Plakate zu dem Parcours als Ganzes zusammenfügen und entfalten. Der Betrachter auf seinem Fahrrad hatte dabei die Möglichkeit,

5 Vgl. Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt am Main 1963, S.7–44. Siehe dazu auch den Beitrag von Gernot Böhme in diesem Band.

die Strecke und zeitgleich die Wirkung der Motive zu erfahren – sowohl per Rad als auch gedanklich.
Während die Aufmachung des Strips in Las Vegas nur um die Gunst der Autofahrer bemüht ist und sich die ökonomische Intention der Anbringung gegenüber der städtebaulichen Umgebung durchgesetzt hat[6], musste sich das Projekt in der Hansestadt an die örtlichen Gegebenheiten anpassen. Daher ist nicht verwunderlich, dass das Aufstellen und Anbringen der Plakate neue Hindernisse barg. Neben den Stellschildern und mobilen Großflächen existierten auch Motive, die keinem Standardformat entsprachen und aus diesem Grund auf Holzplatten aufgezogen wurden, die später an Zäunen und Geländern befestigt werden sollten. Der Streckenverlauf, den es zu gestalten galt, begann bei der »Tonne« am Veringkanal, dem Ausstellungsort der künstlerischen und kontextuellen Plattform, und führte durch eine Grünanlage zum Reiherstieg-Hauptdeich am dortigen Zollhaus vorbei. Dieses markierte den Einstieg in das Wilhelmsburger Hafen- und Gewerbegebiet. Entlang des Reiherdamms und der Hermann-Blohm-Straße fand der Parcours sein Ziel schließlich am Alten Elbtunnel, dem Übergang zum Zentrum Hamburgs. Oberflächlich betrachtet bot der knapp fünf Kilometer lange Weg also vielfältige Möglichkeiten, um die ungefähr hundert Plakate anzubringen – doch die Gestaltung des Orts stellte sich als problematisch heraus. Warum?
Als ein Grund dieser Schwierigkeit kann die Tatsache angeführt werden, dass der öffentliche Raum an diesem Ort nicht so öffentlich ist wie vermutet: Seine freie und wilde Beschilderung war nicht möglich. Während der Organisation des Parcours mussten wir die verschiedensten Aspekte wie bei einem Puzzle nach und nach zusammenfügen. So sind beispielsweise die Flächen im Hafen und am Straßenrand von einem virtuellen Geflecht von Machtstrukturen überzogen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von dem Raum als einer Art der Machtausübung, da die Eigentümer dessen über den Gebrauch und somit die darin stattfindende soziale Interaktion bestimmen können.[7] Diese Strukturen spiegeln sich insbesondere in gesetzlichen Bestimmungen und Eigentumsverhältnissen wider. So gibt es rechtliche Einschränkungen und es bedarf Genehmigungsverfahren, die in Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden als Vertretung der öffentlichen Räume durchgeführt werden müssen. Für einen großen Teil der Strecke war die Hamburg Port Authority (HPA) verantwortlich; ab dem Reiherstieg-Hauptdeich hingegen die Behörde von Hamburg Mitte. Allerdings waren nicht nur diese Genehmigungen Teil

6 Vgl. Robert Venturi/Denise Scott Brown/Steven Izenour, Lernen von Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt, 2. Aufl., Basel/Boston/Berlin 2001, S.58.

7 Vgl. Pierre Bourdieu, Physischer, sozialer und angeeigneter Raum, in: Martin Wentz (Hg.), Stadt-Räume, Frankfurt am Main/New York 1991, S.31.

des Puzzles. Zusätzlich war es nötig, die Eigentümer der nicht öffentlichen Grundstücke zwecks Unterstützung des Projekts anzufragen. Da es sich im Gewerbegebiet meist um die ansässigen Unternehmen handelte, konnten wir direkt auf sie zugehen.
Die Reaktionen der Eigentümer auf das Anliegen von Kultur | Natur, an dem Rand ihres Geländes Kunst zu platzieren, fielen sehr unterschiedlich aus. So waren einige offen und kooperativ, kündigten schnell eine unbürokratische Hilfe an. Andere wollten zunächst die Bildmotive sehen, bevor sie zu- oder absagten. Letzteres wurde uns gegenüber mit schlechten Erfahrungen hinsichtlich der Anbringung, mit dem Hinweis auf Sicherheit oder mit der derzeitigen Situation auf dem Betriebsgelände begründet. Andere Schwierigkeiten wurden durch eine unterstützende Haltung seitens der Anrainer umgangen. Dadurch war die Dringlichkeit geringer, den entsprechenden Auflagen nachzukommen, die die Gestaltung des Parcours beeinträchtigt hätten.
Letztlich konnten in dem verkehrslastigen Hafengebiet viele potenzielle Standorte nicht verwendet werden, da aus straßenverkehrsbehördlicher Sicht Bedenken geäußert wurden. Im Stadtteil selbst erwies sich dies als ein geringfügiges Problem, da hauptsächlich Flächen in verkehrsberuhigten Räumen vorgesehen waren. Stattdessen mussten andere rechtliche Bestimmungen wie das Hamburger Wegegesetz oder das Gesetz über Grün- und Erholungsanlagen beachtet werden. Ebenso muss erwähnt werden, dass die HPA in einigen Aspekten sehr entgegenkommend war (so durften ausnahmsweise an Brücken Plakate angebracht werden), und auch der Bezirk Hamburg Mitte unterstützte das Projekt, indem beispielsweise Grünflächen als mögliche Standorte freigegeben wurden. Problematisch aber war nicht nur die Beachtung bestimmter Vorschriften. Vielmehr behinderten die immer wieder neu geforderten Folgegenehmigungen wie etwa die für die mobilen Großflächen benötigten Aufgrabescheine die Realisierung der symbolischen Fahrradstrecke.
Nach Bewältigung aller bürokratischen Voraussetzungen nahm der Plakatparcours doch konkrete Gestalt an. Bevor die Plakate allerdings tatsächlich aufgestellt und angebracht werden konnten, musste als letzter Schritt festgelegt werden, welche Motive in welcher Größe welchen Standort schmücken sollten. Ausschlaggebend waren hierbei zunächst kuratorische und ästhetische Aspekte, zum Beispiel die Durchmischung der Gestaltungstechniken oder Motive. Im Verlauf der Begehung mit dem Unternehmen, das die Bilder anbrachte, gewannen jedoch die Anforderungen an die Beschaffenheit der Ausstellungsorte zunehmend an Bedeutung. Die Gründe für das Pro und Kontra eines Standorts waren vielfältig. Aus Sicht des Aufstellers musste bei den Großflächenplakaten Platz vorhanden sein, um bei der Montage Sicherheit gewährleisten zu können – Platz, der umgebungsbedingt nicht an allen vorgesehenen Standorten existierte. Andernorts war es nicht möglich, die geleimten Platten anzu-

bringen, da sie nicht rückstandslos wieder hätten entfernt werden können. So befindet sich an der Hermann-Blohm-Straße eine Hafenmauer zum Hochwasserschutz, die eine Befestigung mit den von Kultur|Natur intendierten Möglichkeiten nicht zugelassen oder bei anderen Varianten, zum Beispiel dem Kleben, zu sogenannter Wildplakatierung geführt hätte. Als eine weitere Schwierigkeit stellte sich auch die Beschaffenheit einiger Anbringungsorte dar: Mal war der Boden zu weich, um die Erdnägel der 18/1-Plakate zu halten; mal der Zaun zu labil, um ein Plakat zu tragen etc. Die wenigsten Plakate konnten diagonal zum Straßenverlauf und dementsprechend gut sichtbar aufgestellt werden, sondern mussten, als unscheinbare Bilder, irgendwo befestigt werden.
Die gesetzlichen wie auch umgebungsbedingten Einschränkungen führten letztendlich dazu, dass die Verteilung der Plakate entlang des geplanten Wegs recht unregelmäßig war. Gut ausgenutzte Freiräume wechselten sich mit nur mäßig bestellten Flächen ab. Daher folgte einem vollgestellten Park eine lange Durststrecke mit kleinen Stellschildern. Zudem war die Anzahl der produzierten Plakate relativ gering, sodass eine ausreichende Dichte der Strecke nicht erreicht werden konnte. Auch technische Parameter bedingten bei einigen Plakaten Größenbeschränkungen: Sie waren zu klein, um auf größeren Distanzen zwischen Objekt und Betrachter Aufmerksamkeit erregen zu können (erst recht im Falle eines vorbeiziehenden Radfahrers). Diese wurde dann von großen stationären Werbeflächen, welche sich zwischen den Exponaten des Kunstprojekts einreihten, eingefangen.

Die Wirkung

Der Plakatparcours hat trotz aller Einschränkungen seine Wirkung entfaltet – und das nicht nur während des Ausstellungszeitraums, sondern bereits im Vorfeld. Doch *was wirkte?* Wie sah die Wirkung aus und bei wem zeigte sie sich?
Zunächst konnten die am Plakataufruf Teilnehmenden sich frei mit dem vorgegebenen Thema auseinandersetzen. Bis zum Ablauf der Abgabefrist – und teilweise darüber hinaus – blieb unvorhersehbar, mit wie viel Bildermaterial geplant werden konnte und von wem die Einsendungen stammen würden. Eines der Charakteristika von »Mitmachkunst« wie in diesem Fall ist, dass die Menschen die Kunst nicht nur wahrnehmen, sondern auch selbst gestalten können. Daher musste davon ausgegangen werden, dass Partizipation nicht immer in der Form auftritt, wie es zu Beginn der Planung angedacht war. »Es geht«, wie die Kunsttheoretikerin Monika Schwärzler in diesem Kontext deutlich macht, »um die am anderen Ende der Leitung. Zu einem Zeitpunkt, da deren Erscheinen konzeptuell zwar schon vorgesehen ist, die personellen Leerstellen aber

noch nicht besetzt sind, läuft das Begehren heiß und verrät sich in idealisierenden Beschreibungen.«[8]

Das Thema »Stadt im Klimawandel« wurde häufig aufgegriffen. Doch nicht selten wurden die beiden Ausgangsfragen von den Teilnehmern in einer Weise interpretiert, die von Kultur|Natur nicht erwartet war. Angeregt durch »Welche Natur?« hinterfragte ein Teilnehmer beispielsweise die eigene Identität mit Referenz auf den Migrationshintergrund vieler Anwohner vor Ort und den damit zusammenhängenden Aspekt der Integration – ein wichtiges Thema in Wilhelmsburg. Nach und nach setzte sich ein imaginäres Gesamtwerk zusammen, von dem weder die einzelnen Autoren noch wir bis zum Aufbau wussten, wie es aussehen würde. Neben den Motiven gab es noch einen weiteren Aspekt, der dem Konzept von Kultur|Natur entgegenlief: Wunsch war es, bei den künstlerischen und konzeptionellen Aktionen die Anwohner Wilhelmsburgs mit einzubeziehen. Doch wider alle Erwartungen und trotz vorangegangener Vermittlungsarbeit vor Ort stammten verhältnismäßig wenige Beiträge unmittelbar aus Wilhelmsburg.

Nach der Eröffnungsfeier des »Elbinsel Sommers 2008« hatte jeder die Gelegenheit, den Fahrradparcours zu besichtigen. Da der Parcours durch den öffentlichen Raum verlief, war er nicht nur denjenigen zugänglich, die sich bewusst entschieden, ihn zu besuchen, sondern auch jedem, der zufällig die Route fuhr. Fahrradfahrer konnte neben der Betrachtung der Bilder auch den Mangel eines Fahrradwegs am eigenen Leib erfahren. Die räumliche Erfahrung beinhaltete so das Fahren abwechselnd über Kopfsteinpflaster und Asphalt, die Entscheidung, das Rad über eine Treppe zu tragen oder zwischen Kraftfahrzeugen eine Brücke herunterzufahren und währenddessen dem Verkehr ausgesetzt zu sein. Der Strip von Kultur|Natur konnte als öffentliche Installation begriffen werden. Die Intention des Parcours war es, durch die materielle Anwesenheit der Bilder auf die Abwesenheit des Fahrradwegs entlang der Route zu verweisen. Vor dem inneren Auge des Betrachters konnte der real nicht existente Fahrradweg virtuell entstehen. Zu diesem Zweck war von den Ausstellungsmachern eine dichte Präsenz der Plakate am Wegesrand angestrebt worden. Jedoch war der Strip für viele Betrachter aufgrund der unregelmäßigen Verteilung nicht als Gesamtwerk zu erkennen, und so beschränkte er sich in der Wahrnehmung der Rezipienten auf die Einzelplakate. Dies wurde durch viele Rückmeldungen, die uns von den beteiligten Künstlern, von Teilnehmern der Eröffnung und von ansässigen Unternehmern erreichten, bestätigt. Erkennbar war demnach eine Begeisterung für die einzelnen

8 Monika Schwärzler, Bedürftige, alter egos, schöne Unbekannte. Vom richtigen Design des Anderen in partizipatorischen Kunstprojekten, in: Stella Rolling/Eva Sturm (Hg.), Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum, Wien 2004, S.148.

Bilder, und auch der Aspekt der Eingliederung der Plakate in die jeweilige Umgebung wurde als positiv empfunden. So betrachtet, zog nur der einzelne Standort die Aufmerksamkeit auf sich, nicht jedoch die Strecke als solche. Anders als in der Resonanz der Rezipienten war in den Medien der Fokus entgegengesetzt: Die Zeitungsartikel nahmen zwar das eine oder andere Plakatmotiv als Aufhänger beziehungsweise nutzten es zur Illustration, thematisierten aber den Mangel des Fahrradwegs.
Eine Absicht des Projekts war es, dem öffentlichen Raum eine neue Gestaltung in Form der vermehrten Nutzung der veränderten Verkehrsanbindung zu ermöglichen. Allerdings setzt eine neue Ausformung der Gegebenheiten vor allem eine Veränderung der Sichtweise voraus. Deshalb schien es wichtig, den momentanen Zustand mithilfe der beschilderten Strecke sichtbar und die daraus resultierende Problematik der Wahrnehmung wieder erschließbar zu machen.[9] So formte erst die Reaktion der Radfahrer, Fußgänger und Journalisten den Parcours, weshalb dieser auch als Ort der Meinungsäußerung und Diskussionsplattform gesellschaftlicher Probleme verstanden werden kann.[10] Von umso größerer Bedeutung ist es, sich das Risiko der Kunst als Ausschlussmechanismus auch in diesem Projekt bewusst zu machen: Es ist wichtig, dass »Kunst« für jeden und nicht nur für einige Teile der Gesellschaft verständlich und zugänglich ist. Daher wurde mit Unterstützung der medialen Berichterstattung immer auch der soziale und politische Hintergrund beleuchtet, ebenso konnte man während der gesamten Laufzeit des Plakatparcours an mehreren Stellen der Strecke die dazugehörige Idee nachlesen.
Obwohl die Plakatstrecke ansonsten nur als stiller Begleiter der anderen Programmpunkte von Kultur|Natur konzipiert war, reagierten die Wilhelmsburger auf diese temporäre Installation im öffentlichen Raum sehr unterschiedlich. Eine besondere Form der Resonanz soll an dieser Stelle hervorgehoben werden. In der Phase, in der die Hamburger ihre Beiträge entwarfen und einreichten, hatte bereits die Tatsache, dass hinter der künstlerischen und kontextuellen Plattform Kultur|Natur die IBA Hamburg steht, zu einer konkreten Reaktion geführt und sich an der Fensterscheibe des Wilhelmsburger Ladenbüros der Organisatoren manifestiert. Dort wurden acht Postkarten angebracht, die die Stadtentplanung der IBA kommentierten. Aufmachung und Ordnung orientierten sich stilistisch an Aspekten, die sich direkt auf Kultur|Natur bezogen: Angeklebt waren die Karten entsprechend der seriellen Logik, in der der

9 Vgl. Gebhard Streicher, Öffentliches Design oder Wie sich die Öffentlichkeit »möbliert«, in: Ekkehard Mai/Gisela Schmirber (Hg.), Denkmal-Zeichen-Monument. Skulptur und öffentlicher Raum heute, München 1989, S.159. Und vgl. Uwe Lewitzky, Kunst für alle? Kunst im öffentlichen Raum zwischen Partizipation, Intervention und Neuer Urbanität, Berlin 2005, S.69.

10 Vgl. Uwe Lewitzky, Kunst für alle? Kunst im öffentlichen Raum zwischen Partizipation, Intervention und Neuer Urbanität, Berlin 2005, S.50.

Aufruf zum Plakatparcours entworfen war, außerdem waren die Bilder – mit Referenz auf die Beiträge von Kindern – in der Ästhetik von Kinderzeichnungen gestaltet. Wegen dieser konstruktiven und kreativen Art der Auseinandersetzung konnte die anonyme »Einsendung« als Kommentarskulptur verstanden werden.[11] Der Rezipient musste sich die Kritik an der IBA selbst erschließen und hatte Raum für eigene Interpretation und Meinungsbildung. Trotz der Anonymität dieser Kritik wurde auch dieser Beitrag auf der Strecke des Fahrradparcours öffentlich gemacht.

Eine andere Art der anonymen Reaktion auf den Fahrradparcours war weniger konstruktiv. Während des Ausstellungszeitraums wurden immer wieder Plakate beschädigt und umgeworfen. Bei den kleinen Stellschildern war dies nicht mit besonderem Aufwand verbunden, da sie lediglich mit Kabelbinder befestigt wurden. Die mobilen Großflächen waren jedoch mit langen Erdnägeln im Boden verankert. Um eine solche Konstruktion zu entwurzeln, ist ein höheres Maß an Bemühen und Zielstrebigkeit vonnöten als bei der Verwüstung der Stellschilder. Hatten die Plakatumwerfer Interventionen ähnlich dem Graffiti intendiert? Es wäre nicht verwunderlich, wenn neben den Wilhelmsburgern, die um das Kunstwerk herum agierten und es in ihren Alltag mit einbezogen, auch einige Bürger existieren, die mit dem Projekt in ihrem »Revier« nicht einverstanden waren und durch gezieltes Handeln ihrer Meinung Ausdruck gaben (ebd., S.67). Unbeantwortet blieb aus unserer Sicht dabei die Frage, ob es sich um puren Zerstörungswillen oder lediglich um eine unproduktive Art der Meinungsäußerung handelte (ebd., S.140). Neben dem bloßen Vandalismus (einige Bilder wurden nach der erneuten Montage wieder aus dem Boden herausgerissen, und ein Plakat wurde sogar in den Veringkanal geschmissen), welcher keine systematische Auswahl der Bilder erkennen ließ, ist bei anderen betroffenen Motiven auch der Aspekt der kritischen, wenn auch destruktiven Auseinandersetzung nicht von der Hand zu weisen. Ebenso wie die Postkartenaktion kann demgemäß die Entwurzelung der Großflächenplakate als »Kritik an der IBA« gedeutet werden. Das Bemühen der Stadt, neben baulichen und sozialen Maßnahmen auch mit kulturellen und künstlerischen Projekten den Stadtteil Wilhelmsburg aufzuwerten, ruft bei den Wilhelmsburgern durchaus ambivalente Reaktionen hervor. Einer hoffnungsvollen Haltung steht die Befürchtung gegenüber, dass durch die angestrebte kulturelle Aufwertung eine Verdrängung der eingesessenen Anwohner einsetzt, wie es zum Beispiel im Hamburger Schanzenviertel bereits beobachtet werden konnte.[12]

11 Vgl. Rainer Schnettler, Ausstellungen von Skulptur im öffentlichen Raum, Frankfurt am Main 1991, S.142.

12 Zur Gentrifizierungsproblematik siehe insbes. die Beiträge von Anna Müller und Andrea Pfeiffer in diesem Band.

Der Rückblick

Anhand dieser zuvor beschriebenen Hindernisse und der Reaktionen der Bevölkerung wird deutlich, dass man das Konzept der Aufmerksamkeitspolitik von Las Vegas zwar als Vorbild des Hamburger Strips verwenden, aber keine vergleichbaren Resultate erwarten konnte. So sind die Plakate des Strips in der Wüste Nevadas statisch, kommerzieller Natur und stehen auf privatem Grund. Die Anbringung an sich stellte kein Problem dar. Außerdem hat Las Vegas keine lange Entstehungsgeschichte vorzuweisen, »zumindest der Strip wurde in sehr kurzer Zeit in eine jungfräuliche Wüste gesetzt«[13] und musste daher weder auf städtische Gegebenheiten achten noch gesetzlichen Restriktionen weichen. In Las Vegas sind es die »Reklametafeln, die in einem bestimmten Winkel gegen den herankommenden Verkehr gestellt und, in Reihen aufeinanderfolgend, eine analoge formale und raumgliedernde Funktion übernommen haben«, sie markieren »jenseits des städtischen Gewirrs den Weg durch die riesigen Leeren der Wüste« (ebd., S.139). Der Wilhelmsburger Strip in Form des Fahrradplakatparcours dagegen ist in keinen konturenlosen Raum hineingesetzt worden, sondern musste sich in die vorhandene Stadtlandschaft eingliedern[14] und konkurrierte mit kommerziellen Werbeflächen, Verkehrsschildern, Wegweisern und bunten Containern um Aufmerksamkeit. Da in einem Gewerbegebiet die Zahl der Unternehmensschilder und Container über die der Plakatwände dominiert, fielen die einzelnen Bilder nicht immer auf. Das, was also bei Kunst im öffentlichen Raum normalerweise gewünscht ist – nämlich die Einfügung in die Umgebung –, wurde für die Plakatstrecke zum Nachteil: Sie konnte sich nur schwer vom Bestehenden absetzen.
Dennoch erregte der Hamburger Plakatparcours eine wirkungsvolle Aufmerksamkeit: Während der Laufzeit von KulturlNatur wurde die Dringlichkeit des Bauvorhabens immer deutlicher: Die zuständige Behörde verkündete, dass die Planung des Baus von der Hamburg Port Authority in Angriff genommen und ab 2009 umgesetzt werden soll.[15] Als möglicher Bauabschluss wurde das Jahr 2010 versprochen. Ob und inwieweit diese Aussage eingehalten wird, werden die kommenden Jahre zeigen. Bis dahin müssen weiterhin die 44 Stufen überquert werden.

13 Robert Venturi/Denise Scott Brown/Steven Izenour, Lernen von Las Vegas. Zur Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt, Basel/Boston/Berlin 2001, S.25.

14 Vgl. Uwe Lewitzky, Kunst für alle? Kunst im öffentlichen Raum zwischen Partizipation, Intervention und Neuer Urbanität, Berlin 2005, S.64.

15 Vgl. Olaf Dittmann, Radfahrer können bald über die Elbe springen, in: Welt online Hamburg, 28.07.08 (http://www.welt.de/hamburg/article2157330/Radfahrer_koennen_bald_ueber_die_Elbe_springen.html); Ernst Brennecke, 44 Stufen bald passé?, in: Hamburger Anzeigen und Nachrichten, 01.08.08.

Malte Willms

Frühstück im Grünen oder Warum der Hafen wachsen muss

Vor mehr als einer Dekade wurde der Zerstörungsprozess des Dorfs Altenwerder[1] mit dem Baubeginn des gleichnamigen Containerterminals[2] abgeschlossen. Mit der zeitgleichen Inszenierung eines impressionistischen Frühstücksbilds (»Frühstück im Grünen«) sollte die strukturelle Gespaltenheit des bürgerlichen Kultur-Natur-Verhältnisses kenntlich gemacht und in die mediale Berichterstattung getragen werden. Dieser durchaus wahrgenommene Widerspruch drängt nach ideologischer Verarbeitung: Der der kapitalistischen Dynamik immanente[3] und im Ergebnis immer auch destruktive Wachstumszwang – hier fortgeführte Hafenerweiterung und Aufwertung urbaner Räume im Sinne der Standortkonkurrenz – wird ergänzt durch das Leitbild *nachhaltiger Stadtentwicklung* der IBA Hamburg vor dem Hintergrund der globalen, sozialökologischen Krise.

Das Dorf Altenwerder

Seit Mitte des 12. Jahrhunderts an der Süderelbe gelegen. In den 1950er-Jahren erreicht die Einwohnerzahl mit ca. 2500 ihren Höchststand. Heute steht nur noch die Kirche. Seit 1961 können mit dem Hafenerweiterungsgesetz ganze Stadtteile wie Altenwerder und Moorburg zu Hafenerweiterungsgebieten erklärt werden. 1973 wird die Räumung des Dorfs und der Bau eines Containerterminals beschlossen. Nach angedrohter Enteignung verlassen zwischen 1973 und 1978 viele Menschen das Dorf. Gebäude auf den übernommenen Grundstücken werden sofort nach Vertragsunterzeichnung abgerissen. Auf den so entstandenen Altenwerder Spülfeldern werden jedes Jahr ca. 2,5 Millionen Kubikmeter hochgradig mit Schwermetallen kontaminierter Elbsand und -schlick deponiert. 1997 wird Altenwerder mit dem Baubeginn des Containerterminals endgültig zerstört. Erst 1998 verlassen die letzten Bewohner das Dorf.

1 Vgl. Wikipedia: Altenwerder.

2 Vgl. Wikipedia: Containerterminal Altenwerder.

3 Moishe Postone, Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg 1999.

Die Aktion »Frühstück im Grünen«

Frühjahr 1997: Der Lebensraum, der sich hier in den Jahren seit der Ablagerung von hochgradig belastetem Elbsand entwickelt hat, wird zusammen mit einigen der wenigen verbliebenen Häuser und Gärten mittels Baggern und Planierraupen »beräumt« und das Areal so für den Beginn der abschließenden Aufspülungsarbeiten vorbereitet. Eine kleine Gruppe Kulturschaffender entwickelt die Idee zur Inszenierung eines »impressionistischen Bilds« (»Frühstück im Grünen«); quasi automatisch wird das idealisierte Abbild einer (groß-)bürgerlichen Frühstückstafel in der Natur entworfen und so das Klischee eines vermeintlich ungebrochenen Mensch-Natur-Verhältnisses vergangener Zeiten abgerufen; die alltägliche Normalität ökonomischen Ressourcenraubbaus und das Paradigma betriebswirtschaftlicher Weltvernichtung werden plötzlich als Vergehen an »Mensch und Natur« wahrgenommen.
Hervorzuheben ist, *welche* kunst- und kulturgeschichtlichen Muster abgerufen wurden: Nicht zufällig handelt es sich hierbei um eine romantisierende Vorstellung der *Einheit von Mensch und Natur* aus der frühbürgerlichen Epoche, die in keinerlei Zusammenhang mit der einsetzenden Frühindustrialisierung und dem der abstrakten Verwertungslogik erstmals in der Geschichte total unterworfenen Ressoucenverbrauch steht. Gerade die in der Abstraktion vollzogene Abspaltung ist die Voraussetzung und Motivation für die Konstruktion einer antimodernistischen Gegenwelt.

Mediale Auf- und Verarbeitung

Die Aktion ist von vornherein auf Wirksamkeit in den Printmedien angelegt; historisierende Schwarz-Weiß-Fotos werden zusammen mit Presseerklärungen den Zeitungen auf Anfrage hin zugesandt und von diesen mit Berichten über das Ende eines dörflichen Idylls im Zuge der – je nach politischer Ausrichtung angeblich oder leider – unvermeidlichen Hafenerweiterungsmaßnahmen kombiniert. Der Baubeginn eines der »modernsten Containerterminals Europas« und der Verweis auf die projektierte *HafenCity* geraten zum pathetischen Nachruf auf eine überkommene Sozialform (»Fischerdorf«) und auf ein Projektionsfeld verklärter Naturvorstellungen (»unberührtes Biotop«) vor dem Hintergrund des Leitbilds der *Wachsenden Stadt*.
In der medialen Auf- und Verarbeitung wird die Kombination des Vollzugs der ökonomistischen Rationalität mit einer künstlerisch-bedauernden Geste bereitwillig aufgenommen, spiegelt sich hierin doch die leidende Hilflosigkeit bürgerlichen Bewusstseins angesichts der betriebswirtschaftlichen Realität. Die übergeordnete Ebene der Wachstumslogik, wie sie in den Projekten von Hafenerweiterung und HafenCity und dem

Leitbild der Wachsenden Stadt zum Ausdruck kommt, wird zwar erkannt, aber nicht zur eigenen Gesellschaftlichkeit in Beziehung gesetzt.

Unlösbarer Widerspruch

In den beschriebenen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmustern – und zwar ausnahmslos aller »Akteure«, sei es der politischen Entscheidungsträger, der betroffenen DorfbewohnerInnen, der Bewusstseinsindustrie (Medien) und deren RezipientInnen oder auch der »Kulturschaffenden« – zeigt sich der nicht aufhebbare Widerspruch moderner, bürgerlicher (wertabspaltungsförmiger) Vergesellschaftung. Im Bewusstsein der Individuen stehen die Zwänge objektivierter, gesellschaftlicher Prozesse einem diffusen, subjektivierten Gefühl von Trauer und Ohnmacht gegenüber, deren strukturelle Setzung durch die gesellschaftliche Form nicht erkannt wird. Kapitalismus ist permanentes, sich grenzenlos setzendes Wachstum – eine Dynamik, die notwendig steigenden Energie- und Ressourcenverbrauch nach sich zieht und die hiervon nicht zu entkoppeln ist. Die Grundvoraussetzung jeder Form von Gesellschaftlichkeit – reflektierende Umwandlung und Gestaltung von Welt und also bewusste Kulturalisierung der Natur – wird in ihrer ideologischen Verkehrung zur bewusstlosen Naturalisierung der Gesellschaft.[4]

IBA und Nachhaltigkeit

Auch das Leitthema nachhaltiger Entwicklung (»Stadt im Klimawandel. Wachstum im Einklang mit der Umwelt«) der IBA Hamburg zeigt symptomatisch, wie das vorhandene Unwohlsein ob des Zugriffs der ökonomischen Destruktivkräfte auf Gesellschaft und Natur in eine vom kapitalistisch-modern verfassten Bewusstsein verhandelbare Form gebracht wird: Anstelle kategorialer Kritik wird eine ungebrochene Fortführung des Wachstumsdogmas und unhinterfragte Technik- und Naturwissenschaftsgläubigkeit als Reflex auf die Dynamik ökonomischer Verwertung propagiert, nach der alles so weitergehen kann wie bisher, nur mit Solarenergie und auf Wasserstoffbasis.[5]
Es ist falsch anzunehmen, dass die Entwickler der IBA Hamburg die von ihnen proklamierte Mission (»Antworten auf die Fragen nach der Zukunft der Metropole«), die

4 Robert Kurz, Subjektlose Herrschaft. Zur Überwindung einer verkürzten Gesellschaftskritik, in: ders., Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte, Bad Honnef 2004.

5 Claus Peter Ortlieb, Bewusstlose Objektivität. Aspekte einer Kritik der mathematischen Naturwissenschaft, in: Krisis 21/22, Bad Honnef 1998.

entworfenen Leitthemen und deren inhaltliche Formulierung *bewusst* zur weichen Durchsetzung einer urbanen Aufwertungsstrategie im Sinne der Gentrifizierung[6] oder einer gesellschaftlichen Modernisierungsoffensive unter dem Diktat einer ökologisch-sozialen Disziplinierung verfasst haben. Vielmehr sind sogenannte Mission und Leitthemen als Widerspiegelung gesellschaftlicher Entwicklungen zu sehen, deren Teil sie sind und für die Erklärungen und Bewältigungskonzepte gesucht werden.[7]

Globale, sozialökologische Krise

Die betriebswirtschaftliche Externalisierung sozialer und ökologischer »Kosten« ist Grundlage und Voraussetzung des Verwertungsprozesses, die in steigendem Maße die Reproduktionsfähigkeit von Gesellschaft und Natur bedroht.[8] Die Imagination unbegrenzten Wachstums ignoriert nicht nur die gegebenen Grenzen des Ökosystems, sondern auch die zunehmende Vernichtung der Lebensgrundlagen wachsender Teile der Weltbevölkerung. Zur Disposition steht nicht nur der »Kapitalismus, wie wir ihn kennen«. Zum bewusst vollzogenen Bruch mit der modernen (wertabspaltungsförmigen) Vergesellschaftung gibt es keine Alternative.[9]

Ungesellschaftlich-gesellschaftliche Konstitution

Damit stellt sich die Frage nach der grundlegenden Formkonstitution wertabspaltungsförmiger Gesellschaften, die als ungesellschaftlich-gesellschaftliche eines paradoxen Verhältnisses beschrieben werden muss. Gesellschaftlichkeit stellt sich hier quasi unabhängig von den bewussten Entscheidungen der Individuen über das übergreifende Formprinzip der Wertabspaltung und über die Mechanismen der unablässig prozedierenden Verwertungsbewegung her. Nur vermittelt über die Akkumulationslogik des »Automatischen Subjekts«, des abstrakten Werts, treten die Menschen zueinander in Beziehung und organisieren demzufolge ihre gesellschaftlichen Stoffwechselprozesse, die sich dergestalt bewusster Planung und Steuerung per definitionem entziehen.

6 Malte Willms, Straße ins Ungewisse, in: Offene Kartierung, Learning from your Stadtraum, 2007.

7 http://www.iba-hamburg.de (Mission // Leitthemen)

8 Claus Peter Ortlieb, Editorial, in: exit! Heft 5, Bad Honnef 2008.

9 exit!: Mit Marx über Marx hinaus. Kapitalismuskritik für das 21. Jahrhundert. Das theoretische Projekt der Gruppe „exit!", Verein für kritische Gesellschaftswissenschaften, Kaiserslautern 2007. Siehe auch: http://www.exit-online.org.

Wertabspaltungsförmiges Bewusstsein

Mit diesem fetischhaft verfassten Verhältnis ist auch ein spezifisches gesellschaftliches (wertabspaltungsförmiges) Bewusstsein vermittelt, welches keinerlei kritisch-bewusste Reflexion auf die es bedingende, gesellschaftlich-ungesellschaftliche Formkonstitution besitzt.[10] Diese wird als überhistorisch, quasi natürlich und als für alle menschlichen Gesellschaften notwendig kennzeichnend angesehen. Die dem Bewusstsein zugrunde liegenden Formprinzipien werden demgegenüber kategorisch ausgeblendet. Qua der Abspaltung aller nicht in der Verwertungslogik aufgehenden Bereiche (die strukturell weiblich-natürlich konnotiert sind) stellt sich dieses (strukturell männlich konnotierte) Bewusstsein[11] als unhintergehbare Voraussetzung aller gesellschaftlichen Entscheidungen dar und schreibt sich scheinbar endlos in die Zukunft fort.

Krise von Stoff und Form

In kapitalistischen, wertabspaltungsförmigen Gesellschaften ist »mit Marx von einem historisch spezifischen, doppelten Reichtumsbegriff« (Claus Peter Ortlieb) auszugehen. Dieser hat prioritär die Form des abstrakten Werts (gemessen in durchschnittlich-notwendiger gesellschaftlicher Arbeitszeit), welcher *nicht*, wie allgemein angenommen, mit stofflichem Reichtum identisch ist: Die Waren fungieren nur als stoffliche Träger des abstrakten Werts, der dem spezifischen Gebrauchswert der Waren gegenüber gleichgültig ist. Von der universellen Konkurrenz (Produktivitätsvorteil für das Einzelkapital) getrieben, sinkt mit steigender Produktivität die in den einzelnen Waren enthaltene Wertmenge und damit die gesamtgesellschaftliche (Mehr-)Wertmasse, eine Tendenz, die auch mit exponentiell steigendem Warenausstoß nicht ausgeglichen werden kann.[12] Die Verwertungsbewegung selbst kann nur übergangsweise durch die Bildung fiktiven Kapitals – also der angenommenen Erwartung zukünftiger Gewinne, Kredite und anderer Finanzmarktinstrumente – aufrechterhalten werden; nach einer Inkubationszeit muss sich die Krise jedoch umso heftiger durchsetzen, ein Prozess, der in Abbau und Stilllegung gesellschaftlicher Produktionskapazitäten mündet und somit auch die gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsgrundlagen unterminiert.

10 Eske Bockelmann, Die Synthesis am Geld: Natur der Neuzeit. Eine Antwort auf Sohn-Rethels Frage nach dem Zusammenhang von Warenform und Denkform, in: exit! Heft 5, Bad Honnef 2008.

11 Roswitha Scholz, Das Geschlecht des Kapitalismus: Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats, Bad Honnef 2000.

12 Claus Peter Ortlieb, Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik, in: exit! Heft 6 (voraussichtlich März 2009). Siehe auch: http://exit-online.de.

Grenzen des Wachstums

Diese also scheinbar grenzenlose Dynamik stößt aber nicht nur aufgrund ihrer sich abzeichnenden Implosion, sondern – aufgrund der Endlichkeit verfügbarer Ressourcen (Rohstoffe und Energie) – auch stofflich und – aufgrund der immer deutlicher werdenden destruktiven Auswirkungen des Wachstums – gesellschaftlich-sozial und ökologisch an ihre absolute Grenze. Das »Nachhaltigkeitsprinzip« ist mit der kapitalistischen Wachstumsdynamik per se nicht vereinbar und übernimmt in der gesellschaftlichen Debatte eine rein ideologische Verarbeitungsfunktion: Weder Effizienzsteigerungen noch die Ausschöpfung von Einsparpotenzialen können den Kapitalismus ökologisch-sozial »zivilisieren«. Diese müssen vielmehr als Konsequenz betriebswirtschaftlicher Rationalisierung und Produktivitätssteigerung entschlüsselt werden, die die Basis der Verwertung – die Abnutzung menschlicher Arbeitskraft – weiter aushöhlen. Auch der vom bereits absehbaren Ende des fossilen Zeitalters – und somit von billig verfügbarer Energie – erzwungene Übergang zu ressourcenintensiver, regenerativer Energiegewinnung und gegebenenfalls zu kleinteiliger, verbrauchsorientierter Landwirtschaft wird diesen Prozess nicht umkehren können. Die auf den fossilen Verbrauch ausgelegten Produktions-, Konsumtions- und Mobilitätskapazitäten müssen auf breiter Front stillgelegt werden, die darin inkarnierte Wertmasse ist größtenteils verloren oder muss zumindest teilweise abgeschrieben werden. Mit dem einhergehenden Einbruch der Produktivität und dem Rückgang des stofflichen Outputs schwinden die produktiven Verwertungsmöglichkeiten für das Restkapital auf gesamtgesellschaftlicher Ebene.[13]

Kunst und Politik

Es kann konstatiert werden, dass die gesellschaftlichen Voraussetzungen des Nachhaltigkeitsdiskurses und der Klimadebatte in der IBA Hamburg ihren *ideologischen Ausdruck* finden. Die diskursiven Voraussetzungen dieser Muster werden von der Plattform KulturlNatur partiell infrage gestellt, in einer weitgehend offenen Praxis einer aber daher auch nicht näher bestimmten Untersuchung unterzogen.[14] Die wertabspaltungsförmige Ebene der kapitalistischen Wachstumsdynamik als Ursache der globalen, sozialökologischen Krisenerscheinungen – die auch in der Reformulierung

13 Andreas Exner/Konstantin Kulterer/Christian Lauk, Die Grenzen des Kapitalismus. Wie wir am Wachstum scheitern, Wien 2008.

14 http://www.kultur-natur.net (Idee).

urbaner Entwicklungsparadigmen ihren Ausdruck findet – wird nicht erkannt. Dazu gehört auch das Insistieren auf den Vermittlungsebenen von politischer Regulation und künstlerisch-kultureller Reflexion, die ihrerseits auf der gesellschaftlichen Fetischkonstitution – also einem unbewussten Vergesellschaftungsmodus – der Wertabspaltung aufsetzen. Ganz wie die politische Gestaltungsfähigkeit an das politisch-öffentliche Subjekt (den *Citoyen*, die andere Seite des ökonomischen Subjekts, des *Bourgeois*), den bürgerlichen Staat und somit den Gestaltungsrahmen blinder ökonomischer Prozesse gebunden bleibt, ist künstlerisch-kulturelles Bewusstsein an das autonome Subjekt und den bürgerlich-privatistischen Autonomiebegriff von Kunst und Kultur gekoppelt, die in der sie kennzeichnenden Atomisierung die Begrenzung ihrer gesellschaftlichen Reflexions- und auch Gestaltungsfähigkeit finden.

Warum der Hafen (…) muss

Vor dem Hintergrund der skizzierten Entwicklungen müssen die Perspektiven für die Metropolregion Hamburg und ihr ökonomisches Gravitationszentrum, den Hamburger Hafen, reformuliert werden. Es gibt keine Grundlage dafür anzunehmen, dass sich Hamburg von den zu erwartenden dramatischen globalen Abwertungsprozessen und gesellschaftlich-sozialen Auflösungserscheinungen entkoppeln kann. Auch Prestigeprojekte wie die HafenCity oder Airbus finden ihre Grenzen an einer versiegenden produktiven Akkumulationsdynamik und bleiben nicht unberührt von den Auswirkungen der sozialökologischen Krise. In dieser Situation geht es darum, den bewusst-reflektierenden Bruch mit dem übergreifenden Formprinzip der Wertabspaltung einzuleiten und die sukzessive Transformation in eine andere Form von Gesellschaftlichkeit auf breiter, gesamtgesellschaftlicher Ebene zu diskutieren, die – von der Herrschaft des Automatischen Subjekts befreit – auf dem bewussten Einsatz natürlicher Ressourcen und der Aktivierung gesellschaftlicher Möglichkeiten und Fähigkeiten im Interesse und Sinne aller basiert.

Kollektives Verkohlen mit individueller CO_2-Bilanz

Eine kritisch-emanzipatorische Transformation ist alles andere als zwangsläufig, ein »sanfter« Krisenverlauf kaum möglich. Verschiedene Szenarien sind denkbar und keineswegs unwahrscheinlich: Das Kapital könnte über die Bildung neuer spekulativer Blasen oder auch derzeit nicht abzusehende Möglichkeiten der Realakkumulation die Verwertungs- und Wachstumsdynamik neu in Gang setzen. Deren Auswirkungen wären jedoch ebenso wenig von Segen, wie sie es jemals in der menschlichen Geschichte

waren, sondern würden vielmehr die ökologisch-soziale Krise auf den bereits bekannten empirischen Ebenen verschärfen und die finale Implosion hinausschieben. Es ist wahrscheinlich, dass die Krise des Weltmarkts und somit der Verwertungsbewegung selbst nicht in eine bewusste Neugestaltung menschlicher Vergesellschaftung, sondern in eine disziplinierende, sozialökologische Abwertungs- und Abwicklungsdynamik mündet, in der die Staaten ihren, strukturell immer vorhandenen, gewaltförmigen Kern über den Ausschluss wachsender Bevölkerungsteile gegen ihre Gesellschaftsmitglieder wenden. Nicht zuletzt eröffnet sich mit der »Verwilderung des warenproduzierenden Patriarchats« (Roswitha Scholz) eine Option, in deren Konsequenz zuerst supranationale und schließlich auch staatliche Instanzen ihre (gewaltförmige) Integrationsfähigkeit zunehmend verlieren, zerfallen und einer Herrschaftsform Platz machen, die zu benennen jedem selbst überlassen bleibt.

Eine Kombination der letzteren beiden Möglichkeiten zeichnet sich – inklusive der zunehmenden Aktivierung der bekannten und im bürgerlichen Bewusstsein jederzeit abrufbaren Krisenideologeme wie Rassismus, Sexismus, Antisemitismus und Antiziganismus – bereits ab. Das Zeit- und Möglichkeitsfenster für den Übergang in eine nicht fetischistisch verfasste Gesellschaftlichkeit würde sich auf unabsehbare Zeit schließen.[15]

15 Claus Peter Ortlieb, Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik, in: exit! Heft 6 (März 2009). Siehe auch: http://exit-online.de.

Dirck Möllmann

»Alle Künstler sind gleich« – Über die soziale Frage bei Beuys und zur Partizipation in der zeitgenössischen Kunst

»All artists are alike. They dream of doing something that's more social, more collaborative, and more real than art.« Dan Graham[1]

Es gibt einen geschichtlich verbürgten Wunsch im Feld der zeitgenössischen Künste, auch im Leben wirksam zu werden. Die Betrachter, die Kunden, die Zwischenhändler oder einfach alle, die teilnehmen an der Welt der Kunst, sollten ihre passive Haltung des bloßen Zuschauens und Konsumierens aufgeben zugunsten eines Schlüpfens in die aktive Rolle als Produzent – von Kunst. Der Betrachter als Koautor künftiger Produkte, als Teilnehmer an erkenntnisbildenden künstlerischen Prozessen oder »Der Autor als Produzent«: Walter Benjamin erfand diesen Slogan 1934 für das Brecht'sche Theater, das mit dem Anspruch auftritt, die ästhetische Konvention zu unterbrechen – zum Beispiel durch den Song im Opernsingspiel –, um Einsichten über die Wirklichkeit wachzurufen und um das Publikum »auf nachhaltige Art, durch Denken, den Zuständen zu entfremden, in denen es lebt«. Benjamin fügt hinzu, »dass es fürs Denken gar keinen besseren Start gibt als das Lachen«.[2] Das Lachen oder, wie bei Brecht/Weill, der Song ergreift einen, lässt Anteil nehmen und nachdenken über Zustände, die kritikwürdig sind, unmenschlich, entfremdet. Die Zustände selbst erfordern einen revolutionären Kampf. Welche Aufgabe übernimmt dabei die Kunst? Sie kann abbilden und aufstacheln, oder sie integriert ihr Publikum ins Werk, zum Beispiel: »La rivoluzione siamo noi« (»Die Revolution sind wir«, 1971)[3] betitelt der Künstler Beuys auf einem bekannten Poster seine Fußstapfen, die bierernst, großspurig und zielgenau auf ihre Betrachter zuhalten: »Noi«, er und wir, eine neue visionäre, kollektive Identität der Revolutionäre.

1 Zit. nach Claire Bishop, The Social Turn, in: Artforum, Februar 2006, und www.highbeam.com (12/2008).

2 Walter Benjamin, Der Autor als Produzent (Ansprache im Institut zum Studium des Fascismus in Paris am 27. April 1934), in: ders., Gesammelte Schriften, Band II.2, hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt am Main 1991, S.683–701, hier S.699.

3 Motiv eines Plakats zur Eröffnung einer Ausstellung von Beuys in Neapel 1971. Mit einer politischen Aktion informierte er über die Ziele und Tätigkeit der »Organisation für direkte Demokratie durch Volksabstimmung«, kurz zuvor gegründet in Düsseldorf. Er propagierte ein Verständnis von Demokratie, demzufolge die Kunst als revolutionäre Kraft angesehen wird, durch die Kreativität des Menschen, Verhältnisse zu verändern.

Partizipation

Beuys hat sein Publikum immer zum Protest gegen ihn animiert, zur Unterstützung und zum Nachdenken. Aber er hat dieses besonders wirksame, magische und faszinierende Verhältnis von Künstler und Publikum nie angetastet; es hat immer »funktioniert«. Ist das partizipatorisch?

Als Partizipation gilt die Teilhabe an Willensbildungs- oder Entscheidungsprozessen. Sie stiftet kollektive Identitäten und ist ein vernünftiges und beliebtes Mittel, politische Aktivität zu fördern. Teilnehmen, Mitmachen, Gestalten – oder gar »Go creative« –, das sind die kreativen Imperative unserer Zeit,[4] die Aufforderungen der Werbewirtschaft und Demokratieverwalter aus den zerkrümelten Utopien von Gleichheit und Befreiung ein Fünkchen Mehrwert zu schlagen, um Anteil zu nehmen an den Veränderungen unserer Umwelt. Nur die Ziele haben sich in 50 Jahren grundlegend gewandelt: Es ist nicht mehr von einer ästhetischen Unterbrechung der Konvention die Rede oder von revolutionärer Kreativität, sondern von Partizipation im Felde dort, wo Kunst und Politik sich sozial, gemeinschaftlich engagieren. Dafür gibt es viele Namen: »community-based art, experimental communities, dialogic art, littoral art, participatory, interventionist, research-based, or collaborative art« (Bishop, The Social Turn, a.a.O.). Und es gibt viele gute Gründe für dieses Engagement: Das Publikum wird ermächtigt, aktiv an ästhetischen Prozessen teilzunehmen, das Kunstfeld öffnet sich gegenüber der ganzen Gesellschaft, das Genie wird überwunden durch die Mitbestimmung vieler, statt kontemplativer Versenkung zählt die Kooperation, und Partizipation wird zur »Strategie der Politisierung«, Kunst zur offenen Werkstruktur erklärt, sie wird interaktiv, sozial produktiv und demokratisch egalitär.[5]

Es gibt aber auch Stimmen, die skeptisch sind gegenüber der Idee einer »Gemeinschaft als Werk«[6]. Sie sehen eine gemeinschaftliche Teilhabe vor dem Hintergrund der Teilung oder Trennung zumindest als Distanz, die nicht durch eine Behauptung aufgehoben werden kann. Oder andere Stimmen, die an der gut gewollten Teilhabe den Begriff der Aufteilung und konkret die Zugangsbedingungen zur Teilnahme hinterfragen. Aus der Kooperation wird in Bezug auf die oben erwähnte Brecht'sche Auffassung

4 Marion von Osten, Der kreative Imperativ. Überlegungen zum Ausstellungsprojekt »Be Creative! Der kreative Imperativ«, in: Beatrice von Bismarck und Alexander Koch, Beyond Education. Kunst, Ausbildung, Arbeit und Ökonomie, Leipzig und Frankfurt am Main 2005, S.133–142.

5 Stefan Neuner, Paradoxien der Partizipation. Zur Einführung, in: Paradoxien der Partizipation. 31 – Das Magazin des Instituts für Theorie10/11 (Dezember 2007), S.4–6, hier S.4.

6 Jean-Luc Nancy, Die undarstellbare Gemeinschaft, Stuttgart 1988.

vom Theater mitunter schnell eine Pädagogik »im schlechten Sinne«[7], wenn die überlegene Position des Lehrmeisters, der Wissen verteilt, bestätigt wird. Deswegen ist die Frage immer wieder aktuell, wie ein Konzept für die Teilhabe an Entscheidungsprozessen in zeitgenössischer Demokratie aussehen könnte und wie es sich mit Kunst verbinden ließe. Was macht das Politische des teilnehmenden Handelns aus, wo liegen die ästhetischen Grenzen des Sozialen in der Kunst und umgekehrt: Wie wird Kunst zu politischer Handlung?

Stadt – Natur – Skulptur: *Das Gesamtkunstwerk Freie und Hansestadt Hamburg*

Ein Frühwerker dieser Fragen nach den Verhältnissen zwischen Kunst, Politik und Alltag war Joseph Beuys. Er gründete sein Gesamtwerk systematisch auf die Verbindung von künstlerischem Denken mit politischem Handeln.[8] Wenige Jahre vor seinem Tod schlug er ein visionäres Pflanzungsprojekt für die Stadt Hamburg vor, das den Stadtstaat in seinem kaufmännischen Denken neu aufstellen wollte. Unter dem Titel *Gesamtkunstwerk Freie und Hansestadt Hamburg* ging es um den nachhaltigen Umbau der postindustriellen Gesellschaft am Beispiel der Handelsstadt.[9] Das künstlerische Vorhaben aus dem Jahre 1984 durfte nicht verwirklicht werden und alle Kritik bleibt Spekulation. Sie soll für die Frage der Partizipation dennoch versucht werden, um Bezug auf heutige Entwicklungen des Umbaus der Freien und Hansestadt Hamburg zu nehmen.

Altenwerder

Die Schlagader der Stadt ist die Elbe, ihr wirtschaftliches Herz der Hafen, der sich ständig vergrößert. Für seinen Expansionshunger wurden über Jahrzehnte Pläne zu dessen Erweiterung festgelegt. Anfang der 1970er-Jahre traf es das Fischerdorf Altenwerder. Rund 2500 Bewohner mussten gemäß den Plänen zur Hafenerweiterung zwangsweise weichen. Viele Bürger wehrten sich juristisch. Jedes geräumte Haus

7 Grundgedanken kurz zusammengefasst bei: Stefan Neuner, Paradoxien der Partizipation, a.a.O., S.4f., unter Hinweis auf die Kritik an Brecht und Artaud durch Jacques Rancière, The Emancipated Spectator, in: Artforum 45.7, 2007, S.271–280.

8 Grundlegend hierzu: Theodora Vischer, Joseph Beuys. Die Einheit des Werkes. Zeichnungen, Aktionen, Plastische Arbeiten, Soziale Skulptur, Köln 1991.

9 Eine ausführliche Projektbeschreibung findet sich bei Uwe M. Schneede, Ein Stück aus dem Tollhaus. Hamburg und Beuys, in: Ulrich Schreiber, Kulturpolitik in Hamburg. Ein Weißbuch, Hamburg 1986, S.109–117; Karl Weber, »Gesamtkunstwerk Freie und Hansestadt Hamburg«, in: Ausst.-Kat. Arbeit in Geschichte – Geschichte in Arbeit, Hamburg 1988, S.92–95.

wurde umgehend abgerissen. Die Umsiedlung zog sich hin bis 1998. Übrig blieb allein die Dorfkirche mit Friedhof.
Das frei werdende Gebiet der ehemaligen Elbinsel Altenwerder wurde ab 1979 zum Spülfeld für ausgebaggerten Elbschlick, der durch Fahrrinnenvertiefungen regelmäßig anfällt. Solche Flächen voll ausgehobenem Sediment dienen zur Versickerung der Feuchtanteile. Schlick entsteht in Gezeitengewässern, wenn die Tide Meerespflanzen und andere organische Kleinstteile einspült, die sich am Boden ablagern. Im Hafenbereich ist das Substrat durch Industrieabfälle und Rückstände in der Regel stark kontaminiert. In Altenwerder wurde giftiger Hafenschlick mit ungiftigem ausgebaggertem Elbsand planmäßig aufgeschüttet und auf der rund fünfzehn Hektar großen Fläche entsorgt. Obenauf der Sand, darunter Partien von Hafenschlick. Die tonhaltige Grundschicht des Bodens hält bis heute das versickernde Wasser vom Grundwasser ab. Es wird per Drainage gesammelt und aufbereitet. Dieses Verfahren hat sich über Jahre bewährt. Die meterhoch verbrachte Aufschüttung aus Sand und Hafenschlick bleibt aber insgesamt weiterhin stark belastet. Die Oberfläche erschien damals durch Wind und Sonne über Jahre wie eine ausgetrocknete Sandwüste.
Der eindeutig wirtschaftliche Vorrang der Hafenpolitik vor Umwelt- und Sozialfragen schafft schwelende Konfliktzonen, wie unter anderem die Zerstörung von Altenwerder gezeigt hatte. Dafür interessierte sich Joseph Beuys, der im Mai 1983 neben anderen Künstlern von der Hamburger Kulturbehörde aufgefordert worden war, für das Großvorhaben *Stadt – Natur – Skulptur* ein Kunstwerk für eine städtische Restfläche eigener Wahl zu entwerfen. Die Kulturbehörde schaffte seit 1981 mit ihren neuen Förderrichtlinien auf Jahre wirksame Rahmenbedingungen, um die überholte *Kunst am Bau* durch die nun so genannte *Kunst im öffentlichen Raum* zu ersetzen. Es wurde ein Vorschlag gesucht, der das eigengesetzliche plastische Gestalten im Außenraum mit einem klaren gesellschaftlichen Bezug ergänzte.
Das zu realisierende Vorhaben sollte somit ein richtungweisendes Prestigeprojekt für die Stadt Hamburg werden, die Wahl fiel auf Joseph Beuys' Entwurf. Dieser entschied sich nach Besichtigung 1983 für den Standort der Spülfelder in Altenwerder und reichte eine Projektbeschreibung von ästhetischer und politischer Tragweite ein. Mit einer bildnerischen Aktion beginnend, wollte er die zur Wüste gewordene Wirtschaftsfläche langfristig wieder zugänglich machen.
Zugleich sollte in einem Büro in der Hamburger Innenstadt ein unabhängiges Forum zur ökologischen Umgestaltung des gesamten Stadtstaats aufgebaut werden. Die zunächst parallel verlaufenden künstlerischen und diskursiven Prozesse wären durch das Büro inhaltlich und organisatorisch verknüpft worden, um bestehende Umweltprobleme zu bewältigen. Zum Plan gehörte auch, mit nachhaltigen Kriterien eine

Stiftung zu gründen. Die Realisierung dieses Vorhabens bedeutete für Beuys, auf dem »Gleis des Wahnsinns« zu sein.

Der Plan

Die ersten Eingriffe wären ökologischen Gesichtspunkten gefolgt, um das Gelände in einer Art Nothilfe so weit als möglich zu entgiften. Schnell wachsende Pflanzen, so die Überlegung, binden schädliche Ablagerungen und verhindern deren Versickerung in das Grundwasser. Anschließend waren weitere systematische Pflanzungen mit ausgewählten Sorten vorgesehen. Auf mehreren Skizzen und Zeichnungen sind Listen mit Pflanzennamen und Notizen zu diesem Vorhaben festgehalten.
Das Vorhaben für Altenwerder war zunächst wie ein Denkbild für die Wiederbelebung einer »Todeszone« als eine »Kunstzone« geplant, es sollte aber durch die Pflanzungen Generationen überdauern.[10] Eine Reihe dieser Blätter ist mit dem Zeichen der »7000 Eichen« bestempelt, dem Vorhaben der *»Stadtverwaldung«* für die *documenta VII*, 1982 in Kassel, im Zuge dessen 7000 Eichen mit jeweils einer Basaltstele im Stadtbild verpflanzt wurden. Das gleichförmige Zeichen des Stempels behauptet einen übergreifenden Werkzusammenhang zwischen den beiden letzten Großprojekten von Beuys. Mit einer konventionellen Skulptur wären in Hamburg kein politischer Streithandel und keine ästhetische Kontroverse entbrannt.
Beuys' *erweiterter Kunstbegriff* forderte die Kreativität und ethisch-moralische Lernfähigkeit heraus, weil er unterstellte, dass jeder Mensch zu einer künstlerischen Haltung und Handlung fähig sei. Wenn jeder Mensch im Prinzip ein Künstler ist, haben sich grundlegende Werte und Normen verändert, es entsteht eine *Soziale Plastik*. Es ging in dem Gesamtkunstwerk auch um die Versöhnung von Wirtschafts- und Umweltinteressen im weit gefassten Werkverständnis der *Sozialen Plastik*, beseelt vom Geiste des Künstlers als Spiritus Rector.

10 Es existieren fünf gestempelte Blätter und vier ungestempelte Zeichnungen aus Beuys' Hand. In Zusammenarbeit mit der Biologin Dr. Barbara Engelschall konnten die systematischen Pflanzungspläne etwas entschlüsselt werden: Die Pflanzenlisten enthalten zu einem großen Teil Gewächse, die auf Friedhöfen gesetzt werden und nicht aus der norddeutschen Region stammen. Auf sieben der neun Blätter ist eine ovale bis rechteckige Grundform zu erkennen, die an den Grundriss des Kirchhofs von Altenwerder erinnert. In deren Mitte ist auf fünf Blättern eine Form zu sehen, die den geplanten Steinabwurf oder die Steinsetzung markiert. Die Zeichnungen belegen, dass die Wandlung von der »Todeszone« in eine »Kunstzone« inspiriert wurde durch den Friedhof, den verbliebenen Rest des Dorfs Altenwerder.

Dissens

Das selbst gewählte Image als »Vaterfigur«, der Paternalismus, macht Beuys bis heute populär und umstritten zugleich. Die beharrlich ausgeübte Dominanz unterscheidet seine Denkanstöße zur ästhetischen Revolte[11] von dem heutigen Begriff der Partizipation, obschon die Beuys'schen Großprojekte sowohl politische als auch ästhetische Teilhabe einfordern.[12] Der Begriff der Partizipation aber wurde aufgrund der Erfahrung von Vereinnahmung und Funktionalisierung durch staatliche Politik seit den 1990er-Jahren einer Revision unterzogen. Diese kritische Reflexion bringt teilhabendes Handeln mit Raumtheorien und politischer Philosophie zusammen. Partizipation wird nicht mehr als bloße Mitbestimmung verstanden, sondern als ein politisch wirksames Handlungsgeflecht, in dem viele Kräfte, Haupt- und Nebenrollen wirken. Zum Kriterium wird die Einschätzung, ob und inwieweit der bloße Nachvollzug einer Handlung oder die ihr zugrunde liegenden repräsentativen Modelle (mehrheitliche Abstimmung) überschritten werden. Erst dann bleiben kollektive Identität oder marktorientierte Autorschaft als gesellschaftliche Konsensmodelle weiterhin infrage gestellt.[13] Eine gesellschaftliche oder natur-kulturelle Versöhnung, wie Beuys sie mit seinen Vorhaben immer im Sinn gehabt hat, wird heute untauglich durch wachsenden wirtschaftlichen Druck und ökonomische Ungleichverteilung. Im Dissens, in der Unvereinbarkeit, erwächst ein theoretisch wie praktisch unberechenbares Unruhepotenzial.[14] Solch ein Streit um das Politische meint in der Theorie keinen Disput gemäß dem alltäglichen Verständnis, sondern es geht grundsätzlicher um die Zugänge zu Räumen öffentlicher Äußerung. Öffentliche Kunst und ihre Institutionen können dabei eine ebenso harmonisierende wie dissonante Rolle spielen. Vor allem aber regulieren sie die Möglichkeiten, Anteil am politischen Geschehen zu nehmen. Das politische Recht, »selbst zu sprechen und zu fordern«[15], ist weltweit umkämpft, das Feld der Kunst bietet eine von vielen Möglichkeiten, es wahrzunehmen oder ausgeschlossen zu bleiben. Und das

11 Impulse, die in den 1920er-Jahren ebenso von Dada, in den 1960ern von Fluxus sowie den Situationisten ausging, vgl. Claire Bishop, Participation, London/Boston 2006, S.10ff.

12 Gründung der Deutschen Studentenpartei 1967, daraus entstehend die Organisation für direkte Demokratie und Volksabstimmung 1970 und documenta V 1972; Mitgründer der Free International University 1973; 7000 Eichen, documenta VII 1982; Gesamtkunstwerk Hamburg 1983–1984, Gründungsmitglied der Partei Die Grünen 1980.

13 Das betonen Rainer Bellenbaum und Sabeth Buchmann in ihrem Text »Partizipation« mit Rancière betrachtet, in: Paradoxien der Partizipation. 31 – Das Magazin des Instituts für Theorie10/11 (Dezember 2007), S.29–34.

14 Vgl. auch die Diskussion in der Zeitschrift An Architektur zwischen den Herausgebern und Markus Miessen, The Violence of Participation. Spatial Practices Beyond Models of Consensus, in: An Architektur. Produktion und Gebrauch sozialer Umwelt 18.09.2007, Berlin, S.76–85.

15 Stefan Neuner, Paradoxien der Partizipation, a.a.O., S.5., mit Bezug auf Jacques Rancière, Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt am Main 2002.

beginnt nicht zuletzt mit der Frage, ob eine Äußerung als Kunst oder als Politik oder als durchlässig für beide Ordnungskriterien erscheint. Ohne festzulegen, was diese Äußerung sei, ist es entscheidend, wie diese Äußerung zustande kommt und dass sie die bis dahin bekannten Regulierungstechniken durchkreuzt. Ihr Modus macht eine Äußerung interessant.

Eine zeitgenössische Position, die sich in die partizipative Tradition der Kunst zwischen Alltagspraxis und Politik nach Joseph Beuys einrückt, formulierte Thomas Hirschhorn mit seinem Bataille-Monument auf der documenta 11 (2002) und weiteren Monumenten an anderen Orten. Hirschhorn stellt die repräsentative Funktion des öffentlichen Denkmals durch seine autortypische, provisorische Klebeband- und Verpackungs-Materialästhetik infrage. Neben kennzeichnender Form und der wohl überlegten Ortswahl ist die Einbeziehung der jeweiligen sozialen Gemeinschaften unumgänglich. Sie erst verleiht dem monumentalen Charakter der öffentlichen Präsenz seines Denkmals ihre Legitimität. Beuys erwartete auf der documenta V (1972) mit seinem Büro der »Organisation für direkte Demokratie und Volksabstimmung«, dass die Teilnehmer auf der 100-tägigen Kunstschau zu ihm kommen. Er versuchte, die Verhältnisse im Ganzen durch Großprojekte zu ändern. Hirschhorn dreht dieses Prinzip mit Referenz auf Beuys um. Er arbeitet in den Verhältnissen, ohne den Anspruch zu formulieren, sie aufzuheben oder zu versöhnen. Mit der Macht zur Erschließung des Öffentlichen als Autor und angesehener Künstler bestand Hirschhorn 2002 auf der eigenen Präsenz im öffentlich zugänglichen Ort zwischen den Siedlungsbauten und bot den interessierten Anwohnern einen bezahlten Job für die gesamte Dauer seines Projekts an. Seine symbolische Macht und künstlerische Verantwortung, die über die künstlerische Form der Arbeit und die politische Frage des Standorts entschied, wurde gleichwohl mit den Bewohnern durch die Investition der eigenen Zeit und die budgetierten Mittel geteilt. Es hat Hirschhorn nicht geschadet, dieses Monument für 100 Tage zu errichten, im Gegenteil hat es, bei aller Kritik an der Zurschaustellung von Kunst im sozialem Brennpunkt, sein Ansehen gemehrt.

Es ging Hirschhorn darum, eine Gabe zu erfinden und einen Tausch in die Wege zu leiten, der soziale Beziehungen knüpft.[16] Dies scheint eine einfache, aber fundamentale

16 »… es (geht darum), eine Erfahrung zu machen, eine gemeinsame Erfahrung mit den Anwohnern, den Besuchern, den Passanten und dem Künstler. Ich denke, dass Partizipation ein Geschenk ist, eine Gabe. Es ist eine Gabe im Sinn eines Potlatsch: Ich muss zuerst etwas geben und damit den anderen herausfordern zu geben, mehr zu geben!« Thomas Hirschhorn im Interview mit Sebastian Egenhofer, »Partizipation kann nicht provoziert werden«. Ein E-Mail-Interview mit Thomas Hirschhorn, geführt vom 14. bis 13.9.2007, in: Paradoxien der Partizipation. 31 – Das Magazin des Instituts für Theorie10/11 (Dezember 2007), S.97–104, hier S.101. Vgl. zum Thema des Gebens und Bezahlens auch Kathrin Busch: »... dass gut schenken eine Kunst ist«. Für eine Ästhetik der Gabe, in: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, 2005, S.27–55.

Erfahrung mit partizipativer Kunst in sozialen Räumen zu sein: In der konkreten Art und Weise des Gebens (von Zeit) wird der Respekt und die Gleichheit der Teilhabenden in einer Situation erkennbar und nachvollziehbar. Zeit geben ist eine Währung ohne Gegenwert. Sie ist möglicherweise der erste Schritt zu einem Dissens im Politischen, der die Teilhabe der »Anteillosen« (Rancière) oder die Anteilslosigkeit der Teilnehmenden mit offenem Ende verhandelt. Konsens und Integration hingegen setzen die Ziele, denen die am Gemeinsinn orientierte Vernunft zustimmen muss. Jedoch bringen sie genau dadurch, erhoben zur plakativen politischen Forderung, den Disput und Dissens zum Verstummen. Der notwendige Doppelschritt besteht darin, die Möglichkeit von Dissens und Widerspruch in ihrer symbolischen Form des »Zeitgebens« in eine reale Währung zu übertragen, das heißt die Teilnehmenden angemessen zu bezahlen. Der Modus des Gebens beeinflusst die Qualität der Gabe: Sie muss in der Zeit sein und »more real than art«.

LOKALE EXPERTEN UND OFFENE FRAGEN

Sybille Bauriedl

Städte werden an den Klimawandel angepasst. Vorbild Hamburg?

Klimawandel findet Stadt

Städte nehmen für die Bewältigung der negativen Folgen des Klimawandels eine Schlüsselstellung ein. Sie sind die Orte, an denen die meisten klimaschädlichen Emissionen durch kohlenstoffbasierten Energieverbrauch und ressourcenintensiven Lebensstandard verursacht werden. Gleichzeitig sind sie durch die Folgen des Klimawandels in ihrer Funktionsfähigkeit in zunehmendem Maße verwundbar. Für europäische Großstädte wie zum Beispiel Hamburg sind hierbei nicht nur Meeresspiegelanstieg und extreme Wetterereignisse relevant. Die Gefahren von Sturmfluten sind hier seit jeher bekannt. Ein neues, gesundheitsgefährdendes Phänomen, auf das in Hamburg reagiert werden muss, sind die prognostizierten innerstädtischen Temperaturerhöhungen. Als Folge des globalen Klimawandels verstärkt sich das Phänomen, dass sich das lokale Klima von Städten zunehmend stark von dem ländlicher Räume unterscheidet. Es können sich innerhalb von Ballungsräumen Hitzeinseln bilden, die eine Temperaturdifferenz zum Umland von bis zu zwölf Grad aufweisen. Auch innerhalb der Stadt kommt es bedingt durch unterschiedliche Flächennutzungen zu Temperaturdifferenzen von bis zu sieben Grad, die deutliche innerstädtische Klimavariabilitäten zur Folge haben.[1] Hamburg wird von diesem Effekt zwar nicht so sehr betroffen sein wie Städte in Kessellage und verfügt zudem mit der Elbe über eine Frischluftschneise, für die zukünftige Lebensqualität ist die Temperaturentwicklung jedoch auch hier relevant.
Obwohl diese stadtklimatischen Prozesse lange bekannt sind, werden sie in der operativen Stadtplanung kaum aufgenommen. Erkenntnisse zu den Umsetzungschancen innovativer Siedlungsstrukturen, wie beispielsweise die Zwischennutzung von Konversionsflächen als temporäre Kohlenstoffsenken (d.h. mehr Laubwaldflächen in der Stadt), liegen bisher nur in Ansätzen vor. Eine systematische Erarbeitung von Szenarien zur Realisierung alternativer klimafreundlicher Siedlungsstrukturen steht jedoch noch aus.[2] Wie auch beim »Ausflug des Denkens: Stadtutopien« geht mein Beitrag daher drei Fragen nach: Welche Leitbilder werden für eine klimagerechte Stadtentwicklung

1 Mat Santamouris, Energy and Climate in the Urban Built Environment, London 2001.

2 Matthias Ruth (Hg.), Smart Growth and Climate Change. Regional Development, Infrastructure and Adaptation, Cheltenham 2006.

diskutiert? Mit welchen Strategien reagiert die Hamburger Stadtregierung auf den Klimawandel? Finden sich Ansätze einer Umsetzung dieser Strategien in Hamburgs städtebaulichen Großprojekten wieder?

Die »Europäische Stadt« als nachhaltiges Leitbild?

In der Planungsdebatte erlebt das Leitbild der kompakten »Europäischen Stadt« als ideale Siedlungsstruktur für den Klimawandel zurzeit eine Renaissance. Ihre Merkmale sind eine hohe städtebauliche Dichte, ein kompakter Siedlungskörper und eine kleinteilige Funktionsmischung. Mit diesen baulich-strukturellen Merkmalen sollen ein effizienter Ressourceneinsatz, geringe Verkehrsemissionen und eine urbane Lebensqualität erzielt werden. Die Europäische Stadt wird in der stadtplanerischen Klimadebatte als Gegenbild einer ressourcenintensiven, verkehrinduzierenden Siedlungsstruktur des suburbanen Raums mit seinen weitläufigen Einzelhaussiedlungen beschrieben (»Wuchernde Stadt«). Die positive Aufladung des Leitbilds der Europäischen Stadt im Kontext der Klimaanpassung fußt auf einer Dichotomisierung von Stadt bzw. Kultur einerseits und Land bzw. Natur andererseits, die in postindustriellen Gesellschaften schwerlich aufrechtzuerhalten ist. Es wird außer Acht gelassen, dass das »urbane« Leben heute als ubiquitär angesehen werden kann, da es der allgemein bevorzugte Lebensstil ist. Außerdem sind die ökologischen und klimatologischen Effekte dieses Leitbildes bisher nur unzureichend systematisch verifiziert worden. Das gilt allerdings auch für andere städtebauliche Leitbilder wie das der aufgelockerten Stadt. Der Wirkungszusammenhang von Siedlungsstruktur und Kohlenstoffemissionen ist bisher nur auf der stadtklimatischen Mikroebene untersucht worden.

Ist die HafenCity klimagerecht?

Die Hamburger HafenCity, genauso wie weite Teile Wilhelmsburgs, liegt unterhalb des erwarteten maximalen Hochwassers. Das heißt, diese Quartiere sind im besonderen Maße von den regionalen Folgen des Klimawandels betroffen. In diesen Stadtbereichen sind also konkrete Anpassungsmaßnahmen notwendig und diese werden auch vorausschauend umgesetzt. Der Schutzeffekt der Maßnahmen zum Hochwasserschutz wird direkt lokal erkennbar sein. Wie sieht es aber in der HafenCity mit Anpassungsmaßnahmen aus, deren Folgen indirekt wirksam werden und denen nur im globalen Maßstab entgegengewirkt werden kann, wie der prognostizierten Erwärmung?
Mit der HafenCity werden prototypisch die Ideale der Europäischen Stadt umgesetzt. Die hohe Bebauungsdichte und die innerstädtische Lage der HafenCity sind im globa-

len Maßstab positiv zu bewerten. Innerstädtische kompakte Bauformen benötigen einen verminderten Ressourceneinsatz allein dadurch, dass weniger Fläche versiegelt wird oder wie im Fall der HafenCity eine zuvor schon versiegelte Fläche eine neue Nutzung erhält (Konversionsfläche).

Das Leitbild der kompakten, funktionsgemischten Europäischen Stadt wird auch als »Stadt der kurzen Wege« verstanden, die sich durch Verkehrsvermeidung und damit verringerte Kohlenstoffemissionen auszeichnet.[3] Bei dieser für den Klimawandel positiven Bewertung wird aber außer Acht gelassen, dass das individuelle Mobilitätsverhalten keineswegs nur als Folge baulich-funktionaler Strukturen zu interpretieren ist. Vielmehr geht das Mobilitätsverhalten mit Lebensstilmustern einher, die einen hohen Verkehrsaufwand akzeptieren oder sogar forcieren.[4] Zweifelsohne bildet das mit einer Verkehrsvermeidung assoziierte Leitbild einer Stadt der kurzen Wege notwendige räumliche Voraussetzungen für eine Reduzierung des Verkehrsaufwandes und der damit verbundenen Emissionen. Diese werden aber zum Beispiel in der HafenCity nicht konsequent genutzt. Die Verkehrsinfrastruktur der HafenCity und die Ausstattung der einzelnen Gebäude sind weiterhin für eine autogerechte Stadt ausgelegt. Wohnungen und Büros in der HafenCity sollen mit dem PKW optimal erreichbar sein. Neue Denkmuster der Raumnutzung, die sich in restriktiven Maßnahmen (z. B. stark reduzierter Parkraum auf öffentlichen Flächen) oder Anreizmaßnahmen zeigen (z. B. Bevorzugung nichtmotorisierter Mobilität, Subventionierung des autofreien Wohnens) sind nicht erkennbar und auch für die weiteren Bauabschnitte bisher nicht vorgesehen.

Die internationale Klimapolitik gibt ein ehrgeiziges Zeitfenster für schnelle Emissionsreduktionen vor, denen starre Strukturen und Denkmuster in Kommunalpolitik, Raumplanung und Alltagshandeln gegenüberstehen. Sollen die Vereinbarungen internationaler Klimapolitik ernst genommen werden, müsste jedoch ein *downscaling* der formulierten Ziele auf die kommunale Ebene vorgenommen werden. Bundeskanzlerin Angela Merkel plädierte beim G8-Gipfel 2007 für einen international einheitlichen CO_2-Grenzwert von jährlich zwei Tonnen Emissionen pro Kopf ab 2050 (sogenannte Kohlenstoffgerechtigkeit). Hamburg dürfte mit seinen knapp 1,8 Millionen EinwohnerInnen nach dieser Gerechtigkeitsformel nur noch 3,6 Millionen t/a CO_2 emittieren. Aktuell ist der Wert fünfmal so hoch.

Würde dieses Verständnis von Klimagerechtigkeit als nationale und kommunale Verantwortung politisch akzeptiert, hätte dies einen enormen Handlungsdruck für kommunale Politik, für die Stadtplanung und die StadtbewohnerInnen zur Folge (auch

3 BBR – Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Raumordnungsbericht 2005, Bonn 2005.

4 Christian Holz-Rau, Siedlungsstrukturen und Verkehr. Materialien zur Raumentwicklung Bd. 84, Bonn 1997.

wenn Städten als Konsum- und Produktionsstandorten höhere Emissionen zustünden). In der HafenCity wird sowohl von der Entwicklungsgesellschaft HafenCity GmbH als auch von einigen Investoren der Einsatz neuer Technologien für energiesparende Wärmesysteme und Wärmedämmung gefördert. Ein städtebauliches Großprojekt wie die HafenCity, das international eine enorme Aufmerksamkeit erfährt, kann auf diesem Feld des Klimaschutzes Vorbildfunktion haben.
Um eine Aussage zur Klimagerechtigkeit machen zu können, sollte jedoch nicht nur ein Blick auf die bauliche Ausstattung geworfen werden, sondern auch auf die bauliche Struktur und deren Nutzungsmöglichkeiten und vor allem deren reale Nutzung. Die Aktivitäten der Anpassung an den Klimawandel beschränken sich in Hamburg auf bekannte Strategien des Bereichs technischer Umweltschutz und Umweltbewusstseinsbildung.[5] Unklar bleibt dabei, inwieweit die zentrale Strategie Hamburger Stadtentwicklungspolitik und auch der IBA, »emissionsreduziertes Bauen«, Aussagen über eine sozial gerechte Anpassung an den Klimawandel darstellt. Der Indikator beschreibt in der Regel den Energieaufwand pro Quadratmeter Wohn- bzw. Gewerbefläche. Neubauten mit großen Wohneinheiten werden hier bessere Werte erzielen als kleine Wohneinheiten im Bestand. Würde der Indikator als Ressourcenverbrauch pro Person berechnet, stünde im direkten Vergleich von Kirchdorf-Süd (einer Hochhaussiedlung in Wilhelmsburg) und HafenCity zu den Indikatoren Wohnraumbeanspruchung (Kirchdorf: ca. 30qm/EW, HafenCity: ca. 60qm/EW) oder Pkw-Bestand (Kirchdorf: 280 Pkw/1000 EW, HafenCity: ca. 700 Pkw/1000 EW) die Großwohnsiedlung in Wilhelmsburg sogar besser da und entspräche eher dem Ideal einer ressourceneffizienten Siedlungsform als das innerstädtische Prestigeprojekt.

Eine klimagerechte Stadt braucht eine klimagerechte Gesellschaft

Die positiven Effekte stadtgestalterischer Strategien im Bezug auf den Klimaschutz sind wesentlich von deren Nutzung abhängig. Die bauliche Struktur an sich ist nicht die Emissionsverursacherin. Klimagerecht wird eine Stadt erst durch die klimagerechten NutzerInnen der baulichen und infrastrukturellen Gestaltung der Stadt. Einfache und beliebig kopierbare Erfolgsrezepte der klimagerechten Stadt wird es daher nicht geben können. Neben der Diskussion städtebaulicher Strategien muss es auch eine Diskussion der Paradigmen einer wachstumsorientierten und steuerungsoptimi-

5 FHH – Freie und Hansestadt Hamburg (2007), Hamburger Klimaschutzkonzept 2007–2012. Bürgerschaftsdrucksache 18/6803, 2007 (http://www.klima.hamburg.de/fileadmin/user_upload/klimaschutz/Dateien/Drucksache_18-6803.pdf).

stischen Stadtplanung geben.[6] Kurze Verkehrswege und effiziente Energieversorgungssysteme schaffen Optionen für den Klimaschutz, sie motivieren aber nicht zwangsläufig zu klimagerechtem Verhalten.

Ökologisch vernünftige Handlungsmuster stehen stets in Konkurrenz zu ökonomischen Interessen und sozialen Prozessen. Gerade das Mobilitätsverhalten und die Wohnraumnutzung entfalten erhebliche Symbolwirkung im Hinblick auf den sozialen Status. So werden beispielsweise positive Effekte für den Klimaschutz durch energieeffiziente Gebäudemodernisierung schnell kompensiert von einem stetig steigenden Wohnraumanspruch und damit einem steigenden Flächen- und Wärmeenergieverbrauch pro Person (Rebound-Effekt).

Effizienzstrategien (Intensitätssteigerung der Ressourcennutzung) werden in der Kommunalpolitik bevorzugt verfolgt, da Suffizienzstrategien (Nutzungsverzicht) immer mit Verteilungsfragen und sozialen Konflikten verbunden sind. Wenn es um einen Verzicht auf Ressourcennutzungen geht, sind davon nicht alle StadtbewohnerInnen im gleichen Maße betroffen. Strategien für eine klimagerechte Stadt sind daher immer unter Berücksichtigung sozialer Differenzierungen zu diskutieren. Zur Einschätzung der sozialen Akzeptanz und Umsetzbarkeit von Entwicklungsstrategien für eine klimagerechte Stadt sind zum Beispiel geschlechts-, klassen- und altersspezifische Nutzungsmuster relevant.

Das Leitbild der kompakten Europäischen Stadt wird aktuell in seiner Stilisierung als Allheilmittel für praktisch jede sozialökologisch relevante Problemstellung nicht nur grandios überstrapaziert, die Fokussierung verhindert darüber hinaus eine dringend notwendige Öffnung der Leitbilddebatte und Suche nach alternativen Stadtzukünften.[7] Bisher werden die problematischen Folgen des Klimawandels genau mit den Denkmustern versucht zu bearbeiten, die diese verursacht haben: eine auf Wirtschaftswachstum und ressourcenintensive Lebensstile ausgerichtete Stadtentwicklung.

6 Sybille Bauriedl / Stefanie Baasch / Matthias Winkler, Die klimagerechte europäische Stadt? Siedlungsstrukturen, städtischer Lebensstandard und Klimaveränderungen, in: RaumPlanung 137, 2008, S.67–71.

7 Sybille Bauriedl / Delia Schindler / Matthias Winkler (Hg.), Stadtzukünfte denken. Nachhaltigkeit in europäischen Stadtregionen, München 2008.

Harald Köpke

Was heißt Umwelt- und Naturschutz auf der Elbinsel Hamburg-Wilhelmsburg?

Um diese Frage zu beantworten, muss man ein wenig in die Historie blicken: Geprägt haben die Elbinsel Wilhelmsburg ganz eindeutig der Hafen und die Industrie. So hat der Hafen über lange Zeit seinen mit Schwermetallen und Dioxinen belasteten Schlick auf verschiedene Spülfelder in Wilhelmsburg verteilt. Und auf diesen Flächen wurde bis in die 90er-Jahre ganz unbekümmert Landwirtschaft betrieben. Trotz Warnungen hat die Wirtschaftsbehörde der Stadt Hamburg diese Nutzung erst untersagt, als von der Europäischen Kommission entsprechende Grenzwerte festgelegt wurden und ein Vermarktungsverbot für die Produkte nicht mehr zu umgehen war.
Der Hafen hat sich in den letzten Jahren immer stärker Richtung Westen verlagert, hier stehen nun die großen Containerterminals, Stichwort Altenwerder. Für Wilhelmsburg hat dies zur Folge, dass viele kleine und große Brachflächen im Hafengebiet über längere Zeit nicht mehr genutzt wurden. Und genau hier entstanden wertvolle Rückzugsgebiete für bedrohte Tier- und Pflanzenarten. Geschützt vor menschlichem Einfluss gedeihen artenreiche Trockenrasenvegetation oder üppige Kräuter – und man trifft auf Hochstaudenfluren, die ihrerseits viele Insekten anlocken, die wiederum beste Nahrungsbedingungen für seltene Vogelarten darstellen.
So hat sich fast die gesamte Population der Hamburger Rebhühner in diese Hafenbrachen zurückgezogen. Den Vögeln bieten die Brachflächen viele Vorteile, nicht zuletzt halten die Zäune und Mauern auch Katzen und Hunde fern. Möwen haben diese Vorteile schnell erkannt und sich in letzter Zeit stark vermehrt. In den gesicherten Flächen auf der Hohen Schaar mitten im Hafenindustriegebiet stieg die Zahl der Gelege brütender Sturmmöwen auf über 2000, eine gewaltige Zahl. Und neben der großen Sturmmöwenkolonie brüten Silbermöwen, Heringsmöwen, Mantelmöwen und Schwarzkopfmöwen. Außerdem gehen hier Austernfischer, Brandgänse, Kiebitze und verschiedene Singvogelarten ihrem Brutgeschäft nach. Herausragend für die Hohe Schaar ist auch der größte Bestand an Zypressenwolfsmilch in ganz Norddeutschland. Diese nach der Roten Liste als gefährdet eingestufte Pflanze findet hier optimale Bedingungen, und im Frühjahr zeigt sich ein gewaltiger gelber Blütenteppich.
Aber auch der Peutehafen bietet ein faszinierendes Arteninventar und wurde »Gegenstand« des Kunstprojekts »Im Peutegrund« von Nana Petzet, die im Rahmen der Ausstellungsplattform Kultur | Natur auf das wertvolle Naturparadies aufmerksam gemacht

hat.[1] Neben vielen seltenen Brutvogelarten wurden auch andere Raritäten entdeckt: Nachweise von Stabwanze, Wespenspinne und der äußerst seltenen Gestreiften Zartschrecke lassen jeden Biologen aufhorchen. Leider werden diese wunderbaren Biotope immer wieder dem Erdboden gleichgemacht. So wurde vor fünf Jahren trotz massiven Protests der Rodewischhafen planiert und zum Containerstellplatz ausgebaut. Über viele Jahre hatte sich hier in einer Art Lagune ein Eldorado für viele Vogelarten entwickelt. Kiebitz, Säbelschnäpler und Sandregenpfeifer gaben sich ein Stelldichein, bis 2003 die Hamburg Port Authority (HPA) die Flächen wieder in »Nutzung« gebracht hat. An diesem Beispiel wird deutlich: In vielen Fällen ist der Hafen – zumindest was das Naturschutzrecht angeht – ein rechtsfreier Raum. Bestimmte Maßnahmen gelten gar nicht erst als Eingriff und müssen daher nicht ausgeglichen werden – ein bundesweit einmaliger Zustand, der zweifelsohne verfassungswidrig ist.

Und die Industrie? Gerade die Elbinsel hat die extremen Auswüchse industrieller Produktion zu spüren bekommen. So erreichte die Deponie Georgswerder bundesweit traurige Berühmtheit, als das Seveso-Gift Dioxin gefunden wurde.[2] Auch Firmen wie Haltermann haben ihre giftigen Spuren hinterlassen und unter anderem den Veringkanal verseucht. An dieser hier nur skizzierten Erblast trägt Wilhelmsburg bis heute.

In der Hamburger Umwelt- und Stadtentwicklungspolitik gab es allerdings auch immer wieder Ansätze, die Situation der Elbinsel zu verbessern. Die Stadt hat zum Beispiel in den 80er-Jahren das *Sonderprogramm Wilhelmsburg* ins Leben gerufen. Zum einen, um die sozialen Verwerfungen anzugehen, zum anderen aber auch, um die Umweltbedingungen vor Ort zu verbessern. Hier war unter anderem angedacht, im Bereich Obergeorgswerder einen naturnahen Mischwald zu entwickeln. Dort entsteht derzeit ein Logistikzentrum …

Konkret für den Natur- und Landschaftsschutz gab es eine ganze Reihe von bunten Plänen. Diese hießen *Programmplan, Landschaftsrahmenplan* oder *Landschaftsplan Wilhelmsburg Ost*, und alle hatten eines gemeinsam: Sie verschwanden trotz vollmundiger Ankündigungen irgendwann in der Schublade, und insbesondere für den Schutz der letzten Reste der Wilhelmsburger Elbmarschen war nichts gewonnen. Auch der letzte Anlauf mit dem Titel *Entwicklungsplanung Wilhelmsburger Osten* endet mit dem Hinweis, dass noch die abschließende Befassung der Senatskommission erfolgen solle – worauf wir bis heute warten. Um den Umgang speziell mit den naturnahen Flächen im Wilhelmsburger Osten zu verstehen, muss man sich die Politik der Wirtschaftsbehörde – in Hamburg zuständig für Landwirtschaft – etwas genauer an-

1 Siehe zu Nana Petzet und ihrem »Peutegrund«-Projekt den Bildband.

2 Siehe zur Deponie Georgswerder das Gespräch zwischen Weisleder und Sokollek in diesem Band.

schauen. Es wurden systematisch wertvolle Grünlandflächen an Gemüsebauern verpachtet, die dann auf diesen Flächen Intensivkulturen anbauten. Dabei hat man sich sogar über die Vorgaben des von der Bürgerschaft beschlossenen Landschafts- und Artenschutzprogramms hinweggesetzt. Aufgrund der Verpachtung an Gemüsebauern wurden die Wasserstände in den Gräben abgesenkt, weil angeblich die Flächen zu nass waren. Ohne jede ernsthafte Kontrolle blieb auch, ob beim Einsatz von Pflanzenschutzmitteln die gesetzlichen Abstandsregelungen zu den Gewässern eingehalten wurden. In der Folge dieser Politik litt das Arteninventar auf den Grünlandflächen und im Gewässersystem erheblich. Und noch vor Kurzem mussten wir erleben, dass eine seit mehr als zwanzig Jahren über das Extensivierungsprogramm geförderte wertvolle Grünlandfläche neu verpachtet und anschließend umgebrochen wurde.

Die Zerstörung wertvoller Landschaft findet auf Wilhelmsburg zudem häufig im (fast) Verborgenen und vor allem schleichend statt. Der bis April 2008 zuständige Bezirk Harburg hat es immer wieder verstanden, das geltende Baurecht so »kreativ« auszulegen, dass wichtige Sichtfenster im Landschaftsbild zugebaut wurden und plötzlich an verschiedenen Stellen im *Zusammenhang bebaute Ortsteile* entstanden, wo vorher nur einzelne Häuser standen. Aufgrund der zunehmenden Bebauung steigt auch der Verkehr: Bislang wenig genutzte Straßen werden heute bei den Amphibienwanderungen im Frühjahr zur Todesfalle für viele Frösche und Kröten.

Trotz allem ist es verschiedenen Verbänden, engagierten Anwohnern und auch der Loki-Schmidt-Stiftung zu verdanken, dass gerade im Wilhelmsburger Osten wertvolle Flächen noch erhalten sind. Wenig bekannt ist nach wie vor, dass Hamburg und speziell auch Wilhelmsburg zu den acht bundesweit bedeutsamen Hotspots der Artenvielfalt bei höheren Pflanzen zählt und gerade im Zentrum des Stromspaltungsgebietes der Elbe einzigartige Naturschutzgebiete liegen. Das unter Naturschutz stehende Heuckenlock im Süden der Insel beherbergt zum Beispiel die letzten großen Bestände an Auwäldern in der Metropolregion Hamburg. Um Wilhelmsburg zu verstehen, ist noch ein weiterer Punkt wichtig. Seit mehr als fünfzehn Jahren findet eine intensive Bürgerbeteiligung statt. Die Stadt Hamburg hat Millionen investiert, Projektbüros und Universitäten mit Moderationsaufträgen überschüttet, und auch vor Ort ist viel buntes Papier produziert worden. Als Beispiel sei nur die »Zukunftskonferenz« erwähnt, die 2003 mit hohem Aufwand betrieben und deren konkrete Forderungen und Wünsche an die Politik – auch im Umweltbereich – dokumentiert wurden.[3] Getan hat sich freilich wenig, ein ums andere Mal wurde auch genau das Gegenteil umge-

3 Siehe zu einigen konkreten Forderungen der Wilhelmsburger Initiativen den Beitrag von Manuel Humburg in diesem Band.

setzt. Nun sollen die Internationale Gartenschau (igs) und die Internationale Bauausstellung (IBA) auf der Elbinsel stattfinden, und die Erwartungen, was bis zum Abschlussjahr 2013 alles zum Besseren gewendet werden soll, sind immens. Und nach all den hier genannten Erfahrungen steht der Verdacht im Raum, dass Hamburg mit dieser Entscheidung auch viele vor Ort ungeliebte Projekte durchdrücken will. Was nicht verwundert.

Dies sind zweifelsohne ungünstige Startbedingungen für diesen Stadtentwicklungsprozess. Es baut sich schwer auf Misstrauen, das aufgrund der vielen schlechten Erfahrungen mit der Politik der Stadt entstanden ist. IBA und igs stehen somit vor großen Herausforderungen. Es kann nur funktionieren, wenn gerade Natur- und Umweltschutz ausreichend beachtet werden. Internationale Gartenschau und die Internationale Bauausstellung 2013 wurden und werden von uns, dem Bund für Umwelt und Naturschutz Hamburg (BUND), als Chance gesehen, einen Wandel im Verhalten und im Umgang der Stadt mit dieser Elbinsel und ihren Bürgern herbeizuführen. Das Beteiligungsverfahren um die Bebauung der Kirchdorfer Wiesen war dazu ein guter Auftakt: In diesem von der IBA moderierten Verfahren sind verschiedene Interessengruppen konsultiert worden, und schließlich wurde das Projekt mehrheitlich abgelehnt. Die IBA zog die Konsequenz und verwarf daraufhin das zunächst auch von ihr favorisierte Bauvorhaben.

Die Zukunft wird zeigen, ob unser Optimismus berechtigt ist. Es stehen ein Dutzend Bebauungspläne an, und ein transparentes nachvollziehbares Ausgleichskonzept steht noch aus. »Energiebunker« und »Energieberg« sind reizvolle Ideen, gleichwohl muss aber eine IBA für den Klimaschutz visionäre und zukunftsweisende Akzente setzen. Und der Rückbau der Wilhelmsburger Reichstraße – eine große, in Nord-Süd-Richtung verlaufende und die Umgebung zweiteilende Verkehrsschneise – ist im Grundsatz ein sinnvolles Projekt, hilft es doch, die Mitte städtebaulich zu erschließen, Lärm zu begrenzen und gleichzeitig den Erschließungsdruck auf die Freiflächen zu nehmen. Allerdings darf die neue Straßenführung an der Bahn keine neuen Probleme heraufbeschwören. Und die igs? Dieses Projekt muss es schaffen, eine zukunftsfähige Garten- und Freiraumgestaltung in die Umgebung einzubinden und sich ganz klar der Schönheiten der Insel annehmen, damit die Nachnutzung nicht aufgesetzt und ohne Akzeptanz bleibt.[4] Schließlich müssen sich IBA und igs dafür einsetzen, dass der Wilhelmsburger Osten unter Naturschutz gestellt und entsprechende Nutzungskonzepte etabliert werden. – Vielleicht sieht es dann mit dem Umwelt- und Naturschutz auf der Elbinsel zukünftig besser aus …

4 Siehe zur Thematik der Internationalen Gartenschau (igs) das Interview mit Jürgen Wüpper in diesem Band.

Jürgen Wüpper (JW) im Gespräch mit Anke Haarmann und Harald Lemke (AHL)

Über Wilhelmsburger Wein und die zweite Vertreibung aus dem Paradies

Seit vielen Jahren ist Jürgen Wüpper im Kleingartenverein Groß-Sand aktiv. Mit seinen überwiegend türkischen Nachbargärtnern freut er sich über ein Stück selbst gestaltetes Leben – und arbeitet als Frührentner tagtäglich daran. Er nahm an allen »Ausflügen des Denkens« von Kultur | Natur teil. Beim letzten Ausflug zum Thema Gartenkultur in Wilhelmsburg hat er durch das grüne Labyrinth der vielen Wilhelmsburger Gärten geführt und anschließend eine große Kiste selbst angebautes Gemüse zur Abschlussfeier mitgebracht. (Siehe Ausflüge des Denkens »Gartentour« im Bildband) Das Gespräch handelt von Vereinshäusern, Rasenmähern, zornigen Gartenzwergen, Abfindungsgeldern, Bebauungsplänen, Gänseblümchen und davon, was passiert, wenn Gärten geräumt werden, damit Gärten gebaut werden.

AHL: Die Stadt Hamburg plant für 2013, in Wilhelmsburg eine Internationale Gartenschau (igs) zu veranstalten. Braucht Wilhelmsburg einen »neuen Volkspark«, wie von der igs geplant?

JW: Für das »Image« von Wilhelmsburg ist diese igs nicht verkehrt. Das wertet den Stadtteil Wilhelmsburg unheimlich auf. Denn Wilhelmsburg hat ja doch immer noch in ganz Hamburg und auch über Hamburg hinaus ein Negativimage wegen des hohen Ausländeranteils in der Bevölkerung. Denn es sind hier, ich sag jetzt mal, über 60 Prozent Ausländer.

AHL: Wie soll denn das gehen, dass durch eine Gartenschau Wilhelmsburger mit migrantischem Hintergrund weniger werden?

JW: Die werden nicht weniger, aber dann ist da noch das andere Image von Wilhelmsburg als Industrie und Hafen. Aber das stimmt gar nicht. Das hast du ja nun selber gesehen! Wilhelmsburg ist im Grunde genommen ein riesiger Park mit Wohnhäusern drinnen.

AHL: Du meinst, Wilhelmsburg ist jetzt schon ein riesiger Park?

JW: Ja, aber das kommt nicht rüber.

AHL: Dann könnte die igs versuchen, dies zu kommunizieren.

JW: In einem gewissen Sinne versucht man das auch. Aber es ist eine unheimliche Gratwanderung. Auf der einen Seite sagen sie: »Wir wollen die igs in bestehende

Kleingärten integrieren.« Aber auf der anderen Seite sagen sie: »Wir brauchen ein gewisses Gelände. Und das Gelände, was brachliegt, ist nicht genug. Also müssen wir zu dieser großen Freifläche am Containerbahnhof in Wilhelmsburg-Mitte noch soundso viele Quadratmeter dazuhaben« – das sind dann Kleingärten, und die sollen für das igs-Gelände weg.

AHL: Man räumt Gärten, um Gärten zu bauen. Die Gärten, die man nimmt, sind seit Jahren kultivierte; die Gärten, die neu gebaut werden, werden für ein halbes Jahr Schaugärten sein.

JW: Was soll ich dazu noch sagen?

Braucht der große Park Wilhelmsburg einen neuen beispielhaften Volkspark?

AHL: Ich frage mich, was du aus deiner Perspektive als Kleingärtner grundsätzlich über den Plan der Stadt Hamburg denkst, dass in Wilhelmsburg eine Internationale Gartenschau stattfinden soll? Was müsste man anstellen – und ausstellen –, damit die besondere Lebensqualität dieser vielen Kleingärten hier in Wilhelmsburg für internationale Besucher kommunizierbar wird? Ist diese Stadt-Landschaft nicht ein »beispielhaftes Projekt« – ein Beispiel bester urbaner Praxis, die Natur mit Kultur verbindet? Ist Wilhelmsburg nicht schon jetzt ein großer und im Ansatz vielleicht sogar zukunftsweisender »Volkspark«, den die Stadt – warum nicht – ausstellen kann?

JW: Dein Konzept würde, ich sag jetzt mal, keinen Hund hinterm Ofen hervorlocken. Weil: Man braucht Schaufläche! Für Veranstaltungen braucht man Fläche … Und diese Fläche wäre hier nicht vorhanden.

AHL: Dass dieses etwas andere Konzept, eine Internationale Gartenschau zu machen, weniger aufsehenerregend wäre, könnte schon sein. Aber ich wäre mir da gar nicht so sicher. Außerdem glaube ich, dass man in Wilhelmsburg viele Flächen nutzen könnte, ohne jemanden zu verscheuchen. Im Unterschied zum restlichen Stadtraum Hamburgs gibt es in Wilhelmsburg tatsächlich größere Frei- oder Brachflächen wie am Gleisgelände oder im Hafenrandgebiet.

JW: Da gibt es nicht so viel Fläche. Von den Flächen, die sie brauchen, ist das, meine ich, höchstens ein Drittel. Außerdem wäre das zu doll zersiedelt und zerstückelt, wenn du hier am Gleisgelände und dort im Hafen und da eine Fläche hast. Wenn ich mir als Besucher einer Gartenschau eine Fläche anschaue, dann will ich nur zu einem Ort und nicht zu verschiedenen Orten gehen müssen.

AHL: Man kann ja den Besuchern erklären, dass das eine neue Idee der Ausstellung von Gartenkultur ist.

JW: Das stimmt schon, aber das funktioniert nicht. Guck mal, das hat man schon in Schleswig versucht. Da war einerseits die »eigentliche« Gartenbaufläche. Dann hatten sie noch eine Wikinger-Siedlung außerhalb und noch was woanders. Die beiden Ausstellungsorte außerhalb sind dann wenig besucht worden. Man hat sich hauptsächlich in dem zentralen Park aufgehalten.

Gartenrückbauausstellung 2008

AHL: Und wie sieht die Integration der bestehenden Kleingärten im Rahmen der igs aus? Bei einem unser »Ausflüge des Denkens« haben wir einen Kleingärtner im Verein 1918 e. V. besucht. Er sprach davon, dass die mit »Rückbauforderungen« konfrontiert sind, weil sie Teil der igs werden und der Dachverband will, dass alle Gärten ein einheitliches Bild abgeben.

JW: Ja, die igs sagt, sie macht eine Gartenschau, und eine Gartenschau richtet sich nach dem Bundeskleingartengesetz. Das heißt dann, alle diese Anbauten sind illegale Bauverstöße.

AHL: Einerseits verbindet die gesellschaftliche Wahrnehmung mit »Schrebergärten« eine total aufgeräumte Welt. Auf der anderen Seite ist es geradezu anarchistisch, dass man einfach was dazubaut und sich über die Kleingartenordnung hinwegsetzt. Denn im Grunde wissen alle, die was dazugebaut haben, dass es eigentlich illegal ist.

JW: Wenn du einen Garten übernimmst oder einen neuen Garten kriegst, dann heißt es in der Gartenordnung und auch in der Satzung: Es ist eine Laube – mit Vordach und Terrassenüberdachung 24 qm! Mehr nicht. So läuft und lief das aber meistens eben nicht. Es sind größere Anbauten über die Jahre geduldet worden, weil die Vereinsvorsitzenden die Ohren angelegt und die Scheuklappen aufgesetzt haben.

AHL: Die haben selber ihre Gärten da und profitieren sicherlich davon.

JW: Sicherlich, und dass da keine Unruhe herrscht und alles friedlich verläuft in der Kolonie. Wir bei uns im Verein haben versucht, das in Grenzen zu halten. Es hieß, dass wir nur zwölf Quadratmeter große Lauben haben dürfen, weil wir ein kleinerer Gartenverein sind. Wir haben allerdings einen (legalen) Weg gefunden, um das auszuhebeln. Wir haben gesagt: »Im Kleingartengesetz stehen aber 24 qm!« Wir hatten alle eine Terrassenüberdachung. Andere hatten Vorbauten. Da kamen der Landesbund und die igs und sagten zu uns: »Das muss weg!« Und wir konnten schön sagen: »Wieso, wir haben nachgemessen, und da ist keine Laube mit Vordach über 24 qm.« Außerdem sind bei uns viele Türken mit großen

Familien, und wenn die Besuch bekommen von Familien mit meistens auch drei bis vier Kindern, und ein Regenschauer kommt, dann müssen sich alle mal unterstellen können.

AHL: Na, wenn das keine Kleingärtner-Schläue ist!

JW: In manchen Gemeinden ist extra ein Beauftragter nur für die Kleingartenvereine zuständig. Der geht durch und guckt, ob die Lauben größer als erlaubt sind. Deswegen hab' ich mich mal bei einer Fernsehsendung »Ab ins Beet« amüsiert, wie da einer mit seinem Bauwagen auf das Kleingartengelände raufgefahren ist. Es ist ja klar, dass kein Bauwagen auf dem Kleingartengelände sein darf. Im Film kam der Erste Vorsitzende und hat geholfen, den Bauwagen auf die Parzelle zu schieben.

AHL: Wieso sollen Bauwagen nicht in Schrebergärten parken? Das wäre doch eine interessante Verbindung zweier Milieus, die sich weit voneinander entfernt wähnen?

JW: Ja, aber wie soll ich das jetzt sagen … (Pause) das Gesamtbild! Das passt nicht in einen Kleingarten, wenn da so ein komischer Bauwagen, der als Laube deklariert ist, steht, und die anderen haben da eine schöne feste Holzlaube stehen.

AHL: Der Interkulturelle Garten hat auch einen Bauwagen bei sich stehen.

JW: Ich hatte denen neulich schon vorgeschlagen: Jetzt werden 180 Gärten aufgegeben, da sind manche Top-Lauben bei. Sie sollten sich mal drum bemühen, eventuell ein oder zwei Lauben zu sich zu schaffen … Da hat die, mit der ich gesprochen habe, gesagt: »Nein, so was wollen wir hier nicht!«

AHL: Bei euch scheint das mit den Anbauten ja zu funktionieren. Aber andere Kleingartenkolonien haben das Problem, dass größere Lauben jetzt wegen der igs zurückgebaut werden müssen. Müssen die das auf eigene Kosten tun?

JW: Den Rückbau müssen sie selber machen, aber die igs stellt Abfallcontainer.

AHL: Gibt es wegen dieses Rückbauens viel Unmut?

JW: Ja, natürlich ärgert das einen. Guck mal, du hast den Garten – ich sag jetzt mal – vierzig Jahre. Nach der Flut sind die Gärten in diesem Teil Wilhelmsburgs entstanden, dreißig bis vierzig Jahre sind die Gärten alle alt. Im Laufe der Zeit sind die Lauben angebaut worden, hier mal 5 qm, da mal 5 qm. Und so sind im Laufe der Zeit die Lauben doppelt so groß geworden wie erlaubt. Weil keiner dagegengesprochen hat.

AHL: Trotzdem findet der Rückbau jetzt statt?

JW: Ja, weil die Stadt dahintersteht. Und die sagt: »Es steht klipp und klar in der Gartenordnung und in der Satzung – 24 qm. Fertig, aus, Schluss.«

AHL: Die igs könnte auch sagen: »Ja, das ist aber unsere Ausstellungsphilosophie,

diese Verschiedenheit der Gärten auszustellen: Gerade nicht die Konformität, sondern diese vielen Variationen, Abweichungen und kreative Unordnung …

JW: Die igs ist mit dem anderen Argument gekommen, dass sie eine Gartenbauausstellung sind, da kommen Menschen aus ganz Deutschland. Und es kann nicht sein, wenn die durch den Garten gehen und sagen »Oh, guck mal, die haben aber eine schöne große Laube« und so …

Zwangsräumung und Entschädigungsgelder

AHL: Wie viele Gärten sind von der Zwangsräumung wegen der igs betroffen?

JW: Es sind 180 Parzellen.

AHL: Als klar wurde, dass so viele Parzellen geräumt werden müssen, um Platz für das zukünftige igs-Gelände zu machen, haben die betroffenen Gärtner als »zornige Gartenzwerge« von sich reden gemacht. Mittlerweile existiert dieser gemeinsame Widerstand nicht mehr. Die meisten haben sich inzwischen mit ihrem Schicksal abgefunden. Die Räumung der Gärten ist bereits im Gange. Worum geht es noch bei den Treffen, die die igs für die Kleingärtner anbietet?

JW: Da dreht es sich hauptsächlich um die »Entschädigung«. Und darum, wann die Parzellen geschätzt werden.

AHL: Beispielsweise bei dem Kleingartenverein Wollkämmerei: Die nehmen jetzt das Entschädigungsgeld, das die igs allen von der Zwangsräumung betroffenen Gärtnern verspricht, wenn sie jetzt ihren Pachtvertrag kündigen. Wie hat man sich das vorzustellen?

JW: Die igs hat gesagt: »Wir brauchen das Gelände.« Dann hat sie das an die Stadt gemeldet, die Stadt wiederum hat das an den Landesbund der Kleingärten gemeldet, dass sie das Gelände zurückgeben sollen. Und dann wurden die einzelnen Vorstände der Gartenvereine informiert: »Ihr sollt raus.« Und dann wurden Mitgliederversammlungen einberufen. Dort waren auch welche von der igs und vom Landesbund dabei. Die haben dann erklärt, warum, weswegen, weshalb das Gelände gebraucht wird, und wie das ablaufen sollte. Und dann haben die sich drauf verständigt beziehungsweise der Landesbund hat darauf gedrängt, dass es eine Entschädigung für die Kündigung gibt. Freiwillig möchte ja keiner gehen. Aber damit der Prozess nicht so langwierig wird und sie jeden Parzellenbesitzer einzeln rausklagen müssen.

AHL: Also diese Entschädigung ist eine Art Lockmittel …

JW: Anreiz!

AHL: … Anreiz, damit die Gärtner freiwillig gehen. Gäbe es eine Möglichkeit, dass die

Räumung der betroffenen Parzellen durch die igs bzw. den Landesbund nicht stattfindet?

JW: Tja … das funktioniert nicht. Denn: Geräumt werden würden die Parzellen so oder so. Bloß, das würde sich dann um zwei, drei Jahre verzögern. Und dann hätte die igs Schwierigkeiten, weil die natürlich schon bauen wollen und Freiflächen brauchen.

AHL: Deswegen geht die igs hin und bietet ein einmaliges Entschädigungsgeld?

JW: Ja, 2500 Euro kriegt man bar auf die Hand, wenn man »freiwillig« geht. Aber derjenige, der sagt: »Nee, ich will meinen Garten behalten, klagt mich hier runter« – der kriegt dann gar nichts.

AHL: Gibt es diese Fälle?

JW: Ja, ich weiß von zweien.

AHL: Dann hat die igs doch ein wirkliches Problem?

JW: (lacht) Ich will mal so sagen … Die haben zwar ein Problem damit, aber der Verein ist ja aufgelöst, und diejenigen, die bleiben wollen, die haben keine Rechte mehr. Die gehören nirgends mehr dazu. Also kann auch die Stadt die ruckzuck wegmachen …

AHL: Wie? In einer Nacht-und-Nebel-Aktion?

JW: Nein, nicht in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, aber es geht dann schneller. Denn die Gärtner sind ja dann nicht mehr in einem Verein. Es gibt für die dann keinen Anspruch mehr auf dieses Gelände.

AHL: Wäre es möglich, dass ein ganzer Verein sagt: »Nein, wir bleiben jetzt hier, wir gehen nicht, wir nehmen euer Geld nicht an.«

JW: Ja, dann hätte die igs ein unheimliches Problem!

AHL: Aber das hat in Wilhelmsburg nicht stattgefunden.

JW: Nein, das ist alles schon durch. Die Parzellen, die weg müssen, die sind alle schon gekündigt. Es sind nur noch zwei Parzellen in der Eichenallee, beim alten Wasserwerk, da sind noch zwei Fälle, die sich weigern.

AHL: Manche haben ihren Garten schon Jahrzehnte und verbringen dort so viel von ihrer Freizeit, wie sie können. Warum haben die meisten ihre Gärten und sich als Gärtner aufgegeben?

JW: Wegen der 2500 Euro eben.

AHL: Tatsächlich?

JW: Ja, ja …

AHL: Die haben doch eher Verluste, wenn sie ihre Gärten, in die über die Jahre viel Geld und noch mehr unbezahlte Arbeit gesteckt wurde, räumen.

JW: Das stimmt. Ich würde den Idealwert meines Gartens, was ich da im Laufe der

Jahre an Erde, Bäumen und alles investiert habe, auf 10 000 Euro schätzen. Wenn ich jetzt kündige und ihn vom Verbandsschätzer bewerten lasse, dann würde ich, was hoch gegriffen ist, 2000 Euro kriegen.

AHL: Dennoch nehmen die meisten die 2500 Euro als »Entschädigung« an. Wieso?

JW: Ja, die nehmen sie an, weil sie denken, sie würden außerdem noch für ihren Garten und ihre Laube einen Schätzwert von 1500 Euro oben drauf bekommen.

AHL: Das heißt, unabhängig von dem einmaligen Abfindungsgeld wird jeder Kleingarten nach seinem individuellen Wert geschätzt …

JW: Ja, da kommt einer von der Behörde, guckt sich die Lauben an, guckt in welchem Zustand die Laube ist, guckt sich den Garten an, welche Obstbäume drin sind und welche Pflanzen.

AHL: In deinem Fall würde das ein Maximum von 4500 Euro insgesamt bedeuten, wenn dein Garten auf 2000 Euro geschätzt worden wäre. Dann wärst du doch besser beraten, die Gelder nicht zu nehmen. Du wirst nicht nur von diesem selbst gestalteten Lebensraum vertrieben, sondern hast obendrein auch noch finanzielle Einbußen.

JW: Ja, aber dann klagen sie dich raus. Und dann kriegst du gar nichts! Der Richter wird sagen: »Das ist Allgemeinwohl: Enteignung!«

Geheime Bebauungspläne

AHL: Was findet denn mit den jetzt geräumten Flächen nach der igs statt?

JW: Es kann sein, dass das dann wieder Kleingärten werden, was ich nicht glaube. Neben der Wollkämmerei wollen sie Hallen auf das Gelände bauen, wo die Gartenschau rein soll, und später sollen die als Sporthallen genutzt werden.

AHL: Und dann muss ja auch der »Volkspark des 21. Jahrhunderts« irgendwo entstehen und soll bleiben. Bei dem von der Räumung betroffenen Kleingartenverein Eichenallee gibt es aber auch die Vermutung, dass dort nach der igs Wohnhäuser gebaut werden sollen.

JW: Ja, das ist im Hintergrund. Dieses Gelände wird sozusagen von der igs für die IBA freigemacht. Da kommt eine Grünfläche mit ein paar Informationsständen drauf. In der Nähe, im alten Wasserwerk, kommt eine Gastronomie, ein Bistro oder sonst was rein. Das soll später auch als Gasthaus genutzt werden, ein Szenelokal oder was weiß ich. Daneben, am Kuckuckshorn, an dem dort gelegenen Teich, sollen später Häuser hin. Teilweise werden die da jetzt schon gebaut.

AHL: Die Flächen des Kleingartenvereins Eichenallee liegen in unmittelbarer Nachbarschaft des Terrains, auf dem die IBA die »Hamburger Terrassen« plant, ein En-

semble von achtzig klimaschonenden Häusern. Manche meinen, eigentlich sollten die Stadtplaner ehrlich sagen: »Wir möchten dieses schöne Areal mit idyllischem Teich und viel altem Grünbestand in ein paar Jahren für attraktives Wohnen und Arbeiten bebauen, bitte verlassen Sie Ihre Gärten.« Der wahre Grund für die Kündigung der Gärten wäre also nicht die halbjährige Gartenschau 2013, sondern es wären diese städtebaulichen Interessen. Vielleicht sähe dann aber die Frage der Abfindung anders aus?

JW: Es müsste bloß ein neuer Bebauungsplan vom Senat beschlossen werden. In Wilhelmsburg, bei uns im Rathaus, sitzen Politiker, die sagen: »Wir brauchen hier in Wilhelmsburg mehr Wohnungen. Das Gelände da wäre ideal dafür.« Dann stellen sie einen Antrag an die Bezirksversammlung. Der Bebauungsplan wird geändert. Dann wird im Bezirk abgestimmt, dass der Bebauungsplan geändert wird. Dann geht der zur Bezirksversammlung Mitte. Die beschließen daraufhin den Bebauungsantrag. Und dann geben sie das an den Senat, und der macht eine Unterschrift. Und dann können sie anfangen, dieses Gelände beim Landesbund zu kündigen.

AHL: Was momentan passiert, läuft aber anders. Den betroffenen Kleingärtnern wird wegen der igs-Pläne gekündigt.

JW: Die igs stellt an den Senat direkt einen Antrag für einen Bebauungsplan: Wenn das geschehen ist und die igs nachher weg ist, dann kann der Bebauungsplan mit leichter Hand geändert werden – ist ja keiner mehr da, der dagegen sein könnte und dagegen stimmt. Wenn sie das über die andere Schiene machen wollten und direkt Häuser hinbauen, dann würde das zehn bis fünfzehn Jahre dauern, ehe das vom Tisch ist. Jetzt, über diese Schiene, dauert das zwei bis drei Jahre.

AHL: Man kann also sagen, dass die städtebaulichen Interessen, die mit diesen Mitteln und Zielen verfolgt werden, nicht ausdrücklich öffentlich gemacht werden. Dennoch wissen es alle.

JW: Ja, alle wissen es, alle hören es, alle reden drüber, aber keiner sagt es offen: »Das ist hundert Prozent Fakt, das ist der Plan dafür.« Und ich bin mir ziemlich sicher, dass in den Schubladen zig Pläne liegen.

Vereinshaus und Weinkultur

AHL: Du hast mir davon erzählt, dass die igs vor einiger Zeit an euch mit dem Vorschlag herangetreten ist, auf eurem Gelände einen kleinen Info-Pavillon für die igs inklusive eines Vereinshauses für euch zu bauen. Wie ist das gewesen?

JW: Der Geschäftsführer der igs Baumgarten ist an uns herangetreten und hat gesagt, er möchte bei uns einen Pavillon hinbauen, den er für die igs, für Architekten und Baufirmen als Besprechungsraum nutzen kann. Er wollte einen größeren Raum haben, in dem auch kleine Events stattfinden sollten. Das wäre auf dem Grund und Boden unseres Vereins gewesen. Deswegen hat er uns gefragt, ob wir damit einverstanden wären. Wir sollten das Haus nach dem Bau als Verein mitnutzen können. Doch für den Zeitraum der Gartenschau wäre es hauptsächlich von denen genutzt.

AHL: Das heißt, die anfängliche Überlegung war, die igs baut ein Haus, das ihr nach 2013 für euch nutzen könnt.

JW: Wir könnten das Haus, hieß es, schon vorher vollständig übernehmen, aber erst nach 2013 würde es uns gehören. So hat er sich ausgedrückt. Was Besseres konnte uns gar nicht passieren. Ist ja auch in Ordnung. – Ein halbes Jahr später kam die Frau Leicht und präsentierte erste Baupläne und Architekturzeichnungen auf einer Versammlung. Und zwei Wochen später kam sie an und sagte: »Wir wollen ja bei euch bauen usw. Aber ihr müsst euch da mit 80 000 Euro dran beteiligen.« … Da fiel bei uns die Kinnlade herunter und wir haben zu ihr gesagt: »Wieso, davon war noch nie die Rede.« Da sagte sie: »Ja, haben Sie denn gedacht, dass Sie das umsonst bekommen würden?« Da sagte ich zu ihr: »Ja, natürlich.« Wir sind nie an die igs herangetreten, dass wir irgendetwas haben oder machen wollten. Ich sagte: »Herr Baumgarten ist an uns herangetreten, nicht wir als Verein an die igs.« »Das kann doch wohl nicht angehen. Sie sind wohl blauäugig«, hat sie zu mir gesagt. Ich sagte: »In diesem Fall: ja!« Wir wären doch nie auf diese Idee gekommen, weil wir das Geld dazu gar nicht zusammenhatten. Ich sagte zu ihr: »Wir sind als Verein doch gerade erst mal vierzehn Jahre alt. Glauben Sie etwa in dieser Zeit hätten wir 80 000 Euro angespart? Dann sind Sie aber blauäugig! Wir haben gerade mal 6000 Euro in der Kasse.« Sie: »Ja, dann müssen die Vereinsmitglieder eine Umlage machen!« Ich: »Gute Frau, eine Vereinsumlage von 80 000 Euro, das wären für jeden 1500 Euro. Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, dass ich 1500 Euro hinlegen kann. Wir sind fast alle in den unteren Gehaltsklassen anzusiedeln, manche sind sogar Hartz-IV-Empfänger …«

AHL: Hat die igs daraufhin ein neues, niedrigeres Angebot gemacht?

JW: Doch, haben sie. Dann sagte Herr Baumgarten, dass er versuchen will, ob er Sponsoren kriegen kann. Aber wir müssten dann immer noch 30 000 Euro aufbringen. Das hörte sich schon anders an. Das wären für jedes Vereinsmitglied so 300 bis 400 Euro, was uns schon realistischer schien. Wir haben das unseren

Vereinsmitgliedern schon mal gesagt und die waren alle natürlich hell begeistert. »Oh, wir kriegen ein Vereinshaus, wir kriegen Toiletten.« Wir konnten uns vorstellen, die 30 000 Euro aufbringen zu können. Daraufhin haben wir eine Umlage gemacht von 300 Euro in diesem Jahr – und plötzlich springt die igs ab!

AHL. Wegen dieses plötzlichen Rückziehers seid ihr nun verärgert?

JW: Sind wir, ja. Wir haben unseren Ärger gegenüber dem Geschäftsführer Herrn Baumgarten und der Kleingartenbeauftragten Frau Leicht sehr deutlich gemacht! Jedenfalls mussten wir nach dieser Vorgeschichte was tun, denn wir wollen nach wie vor ein Vereinshaus.

AHL: Und jetzt bekommt ihr doch noch ein Vereinshaus?

JW: Ja, kleiner und aus eigener Kraft. Wir haben verschiedene Firmen angesprochen, was das kosten würde, was da zu machen ist usw. Ein Bekannter kennt einen Architekten, der uns die Zeichnung gemacht hat. Wenn das Ding fertig ist, dann, habe ich schon gesagt, wird der Herr Baumgarten eingeladen, und dann sagen wir: »Hier, das ist das, was wir ohne euch hinbekommen haben.«

AHL: Mal abgesehen davon, dass das Vereinshaus bald entstehen wird – was würdest du dir für unsere Kleingärten wünschen?

JW: Wüsste ich jetzt gar nix.

AHL: Wunschlos glücklich?

JW: Na ja, wunschlos glücklich sind wir nicht, wir bräuchten bei uns im Verein einen größeren Rasenmäher, so einen Gartentrecker. Wir haben ja ziemlich viel Rasenfreifläche – hast du ja auch gesehen. Und da sind sonst drei Mann zwei Wochenenden mit beschäftigt. Wir haben das auch schon dem Gartenbauamt gesagt. Auch von denen sollten wir Unterstützung bekommen. Denn es ist ja so, dass der Landesbund der Kleingärten für die Pflegearbeit der Freiflächen, die nicht zum Verein gehören, bezahlen muss, weil das Stadtgebiet ist. Nur, in Zeiten leerer Kassen spart die Stadt diese Pflegearbeiten einfach ein. Und wenn wir die nicht pflegen würden, dann würden da Gras und Unkraut inzwischen einen Meter hoch sein. Die sagen sich: »Ah, der Verein, der wird das schon machen.« Ja, natürlich werden wir das machen, weil das für unseren Verein ein Imageverlust ist, wenn da mitten im Verein die Gräben nicht gemäht werden und das alles. Das müsste aber eigentlich alles die Stadt machen. Die ersten zwei Jahre haben sie das auch gemacht. Und dann hieß es auf einmal: »Ja, wir haben kein Geld mehr.« Aber wir bezahlen dafür. Der Landesbund zahlt, und wir zahlen den Landesbund. Es ist zwar nicht viel, aber wir zahlen dafür. Deshalb sage ich: »Dann könntet ihr uns, weil wir diese Freiflächen für die Stadt pflegen, doch mal ein bisschen unterstützen und vernünftiges Gerät dafür stellen.«

AHL: Die Behörden scheinen nicht die Chance zu nutzen, dort zu helfen, wo es kein großer Aufwand wäre, freiwillige Gartenarbeit und klimafreundliche Kleingärten als Teil des kulturellen Lebens der Stadt zu unterstützen.

JW: Ja, guck mal, auf diesen Parzellen, die da abgewickelt werden, sind zu 70 Prozent ältere Leute. Und wenn ich 65, 70 Jahre bin – und dort sind sogar noch ältere, 75- bis 80-jährige Leute – dann beginne ich doch keinen neuen Garten mehr, um den Garten nach meinen Vorstellungen, nach meinen Bedürfnissen zu gestalten. Das schaffe ich gesundheitlich doch gar nicht mehr. Ein befreundeter Kleingärtner, der jetzt gehen muss, hat mir gesagt, wenn er den Garten behalten hätte, dann hätte er weitergemacht, bis er nicht mehr richtig kann. Aber jetzt sagt er, das liegt nicht mehr drin, dass er sich woanders noch mal eine neue Parzelle, einen neuen Garten nimmt. Die Möglichkeit ist ja da. Es werden auch von der igs ganz neue Gärten hergestellt, ungefähr 120 bis 150 Ersatzgärten werden im Laufe der Zeit gestellt. Aber auch die müssen von Grund auf aufgebaut werden. Und das kann ich doch nicht mehr als 70-Jähriger.

AHL: Stell dir mal vor, wenn du jetzt im nächsten Jahr deinen Garten da aufgeben müsstest.

JW: Dann wäre … (seufzt) … Guck mal, dreizehn Jahre habe ich den Garten jetzt. Und ich habe den Garten wirklich von Grund an aufgebaut.

AHL: Da wuchs noch keine deiner Weinreben und niemand wusste davon, dass man in Wilhelmsburg, wie du, zum »Weinbauern« werden kann. Wie war das: Vierzig Liter Wein hast du letztes Jahr aus deinen Trauben gemacht?

JW: Ja – da wuchs noch nicht mal eine Blume, höchstens eine Butterblume oder diese Gänseblümchen. Das war alles, sonst war auf diesem Grundstück nix, nur hohes Gras.

Volker Sokollek (VS) und Simona Weisleder (SW) im Gespräch mit Anke Haarmann und Harald Lemke (AHL)

Über alte Lasten und erneuerbare Energien

Volker Sokollek und Simona Weisleder beschäftigen sich beide von unterschiedlichen Seiten aus mit einem Berg: der Deponie Georgswerder in Hamburg-Wilhelmsburg. Ein »Müllberg« für das Amt für Umweltschutz – ein »Energieberg« für die IBA. Das Gelände wurde Mitte der 1980er-Jahre durch einen Dioxinskandal schlagartig bekannt. Seitdem wird dort gegen die industriellen Altlasten gekämpft. Die Bevölkerung organisierte sich nicht nur gegen die Schadstoffe, sondern auch gegen das Müllimage. Die IBA will das Gelände nutzen, um ein nachhaltiges Energiekonzept für Wilhelmsburg zu entwickeln – mit Windrädern auf der Höhe und Solaranlagen am Südhang des Bergs. Grund genug, über das Verhältnis von alten Lasten und erneuerbaren Energien zu sprechen.

Ein Gesinnungswandel in der Altlastensanierung

VS: Die Altlastensanierung wurde in Hamburg in den 1970er-Jahren begonnen. 1979 hat man nach einem Unglück in Verbindung mit dem Stoltzenberggelände – bei dem ein Kind umkam – angefangen, Altlasten systematisch zu erfassen. Aber so richtig in Schwung kam das Thema erst, als die Georgswerder Deponie als Altlast bekannt wurde. Das war 1983/84. Ich bin 1986 eingestiegen. Damals hieß es immer, wir machen Altlastensanierung für den Grundwasserschutz, also grundsätzlich Umweltschutz, Gewässerschutz, Schutz des Menschen vor Kontakt mit Altlasten, etwa wenn Wohngebiete betroffen waren oder Gasmigration in Gebäude zu befürchten war. Auch heute gilt noch das Letztgenannte. Aber es hat sich grundsätzlich etwas gewandelt, etwa Mitte der 1990er-Jahre. Da hieß es auf einmal: Wir machen gezielt Flächenrecycling. Der Begriff der »Brownfields« tauchte auf. Das sind innerstädtische Industriebrachen, die belastet sind, aber wieder gereinigt und dann genutzt werden können. »Greenfields« dagegen sind die sogenannten grünen Wiesen am Stadtrand. Um diese zu schonen, sollten »Brownfields« wieder nutzbar gemacht werden.

AHL: Das heißt, dass vom Anspruch abgelassen wurde, alles wiederherzustellen, was an Altlasten aus der industriellen Entwicklung heraus vorhanden war, und nur

gezielt an Stellen zu sanieren, wo es für die innerstädtische Entwicklung von Nutzen ist?

VS: Auch vorher wurden nicht alle Altlasten saniert. Aber es ging darum, möglichst alle zu erfassen und zu bewerten – zu bewerten nach Umweltgesichtspunkten! Wenn bestimmte Grenzwerte überschritten wurden, dann musste saniert werden. Heute haben sich die Anschauung und teilweise der rechtliche Hintergrund gewandelt. Es gibt eine EU-Grundwasserrahmenrichtlinie, die von größeren Flächeneinheiten ausgeht. Das sind Grundwassergebiete, die Flusseinzugsgebieten zugeordnet werden und durchaus Hunderte Quadratkilometer groß sein können. Die sollen insgesamt in einem guten Zustand sein. Wenn irgendwo auf ein paar Hektar eine Schadstofffahne ist, dann muss das nicht unbedingt den Gesamtzustand erheblich beeinträchtigen. So kann man das zumindest interpretieren.

SW: Nun hat aber die Stadtentwicklung in Hamburg das Problem, dass es nicht so viele Flächen gibt. Insofern werden zusehends auch belastete Flächen saniert und entwickelt. Wer bezahlt eigentlich diese Entsorgung? Ist das die Stadt Hamburg oder auch der zukünftige Investor?

VS: Soweit ich es überschaue, zahlt bei der Sanierung städtischer Flächen in den meisten Fällen die Stadt Hamburg den Hauptanteil der Sanierungskosten. Der Investor bzw. Käufer zahlt für eine saubere Fläche dann aber den vollen Grundstückspreis. Wenn man den Verursacher der Belastung, also meistens Privatfirmen, noch greifen kann und wenn er finanziell in der Lage ist, dann zahlt der Verursacher. Unter Umständen wird er gerichtlich gezwungen, seinen Anteil zu bezahlen.

Die Dioxine und die Verantwortlichen

SW: Und wie war das bei der Mülldeponie in Hamburg-Georgswerder? Wie viel Prozent der Sanierungssumme wurden von den Verursachern gezahlt?

VS: Etwa zehn Prozent – das waren häufig Vergleichsvereinbarungen. Es war nicht durchsetzbar, die Verursacher per Verfügung oder Gerichtsentscheid zu zwingen.

AHL: Vielleicht wäre es ganz hilfreich zusammenzufassen, wer auf der Georgswerder Deponie was abgelagert hat und warum manche nicht zur Verantwortung gezogen werden konnten?

VS: Die Hauptmenge, also Hausmüll und Sperrmüll, hat die Stadtreinigung Hamburg abgelagert. Den Sondermüll haben Firmen abgelagert – die bekannten Mineralölfirmen zum einen und Chemiefirmen wie Boehringer zum anderen. Der Name taucht ja immer wieder auf, und wir wissen mit Sicherheit, dass von Boehringer

Dioxine kamen. Es war eine relativ große Menge. Boehringer zum Beispiel hat einen Anteil an der Sanierung gezahlt. Es gab auch Verhandlungen mit Mineralölfirmen. Die wollten nicht zahlen. Daraufhin hat man versucht, das per Gerichtsverfahren durchzusetzen. Dieses Verfahren hat die Stadt in zwei Instanzen verloren.

AHL: Was sind die rechtlichen Grundlagen? Und warum wird so ein Prozess verloren?

SW: Georgswerder war keine illegale Deponie, das muss man wissen …

VS: Ja, es war eine geordnete Sondermüllablagerung im Zeitraum von 1967 bis 1974. Die Firmen haben damals ihre Gebühren gezahlt. Sicherlich wurde hier und da auch das eine oder andere Fass mit nicht deklariertem Inhalt abgelagert. Im Grunde hat man aber ab 1984 einfach die Begleitscheine und Statistiken ausgewertet und die Hauptanlieferer alle rangeholt und gesagt: »Ja, bitte zahlt doch jetzt mal.« Die Sanierung sollte mindestens 150 Millionen DM kosten – das war der Stand 1985. Soweit ich weiß, konnten die Mineralölfirmen nicht gezwungen werden, einen Anteil an den Sanierungskosten zu zahlen, weil sie – wie ich schon sagte – eine geordnete Deponie beschickt hatten, Anlieferungszwang bestand und sie dafür bezahlt hatten.

Grundsanieren – Teilsanieren und die Hoffnung in den Tonboden

AHL: Kommen wir auf die Grundwasserbelastung zurück. Wie hat man sich das vorzustellen? Spuren von Dioxinen sickern aus dem Berg ins Grundwasser. Eine Grundsanierung, die das ganze Areal auch nach unten hin versiegeln würde, war nicht vorgesehen, weil das viel zu teuer geworden wäre.

VS: Also, zuerst zu den aussickernden Stoffen: Das Dioxin ist nahezu wasserunlöslich und spielt deswegen im Grundwasser keine Rolle. Es ist im Öl gelöst und dadurch mobil. Wenn der Mensch es aufnimmt, wird es im Körperfett gelöst und gespeichert. Es gibt andere relevante Schadstoffe, die aussickern. Chlorkohlenwasserstoffe, dazu gehört auch das Vinylchlorid. Vinylchlorid ist zum Beispiel als Bestandteil im PVC (Polyvinylchlorid) fest eingebunden, aber ansonsten eine hochgiftige, krebserzeugende Substanz.

Was die nachträgliche Basisdichtung der Deponie – das war wohl mit »Grundsanierung« gemeint – angeht, hat man tatsächlich überlegt, das Ganze von unten abzudichten. Angeblich hätte dies ungefähr eine Milliarde DM gekostet. Das war schon ein K.O.-Kriterium. Die andere Seite war die technische Machbarkeit. Eine solche große flächenhafte nachträgliche Unterfahrung hatte man noch nirgends ausprobiert. Ob es gelungen wäre, ist sehr zweifelhaft. Das ist heute

bei Deponien, die noch betrieben oder angelegt werden, anders. Da muss auf jeden Fall eine Basisdichtung gebaut werden.

AHL: Aber die Situation in Georgswerder ist doch die, dass der Berg oben mit einer Folie versiegelt ist, und darüber liegt Sand, und dann wächst Gras. Unten drunter gibt es eine Tonschicht, die den Vorteil hat, dass sie ziemlich dicht ist. Sozusagen eine glückliche Fügung der Natur.

VS: Ja – und vor allem ist die Kleischicht mit ihrem sehr hohen Tonanteil auch ein guter Schadstofffilter. Aber da, wo die Tonschicht zu dünn ist, gibt es Schwachstellen, und Schadstoffe dringen durch. Es wurde auf dem Gelände systematisch Ton abgebaut, bevor die Deponie kam. Zum Glück nicht der gesamte Ton, aber er wurde geschwächt, und wir haben auf der heutigen Deponiefläche etwa 100 Bombeneinschläge aus dem Krieg.

SW: Also wird jetzt das Grundwasser belastet?

VS: Ja.

SW: Und wie versucht man dagegen vorzugehen? Es wird doch aus dem Berg abgepumpt und gereinigt?!

Wasserstockwerke, Schadstofffahnen und Sandbewegungen

VS: Ja, aber man muss sich auch klarmachen, dass wir von zwei Wasserstockwerken sprechen. Ein Wasserstockwerk im Deponiekörper oberhalb der Tonschicht oder Kleischicht und eines darunter. Das hängt damit zusammen, dass die Kleischicht schon immer stauend gewirkt hat und das Wasser oberhalb im Wesentlichen noch aus der Zeit der aktiven Deponiebeschickung stammt. Die eigentlichen Grundwasserleiter sind davon durch die Kleischicht getrennt. In dem Deponiestauwasser sind die hochgiftigen Schadstoffe gelöst. Auch das Öl befindet sich im Stauwasserkörper, weshalb wir passender von einem Stauflüssigkeitskörper sprechen sollten. Durch die Oberflächenabdichtung des Berges wird verhindert, dass dieses Stauwasser weiter gespeist wird und damit Schadstoffe mobilisiert werden. Das war ein wesentliches Ziel der Kapselung. Das Deponiestauwasser ist schon abgesunken. Es war ursprünglich bis zu 14 Meter hoch. Jetzt sind es noch acht Meter im Deponiezentrum.

AHL: Acht Meter Öl-Wasser-Schadstoffgemisch im Berg!

VS: Ja, aus diesem inneren Stauflüssigkeitskörper sickert ständig etwas – mit einer gewissen Filterung – durch die geschwächten Kleischichten in den Grundwasserleiter. Dort hat sich eine Schadstofffahne gebildet. Unter der Deponie und im Süden der Deponie ist der Grundwasserraum verseucht. Die Schadstofffahne,

die seit Langem saniert wird, zieht mit der Grundwasserströmung nach Südwest bis Süd. Die Strömung hat sich ein bisschen geändert und inzwischen ein Gewässer erreicht, das Dove-Elbe-Wettern genannt wird. Es ist ca. 400 Meter von der Deponie entfernt. Das Gewässer hat einen gewissen Kontakt zum Grundwasser. Das ist eine relativ neue Erkenntnis. Erst seit ein paar Jahren wissen wir, dass die Schadstofffahne tatsächlich dorthin gelangt ist. Die Schadstofffahnenausbreitung wurde mit einem recht gut angepassten Grundwassermodell berechnet – Anfang der 1990er-Jahre – und da ging man noch davon aus, dass die Ausbreitung mehr in Richtung West bis Südwest erfolgt. Also zum Kleingartenbereich. Aber die Grundwasserbewegung ist inzwischen eher in Südrichtung zur Dove-Elbe-Wettern geschwenkt. Das hat mit dem Entwässerungssystem von Wilhelmsburg zu tun. Es wurde nämlich in den 1990er-Jahren ein neues Pumpwerk »Sperlsdeich« gebaut. Das entwässert über die Dove-Elbe-Wettern den ganzen Wilhelmsburger Osten. Das Marschland hat viel Oberflächenwasser, und die Landwirtschaft ist daran interessiert, dass der Wasserstand einigermaßen tief gehalten wird. Wir wussten nicht, dass diese Maßnahme die Grundwasserströmung erheblich beeinflussen würde.

AHL: Mit was ist das Grundwasser belastet?

VS: Zunächst Vinylchlorid. Es gibt die Stoffgruppe LCKW, leichtflüchtige Chlorkohlenwasserstoffe, der giftigste Vertreter ist das Vinylchlorid. Dann gibt es noch das Benzol aus der Gruppe der Aromaten. Das sind eigentlich die typischen Leitstoffe der Deponie Georgswerder. Benzol ist auch als Beimengung zum Benzin bekannt und ebenfalls sehr giftig. Die genannten Stoffe sind relativ mobil. Dagegen haben wir hier kein Problem mit Schwermetallen im Grundwasser. Die sind in der Deponie kaum vorhanden.

AHL: Aber im Grunde geht man davon aus, dass flächendeckend eine, wenn auch dünne, Klei- oder Tonschicht da ist und die auch bleibt und dadurch die Dioxine im Berg bleiben? In dem Maße, wie sie irgendwo ein richtiges Loch bekommt, haben wir ein Problem.

VS: Wir wissen, dass Schwachstellen in der Kleischicht unter der Deponie vorhanden sind, ein richtiges Loch – besser gesagt eine Fehlstelle im Klei – wurde bisher nicht nachgewiesen.

SW: Ich finde es wichtig, das zu thematisieren, weil wir auch im Zuge der IBA-Planung mit der Deponie diese Fragen gestellt bekommen und diese dann auch fachgerecht beantworten können sollten.

VS: Ja, aber landläufig haben viele Leute auch falsche Vorstellungen vom Grundwasser. Sie denken an Wasseradern oder unterirdische Seen.

AHL: Was wäre denn ein besseres Bild? Grundwasser ist kein unterirdischer See, keine Ader, sondern?

VS: Es ist vereinfacht gesagt eine Mischung aus Sand und Wasser. Ein Grundwasserleiter im Hamburger Raum besteht überwiegend aus Sand. Zwischen den Sandkörnern ist etwa ein Drittel Hohlraum, und der ist vollständig mit Wasser gefüllt. Das bewegt sich relativ langsam. Anders als in einem freien Gewässer bewegt sich das Wasser in diesem Sandkörper – es kann auch Kies sein – je nach Körnung und Gefälle langsamer oder schneller, aber jedenfalls nicht rasch fließend.

Altlasteninformationspolitik, Stadtentwicklung und Bürgerbeteiligung

AHL: Jetzt können wir dazu übergehen, über die Bedeutung der Stadtentwicklung im Rahmen der Altlastenproblematik zu sprechen. Zum einen geht es da um die Informationspolitik, von der wir gerade sprachen. Das Pumpwerk in Wilhelmsburg entwässert wegen landwirtschaftlicher Interessen und wegen des Hochwasserschutzes die Marschlande, dabei lenkt es aber die Schadstofffahne um. Dieses Beziehungsgeflecht aus Schadstoffen, Pumpwerk, landwirtschaftlichen Interessen und Sandwasserkörpern hängt wiederum mit öffentlichen Geldern für Sanierungsmaßnahmen zusammen oder potenziellen Gefahren für die Gesundheit der in Georgswerder wohnenden Bevölkerung. Und in dieser Gemengelage plant die IBA Anlagen für erneuerbare Energien auf einem Berg, unter dem eine acht Meter hohe Wasser-Öl-Vinylchlorid-Dioxin-Brühe wabert.

SW: Ich habe das Projekt vor rund einem halben Jahr übernommen, als ich frisch zur IBA kam. Ich finde es richtig und gut, dass gerade so ein Thema Bestandteil dieser Internationalen Bauausstellung in Hamburg ist. Die IBA Emscher Park in den 1990er-Jahren im Ruhrgebiet hat sich schon in Teilen mit Deponien beschäftigt, aber das Projekt Energieberg ist doch sehr besonders und speziell. Ich nehme sehr stark wahr, dass im Stadtteil Georgswerder selber eine große Hoffnung mit diesem IBA-Projekt verbunden ist. Diese Deponie prägt im negativen Sinne diesen ganzen Stadtteil – sie hat ihn stigmatisiert. Es hat sich vor 25 Jahren der Arbeitskreis Georgswerder parallel zu der Aufdeckung der Dioxinskandale gegründet, eine sehr engagierte Bürgerinitiative, die sich seitdem intensiv für Georgswerder einsetzt und sich sehr aktiv in alle Belange ihres Quartiers einmischt. Ich war dort einige Male zu Gast, und auch sie haben die Hoffnung, dass die Öffnung des Ortes und dessen Weiterentwicklung auch auf das Quartier ausstrahlen. Sodass, wenn der Name Georgswerder fällt, nicht immer alle nur an die Giftmülldeponie denken, sondern interessiert sind, hinkommen und erfahren, was für eine

Gegend Georgswerder ist, wie vielfältig und interessant. Ich finde es schön, dass innerhalb der Bewohnerschaft im Quartier so ein starkes Interesse besteht, diesen Ort sozusagen zurückzugewinnen. Ziel ist es, den Berg öffentlich zugänglich zu machen – zu einem begehbaren und erlebbaren Ort mit all seiner negativen Geschichte, den positiven Entwicklungen und seiner grandiosen Aussichtsmöglichkeit.

AHL: Gibt es in der IBA den Ansatz, mit den Menschen, die da im direkten Umfeld wohnen, von Anfang an Ideen zu entwickeln, oder war es so, dass im IBA-Kontext oder im BSU-IBA-Kontext die Idee entwickelt wurde, daraus einen Energieberg zu machen?

SW: Das Thema ist ganz stark auch durch die Menschen vor Ort auf die IBA zugekommen. Gar nicht vorwiegend gestalterisch, sondern überhaupt diesen »Berg« zugänglich zu machen. Sie werden in das Wettbewerbsverfahren mit einbezogen – das ist klar. Es gibt ohnehin bei allen IBA-Verfahren Beteiligungsmechanismen der Bevölkerung, unter anderem auch mit dem IBA/igs-Beteiligungsgremium. Unser Auftaktkolloquium für den gerade veröffentlichten landschaftsarchitektonischen Wettbewerb wird in Georgswerder selbst stattfinden, damit sich die teilnehmenden Arbeitsgemeinschaften (Landschaftsarchitektur, Stadtplanung, Architektur und Kunst) und auch die unabhängigen Preisrichter einen intensiven Eindruck von dem Stadtteil machen können.

AHL: Darf ich zu den Beteiligungsverfahren etwas nachfragen? In der Regel ist es doch so, dass die Beteiligung darin besteht, über die Planungsprozesse informiert zu werden und dann seinen Kommentar dazu abgeben zu können. Das ist der Grund, weswegen es in diesen Gremien häufig zu einer Frustration kommt. Die meisten »Beteiligten« gehen mit dem Eindruck hinaus, dass erstens alles sowieso schon auf den Weg gebracht ist und zweitens, dass das, was man sagt, keine Wirkung hat. Das Beteiligungsgremium ist eigentlich ein beratendes Gremium. Jetzt gibt es aber, um bei dem Beispiel Georgswerder zu bleiben, die lange Geschichte einer aktiven Gruppe von Anwohnern. Die Frage an die IBA und überhaupt an städtische Planungsprozesse ist dann doch, warum man nicht versucht, diese Situation zu nutzen. Nicht von oben nach unten zu planen und auch nicht von unten nach oben, sondern von Anfang an einen Kommunikationsprozess zu installieren, der planungsoffen ist, sodass tatsächlich etwas entwickelt werden kann. Nicht mit dem Anspruch, dass die Leute vor Ort genau wissen, wie man planerisch mit dem Berg umgeht – das ist nicht ihre Expertise. Aber mit der Erwartung, dass sie Erfahrungswissen haben, im täglichen Umgang, das wirklich wertvoll ist. Man müsste es halt in Planungsszenarien zu übersetzen wissen.

SW: Wir haben bei dem nun gestarteten gestalterischen Wettbewerb für den Energieberg ein sehr komplexes Verfahren gewählt, mit diversen Kolloquien. Uns ist sehr wichtig, den teilnehmenden Teams das Fachwissen zu vermitteln. Es geht um den intensiven Diskurs mit den Experten und Expertinnen zur Deponiegeschichte, zur Deponietechnik, zu Vegetationsfragen, zu Vogelschutzfragen, zu Energiefragen und eben auch mit dem Arbeitskreis Georgswerder sprich den AnwohnerInnen.

AHL: Und was heißt das praktisch?

SW: Wir sind jetzt noch in der Phase, wo sich viele Arbeitsgemeinschaften aus ganz Europa bewerben können. Anfang 2009 sollen acht Teams ausgewählt werden. Diese werden dann zu einem Auftaktkolloquium eingeladen, für das wir gerade ein Programm in unserer Projektgruppe abstimmen. Ich erhoffe mir, dass die Teams so viel wie möglich davon mitbekommen, was für Rahmenbedingungen eine solche Deponie mit sich bringt, diese auch beherzigen und trotzdem bis Juni kreative, innovative und auch überraschende Entwürfe entwickeln.

VS: Es geht auch um technische Rahmenbedingungen und Restriktionen. Obwohl es fast wie ein natürlicher Hügel aussieht, ist es ein Bauwerk mit sehr vielen Einbauten in der Oberflächenabdichtung. Es gibt auch rechtliche Restriktionen. Die Kunst der Planer besteht dann darin, daraus trotzdem etwas Interessantes zu machen. Sie dürfen einfach vieles nicht. Sie können zum Beispiel nicht den gesamten Bewuchs abholzen. Oder auf den vorhandenen Hügel noch einen weiteren Hügel draufsetzen. Letztendlich bin ich gespannt und offen für die Entwürfe, die da kommen. Und ich hoffe, dass es trotz all der Restriktionen Planer reizt, daraus etwas Spannendes zu machen. Und bei dem Kolloquium muss der Arbeitskreis Georgswerder dabei sein.

Von Alt zu Neu

AHL: Von alten Lasten zur erneuerbaren Energie, von Alt zu Neu: Man muss die Frage stellen, ob man diesen Übergang richtig findet. Die Vision der Anwohner wäre offenbar Zugänglichkeit gewesen. Woraus hat sich dann aber der Übergang von Alt zu Neu entwickelt, von Deponie zu Energie?

SW: Die Idee der Nutzung erneuerbarer Energien ist originär keine IBA-Idee, Diese ist schon seit geraumer Zeit von der BSU vorangetrieben worden. Auf der Deponie stehen schon vier Windmühlen, die älteste seit 1992. Der »Berg« ist einer der exponiertesten Orte in Hamburg – ein sogenanntes Windvorranggebiet. Es bietet sich wirklich an, dass dort die Windenergie weiter ausgebaut wird. Von Alt zu

Neu … Ich würde das nicht so formulieren. Es ist nicht von Alt zu Neu. Es gab mal einen ganz unpassenden Arbeitstitel »vom Müllberg zum Energieberg« – es wird dem, was dort passieren soll, überhaupt nicht gerecht. Wir müssen es hinkriegen, dass wir die Vielschichtigkeit vermitteln. Die Geschichte, die Sie, Herr Dr. Sokollek, erzählt haben … vom Umgang mit Sondermüll, von Dioxinskandalen bis hin zur Sanierung, die bis heute ein wichtiger Meilenstein in der Deponietechnik ist. Es ist da, und es ist unsere Geschichte, die Geschichte einer Gesellschaft, die mit ihren Ressourcen nicht nachhaltig umgegangen ist. Gleichzeitig hat sich dieser »Berg« schon zu einer Art Energiegewinnungsberg fortwährend entwickelt. Seit über 20 Jahren wird das Deponiegas zur Affinerie abgeführt, und seit etlichen Jahren stehen die Windkraftanlagen dort. Und dazu hat man dann noch einen umwerfenden Blick von eben diesem Energieberg auf Hamburg.

VS: Das Deponiegas wird über eine Leitung unter der Autobahn hindurch direkt zur Affi geführt. Es wird dort verbrannt, durch die entstehende Wärme wird das Erzkonzentrat getrocknet.

AHL: Mich interessiert an dieser Gasabfuhr aus dem Müllberg für die Energiegewinnung auch der philosophische Gesichtspunkt. Nicht platt von Alt zu Neu, sondern der grundsätzliche Wandel, der da im Hintergrund steht. Es scheint, als hätten wir es nicht mehr mit einem linearen Prozess zu tun – man verbraucht etwas, und das muss dann irgendwie, wenn es kaputt ist, irgendwohin und dann stopp. Wie ist unser Verhältnis zur Umwelt – denken wir das zirkulär oder denken wir das linear, eindimensional, als Einbahnstraße. In dem Maße, wie man darüber anfängt nachzudenken, »was kann ich eigentlich mit diesem Müll machen?«, ist es eigentlich auch kein Müll mehr.

VS: Man hat ja heute zum Glück ein ganz anderes Denken entwickelt, nach diesen üblen Erfahrungen mit den Altlasten. Früher war Abfall etwas, dessen man sich entledigen wollte. Und was dann daraus wurde, darüber hat man sich kaum Gedanken gemacht. Man hat viel zu spät damit angefangen. Inzwischen gibt es das Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetz. Vorher hieß es ja nur »Abfallgesetz«. Diese Entwicklung, dass man eine Kreislaufwirtschaft anstrebt, auch wenn das nie hundertprozentig erreicht wird, ist gut. Es geht darum, möglichst wenig Abfall zu erzeugen und, wenn doch Reststoffe übrig bleiben, diese weitestgehend wiederzuverwerten. Da ist zum Glück grundsätzlich ein Umdenken eingetreten, und bei der Bevölkerung ist es ja auch ganz gut angekommen.

AHL: Seit wann ungefähr hat die Welt sich geändert?

VS: Das Kreislaufwirtschaftsgesetz gibt es seit 1996. Es ist ein Ausfluss dieser Umweltschutzbewegung, die in den 1960er/70er-Jahren losgegangen ist. Aber es

ist auch ein Ausfluss – das Wort passt nicht so ganz – der Altlastenerfahrungen seit den 1980er-Jahren, und da war Georgswerder ein Meilenstein oder eines der ganz großen Probleme, die das Umdenken in Gang gebracht haben.

AHL: Und wieso kommt man dann ausgerechnet auf die Idee, aus Müll Energie zu machen?

VS: Müll enthält größtenteils organische Materie, die letztendlich Sonnenenergie gespeichert hat. Also ob es jetzt Holz, Papier oder fossile Energie ist.

AHL: Müll als gespeicherte Sonnenenergie zu begreifen, ist aber sehr schön. Begriffe sind wichtig, wenn es darum geht, die Sache konstruktiv zu denken.

Bergutopien

VS: Ich möchte an der Stelle mal einbringen, dass ich die Diplomarbeit einer Österreicherin besitze; sie heißt Eva Silberschneider. Sie hatte über Georgswerder geschrieben und eine ganz tolle Utopie entwickelt, nämlich auf dem Berg eine Siedlung zu bauen – eine kleinere Siedlung natürlich – mit Leuten, die ihre Energieversorgung aus dem Berg holen, also das Gas dort nutzen und vielleicht noch kleinere Windräder aufstellen, die Deponie pflegen, die Anlagen überwachen, weil sie eben vor Ort sind, und auch durch Viehhaltung die Vegetation pflegen. Das müssten auf jeden Fall eigenartige Leute sein, die auf den Berg ziehen, und wir haben uns auch gefragt: Wer könnte das sein? Aber auch hier wieder der Gedanke, die im Berg gespeicherte Energie zu nutzen und den Berg zu einem lebendigen Ort zu machen. Ihre Idee ging noch weiter, denn diese Leute würden ja auch Müll erzeugen, und sie könnten nebenan einen weiteren Müllhaufen aufbauen, und dann könnte dort vielleicht die nächste Generation dieser Art leben …

AHL: Sehr mutig, die Dinge mal denkend auszuprobieren. Im Grunde müsste sich die IBA diese Utopie zur Sache machen. Meine Assoziation bei dem Berg war auch: Was für eine tolle Wohnlage mit einer unverbaubaren Aussicht. Aber wie soll man bei dem Untergrund was bauen?

SW: Ja, die Siedlung ist vielleicht mehr ein Gedankenspiel. Aber ich finde das insofern gut, weil du in dieser Utopie letztendlich deinen eigenen produzierten Müll lebst. Du erlebst ihn und lebst ihn. Auch die Idee mit dem zweiten Müllberg. Sehr schön. Meine Hoffnung wäre allerdings, dass wir deutlich weniger Müll produzieren als die letzten Generationen.

Moorburg – das Kraftwerk und die Folgen für Wilhelmsburg

AHL: Wir sind von Altlasten zum Energiethema gekommen und dort zu erneuerbaren Energien. Wir haben darüber gesprochen, dass auch im Müll Energie steckt und sich die Vorstellung des Kreislaufs etabliert hat – das sind alles sehr konstruktive Ideen, aber es gibt auch nicht ohne Grund die begriffliche Unterscheidung zwischen erneuerbaren Energien und fossilen Brennstoffen. Und jetzt will ich das Thema Moorburg ansprechen und damit den gesamten Planungsprozess im Hinblick auf den Energieberg problematisieren. In Hamburg hat man die Genehmigung für den Bau eines riesigen Kohlekraftwerks südwestlich von Wilhelmsburg ausgesprochen. Das bedeutet groß angelegte Energiegewinnung aus nichterneuerbaren Brennstoffen, ein immenser CO_2-Ausstoß und Feinstaubbelastung für die Elbinseln. Was bedeutet die Entscheidung für das Kraftwerk in Moorburg im Hinblick auf den Energieberg, der ja eigentlich dafür einsteht, ein gesamtes neues Energiekonzept für Wilhelmsburg vielleicht nicht durchzuführen, aber doch exemplarisch vorzuführen?

SW: Der Energieberg ist für uns schon eines der symbolträchtigsten Projekte im Rahmen des »Klimaschutzkonzeptes Erneuerbares Wilhelmsburg«. Der Energieberg soll sagen: Hier passiert etwas Besonderes zum Thema erneuerbare Energien, nicht nur auf dieser Elbinsel, sondern in Hamburg insgesamt! Die Entscheidung für Moorburg ist klar das verkehrte Signal. Da braucht man gar nicht drum herumzureden.

AHL: Macht das die IBA ein bisschen lächerlich?

SW: Nein! Bei diesem Beschluss hatte die IBA keine Entscheidungsoption. Wir haben durchaus unsere Position und unsere Bedenken gegenüber der Behördenleitung der BSU deutlich gemacht, unter anderem mit großer Unterstützung unseres Kuratoriums und des IBA-Fachbeirates »Klima und Energie«. Die Stadt Hamburg, die sich selber gern als Klimaschutzhauptstadt sehen möchte, wird neue Strategien entwickeln müssen, um den gesteckten und notwendigen Zielen der CO_2-Einsparung gerecht zu werden – die Gründung der Stadtwerke ist in dem Zusammenhang bestimmt als eine solche Strategie zu verstehen. Nichtsdestotrotz – man kann darüber sehr frustriert sein oder verärgert – aber man sollte auf gar keinen Fall die IBA-Energieprojekte und die Entwicklung einer Strategie zur schrittweisen Umstellung auf eine erneuerbare Energieversorgung begraben – gerade nicht! Wir gehen davon aus, dass wir alle IBA-Energieprojekte weiterentwickeln und realisieren. Sie wurden gerade im Doppelhaushalt 2009/2010 verankert – ohne Widerspruch.

AHL: Aber die spannende Frage bleibt: Kommt es vom neuen Kraftwerk zu einer Fern-

wärmeauskopplung nach Wilhelmsburg? Wird die erneuerbare Energie in Wilhelmsburg obsolet, weil Wilhelmsburg demnächst von Kohlefernwärme überschüttet wird, die keiner je wollte? Und wie kann man sich dagegen wehren?

SW: Letztendlich braucht die Fernwärmeableitung große zusammenhängende Endabnehmer. Das heißt, es kommen nur bestimmte Gebiete in Wilhelmsburg überhaupt infrage. Wir werden trotzdem bei allen Projekten, die derzeit im Rahmen der IBA entwickelt werden – Neubauprojekte oder Sanierungsprojekte –, kleine, dezentrale, regenerative Versorgungskonzepte weiter qualifizieren und an der Strategie eines langfristig offenen CO_2-effizienten Wärmenetzes arbeiten. Dann hat auch Kohlewärme keine Chance auf Abnahme.

AHL: Ich denke wirklich, dass die attraktive IBA-Idee, ein ganzes Quartier perspektivisch mit erneuerbaren Energien zu versorgen, dezentrale Energiesysteme aufzubauen – ich denke, dass diese zentralen Themen der Zukunft komplett durch die Moorburgentscheidung torpediert werden – erstens durch die Feinstaubbelastung, zweitens durch das symbolische Zeichen und drittens ganz praktisch durch die Fernwärmebelastung, die man dann hat. Man kann dann an den Symbolen festhalten, Energieberg …

SW: Ja klar, nur Symbole sind zu wenig. Unsere Aufgabe als IBA ist weiterhin, wegweisende, innovative Konzepte und Projekte für die Metropolen des 21. Jahrhunderts zu entwickeln.

VS: Aber ich glaube, es wäre auch nicht klug, wenn in der Darstellung der IBA 2013 dieses Moorburg ganz ausgeklammert würde. Wenn es denn tatsächlich bis dahin in Betrieb gegangen ist, dann muss man sich – dann muss sich die IBA dazu äußern. Zumindest das als Faktum benennen.

SW: Ich denke, wir sind mit dem »Klimaschutzkonzept Erneuerbares Wilhelmsburg« auf dem richtigen Weg. Gerade als IBA, als »Stadtlabor«, müssen wir andere Wege aufzeigen, diese qualifizieren, Strategien entwickeln, Konzepte erarbeiten, mit Expertinnen und Experten diskutieren, auch wenn in Zukunft in Deutschland weiter Kohlekraftwerke gebaut werden.

AHL: Die IBA ist in diesem Zusammenhang auch als einflussreiches Großprojekt zu betrachten. Ich denke, dass Öffentlichkeit wichtig ist. Es könnte darum gehen, öffentlich zu thematisieren, was man für richtig und was man für falsch hält.

Der Landschaftsbegriff muss hinterfragt werden

AHL: Der Anspruch der IBA ist ja, grundsätzlich in Richtung erneuerbare Energie zu denken und dabei die Energieversorgung ganz Wilhelmsburgs in den Blick zu

nehmen. Nun wird aber stark auf sichtbare lokale Symbole wie den Energieberg gesetzt. Besteht nicht die Gefahr, dass der Anspruch der IBA – nämlich ganz grundsätzlich die ganze Fläche zu denken – unglaubwürdig wirkt?

SW: Also der Energieberg, aber auch der Energiebunker sind die großen »Leuchttürme«. Die braucht es auch. Aber genauso wichtig ist eigentlich das, was sich alles mit ihnen hinter dem »Klimaschutzkonzept Erneuerbares Wilhelmsburg« verbirgt. Wichtig ist uns, vielseitig zu agieren und innovative Perspektiven aufzuzeigen. Zum Beispiel den Bau einer Biogasanlage auf der Elbinsel, welche mit Abbruchholz aus der Umgebung beschickt wird. Oder das Tiefengeothermie-Forschungsprojekt, was jetzt tatsächlich losgehen wird.

VS: In Wilhelmsburg?

SW: Ja. Das ist als Projekt spannend und wäre als Energiequelle bedeutsam.

VS: Ich möchte Sie noch zum Thema Solarenergie auf Georgswerder ansprechen. Es gibt Behördenstellen bzw. Richtlinien, die vorgeben, dass solche Solarfreiflächenanlagen möglichst unsichtbar gemacht werden sollen, weil sie ja das Landschaftsbild stören. Wie soll man aber damit umgehen? Für den Energieberg soll gerade die Vielfalt der erneuerbaren Energie genutzt werden. Das muss doch auch nach außen deutlich werden. Die Windmühlen sieht man sowieso. Wenn aber zum Kaschieren der Solarenergieanlage auf dem Südhang Bäume gepflanzt werden, wird es fraglich, ob man schließlich von der Anlage noch etwas sieht. Ich wäre dafür, dass die Solarenergienutzung irgendwie sichtbar gemacht wird.

SW: Ich finde es in diesem Zusammenhang eine spannende Diskussion, dass die Deponie, dieses technische Bauwerk auch Landschaft ist. Und die Frage nach dem, was man eigentlich bewahren will, welchen Zwischenzustand …

VS: Das liegt am Landschaftsbegriff. Der Landschaftsbegriff muss hinterfragt werden. Der Deponieberg ist nun mal insgesamt eine Kunstlandschaft. Wir haben dort zwar grüne Elemente, die auch sehr erfreulich sind, aber auch die Windmühlen. Als die vierte Windmühle genehmigt wurde, war nie die Rede davon, sie zu kaschieren. Das Ding ist nun mal über 100 Meter hoch. Man hat zum Ausgleich ein paar Hecken angepflanzt, und alle waren zufrieden.

AHL: Die Frage ist ja auch, was ist denn überhaupt der Unterschied zwischen Kultur und Natur? Sie sprechen davon, dass der Landschaftsbegriff hinterfragt werden muss, das ist genau das richtige Argument. Oft steckt auch eine Romantisierung hinter dem, was man für Natur hält. Ganz Europa ist eine Kunstlandschaft.

VS: Übrigens gab es eine entsprechende Diskussion schon einmal, als die heutige Begrünung der Deponie geplant wurde. 1979 wurde die Deponie geschlossen, und damals sollte daraus schon eine Parklandschaft werden. Also hat man sehr

schnell den Berg abgedeckt – nicht abgedichtet, sondern abgedeckt – und massenhaft Bäume gepflanzt. Ich kann mich erinnern, im Deponiefußbereich durch richtige Laubwälder gegangen zu sein, das war im Jahr 1986. Ich glaube, man hat hauptsächlich schnell wachsende Arten angepflanzt, wie Pappeln. Viel Grünvolumen ist damals entstanden. Oben auf dem Hügel wuchs allerdings gar nichts, nur ein bisschen Gras, weil das Deponiegas immer noch durch den Abdeckboden diffundiert ist. Das hat richtig gerochen, geflimmert. So, und dann musste dieser Grünkranz, also die Baumbestände, wieder beseitigt werden, um die richtige Abdeckung, das Oberflächenabdichtungssystem, darauf aufbauen zu können. Der damalige Baumbewuchs war aber die Grundlage für die Berechnung des erforderlichen Grünausgleichs. Damals haben viele gesagt: Muss das denn sein, dass man eine Altlastsanierung und damit Aufwertung des Standorts als negativen Eingriff ansieht, der einen Ausgleich erfordert? Wir haben versucht, bei dieser Diskussion vom Grünvolumen als Dogma wegzukommen. Aber wir werden es aus funktionellen und ökologischen Gründen heute nicht zulassen können, dass die neu entstandene, vielfältige Pflanzendecke großflächig zerstört wird, vor allem weil sie bei der Wasserhaushaltsregulierung und beim Erosionsschutz eine wichtige Rolle spielt. Es wird allerdings wahrscheinlich ein Problem beim Vogelschutz geben. Die Vogelwelt wird beeinträchtigt werden.

AHL: Da nistet und fliegt es?

VS: Ja! Sehr viele Vögel. Zum Glück gibt einen sehr engagierten Vogelkundler in der Nachbarschaft der Deponie. Der läuft mindestens seit 1995 das ganze Jahre über immer wieder über den Berg. Er hat uns berichtet, dass dreißig Fitispaare dort brüten – übrigens eine bedrohte Vogelart, zehn Dorngrasmücken, sieben Bachstelzen und viele andere Vögel. Er spricht dabei von Brutrevieren.

AHL: Ein Interessenvertreter der Vögel! Auch ein Fall für das Expertengremium. Es wäre wichtig, dass klar wird, dass jedes Objekt – auch dieser Berg – durchzogen ist von Interessen, von Wünschen, von Landschaftsfantasien, von Vogelbrutstätten, von ökonomischen, ökologischen Projektionen und Realitäten …

Manuel Humburg

Wem gehört die Elbinsel?

Eine Insel kommt unter die Räder
Im Osten rollen die Bagger
Kohle und Feinstaub von Westen
Zollzaun ohne Ende im Norden
Ein Autobahn-Drehkreuz in der Mitte
Wachsende Containergebirge
Die Elbvertiefung bedroht unsere Deiche

Wer glaubt, der »Sprung über die Elbe« sei eine Erfindung des amtierenden CDU-Oberbürgermeisters oder das originäre Vorzeigeprojekt eines quirligen Oberbaudirektors, irrt gewaltig. Mit der »Wachsenden Stadt«, dem Expansionsdrang des mächtigen Nachbarn im Norden, sieht sich die vom Hamburger Stadtzentrum südlich gelegene und einst unabhängige Flussinsel Wilhelmsburg konfrontiert, solange man denken kann. Die Frage war und ist: Wem nützt dieses Wachstum und wer bestimmt die Spielregeln?
Bereits 1395 erwarb Hamburg die kleine Insel Moorwerder – der heutige Südosten der Elbinsel – mit der Bunthausspitze als strategischem Brückenkopf und konnte so nach und nach die Verteilung des Elbwassers auf die beiden Elbarme, von denen die Süderelbe damals 75 Prozent aufnahm, zu seinen Gunsten beeinflussen. 1870/1871 wurde ein Leitdamm gebaut und damit dem preußischen Konkurrenten in Harburg sprichwörtlich das Wasser abgegraben. Am Bunthaus stationierte Kriegsschiffe verhalfen den Handelsschiffen, den richtigen Weg zu finden und den hamburgischen Aufschwung zu finanzieren. Mit der Anlage großer Hafenbecken am Südufer der Elbe setzt Hamburg Ende des 19. Jahrhunderts zum eigentlichen Sprung über die Elbe an. Die ansässige Bevölkerung im Westen und Norden der Insel weicht der Expansion von Industrie und Hafen. Der Zustrom von Arbeitskräften vor allem aus dem Osten des deutschen Reichs und aus Polen lässt arbeitsnahe Wohnviertel am Reiherstieg und im Zentrum an der Bahn entstehen. Der ökonomischen folgt die politische Einverleibung. Am 01.04.1937 tritt das Groß-Hamburg-Gesetz in Kraft. Die Elbinsel wird endgültig zur Rüstungsschmiede und Ölreserve Großdeutschlands ausgebaut. Als Ort zum Wohnen wurden die industrienahen und flutgefährdeten Niederungen vor den Toren der Stadt schon vorher disqualifiziert. Das Diktum »der Hamburger wohnt auf der Geest« des

Oberbaudirektors Fritz Schumacher prägt bis heute die *mental map* des Hanseaten. Eigentlich nur konsequent, dass der Hamburger Senat nach der todbringenden Flut von 1962 das gesamte westliche Wilhelmsburg als Wohnort räumen und für die Hafenerweiterung plattmachen wollte. Bis 1977: ein kompletter Stadtteil auf dem Abstellgleis. Fünfzehn Jahre Planungsunsicherheit, Investitionsstau und Agonie. Wer nach dem lange ersehnten Bekenntnis des Senats zu Wilhelmsburg als Wohnort nach 1977 auf Wiedergutmachung oder Besserung hoffte, sah sich allerdings erneut enttäuscht – aus seiner »natürlichen Rolle« als Raum für Hamburgs Rest, als Hinterhof, Abfallplatz, Durchgangstrasse und Flächenreserve für den Hafen wollte der Hamburger Senat Wilhelmsburg noch lange nicht entlassen:

- der Plan einer zusätzlichen Nord-Süd-Eisenbahntrasse durch den Wilhelmsburger Osten als »Güterumgehungsbahn« im Jahre 1974,
- der Nachweis von Dioxin auf Hamburgs Abfallplatz für Industriemüll in Georgswerder mit den Überlegungen, die gesamte Bevölkerung zu evakuieren im Jahre 1984,
- die Ankündigung einer Müllverbrennungsanlage »MVA Wilhelmsburg« durch den Voscherau-Senat im Jahre 1994
- und schließlich diverse Planungen für neue Autobahnen – meist als »Hafenquerspange« verharmlost.

Diese stadtentwicklungspolitischen Szenarien bewegen die Bevölkerung zu jeweils beeindruckenden Protesten. Es ist diesem jahrzehntelangen Kampf der Menschen vor Ort und ihrer Verbundenheit mit dieser einzigartigen Insel zu verdanken, dass Wilhelmsburg als Wohnort überhaupt noch existiert. Vor allem den Wilhelmsburgerinnen und Wilhelmsburgern selbst und ihrem Glauben an eine lebenswerte Zukunft hat Hamburg seine IBA und seine igs 2013 zu verdanken sowie die IBA- und igs-Macher ihre derzeitigen Jobs. Und zahlreiche Planungsbüros ihre derzeitigen Aufträge. Im historischen Blick erweisen sich Hamburgs »Sprünge über die Elbe« als strategische Hebel im Kontext von Standortkonkurrenz und Weltgeltung – früher mehr regional, heute global. Ist es bei diesem Hintergrund verwunderlich, dass sich das kollektive Bewusstsein der Bewohner hinter den Deichen durch eine gewisse gesunde Skepsis auszeichnet? Jedenfalls wird verständlich, warum Ankündigungen wie die von einem jetzt geplanten »Sprung über die Elbe« nicht automatisch auf Begeisterung stoßen. Schließlich hatten auch frühere Hamburger Bürgermeister von der anderen Seite der Elbe stets Großes mit Wilhelmsburg vor: von Herbert Weichmanns »Die Zukunft Hamburgs liegt im Süden« über Dohnanyis »Keine weiteren Belastungen für diesen Stadtteil« und Voscheraus »Das Boot ist voll« bis zu Rundes »Schluss mit dem Gejammer«. Bürgermeister Klose hatte sogar seinen (zweiten) Wohnsitz an den Stübenplatz verlegt.

Zeitenwende 2003?

Im Jahre 2001 hatten aktive Bewohnergruppen nach erneut dramatischen Ereignissen (unter anderem der Tod des kleinen Volkan) eine »Zukunftskonferenz Wilhelmsburg« durchgesetzt. Die in einem »Weissbuch: Insel im Fluss – Brücken in die Zukunft« zusammengefassten strategischen Überlegungen hatten offenbar neue Impulse für Hamburgs Stadtentwicklung gesetzt. Planer aus aller Welt wurden 2003 im Rahmen des Architektursommers zu einer »Internationalen Entwurfswerkstatt« mit dem Thema »Sprung über die Elbe« eingeladen. Die Freiräume waren erstaunlich. Alles schien möglich. Es gab keine Tabus – oder sie wurden, wie die Vorgabe einer »Hafenquerspange«, trotzig ignoriert. Große Teile des Hafens wurden neu erfunden. Die Ufer im Westen, Norden und Süden der Insel standen für Freizeit und Naherholung oder zumindest Mischnutzungen zur Verfügung. Die Vision einer »Grünen Wasserstadt im Herzen der Elbmetropole« nahm Gestalt an. Hamburgs Stadtentwicklung war in der Offensive …

… nur einen Sommer lang. Dann schlug die Hafenlobby zurück und reklamierte die Flächen bis St. Nimmerlein für sich – die weltweite Containerblase im Rücken, die Hamburg in den letzten Jahren stets zweistellige Zuwachsraten beim Containerumschlag bescherte. Die Senatsbeschlüsse zum »Sprung über die Elbe« 2004/2005 versuchen dem hier deutlich gewordenen Konflikt zwischen Hafen- und Stadtentwicklung gerecht zu werden – indem sie ihn weitgehend ignorieren. Statt genau dieses Thema ins Zentrum der Aufgabenstellung für die geplante IBA zu setzen, zieht die Stadtentwicklung den Schwanz ein.

In den sieben großen Visualisierungen zum »Sprung über die Elbe« ist von den Visionen und der internationalen Aufbruchstimmung von 2003 kaum noch etwas verblieben. Von der Stadtentwicklung am Reiherstieg bleibt eine »Perlenkette der Logistik«, der Spreehafen wird von einer Autobahn in Hochlage dominiert, im Osten soll ein »Gewerbe im Park« begeistern und auf grünen Wiesen im Osten eine Einzelhaussiedlung. Als Ersatz für die Kapitulation vor der Hafenlobby beim Zugang zu den Ufern der Insel sollte ein See in die Wilhelmsburger Mitte gebuddelt werden. Welche Hypothek für die im Jahr 2006 an den Start gehende IBA Hamburg, für eine Internationale Bauausstellung, die am Beispiel des globalen Dorfs Wilhelmsburg weltweit beachtete Lösungen für die Stadtentwicklung im 21. Jahrhundert erarbeiten soll. Eine IBA, als Stadtplanung »im Ausnahmezustand«, braucht in erster Linie freie Luft und freie Räume. Sie braucht Ressourcen – keine Restriktionen.

In der überwiegend freundlichen Aufnahme, die die sympathische und engagierte IBA-Truppe in Wilhelmsburg selbst erfährt, werden hohe Erwartungen der Bevölkerung

deutlich. Weniger freundlich sind die restriktiven Rahmenbedingungen, die die IBA akzeptieren soll: Von den ursprünglich sieben Aktionsräumen aus dem »Rahmenkonzept Sprung über die Elbe« von 2005 werden gleich beim Start der IBA drei Bereiche zur Tabuzone erklärt: der Brückenschlag am Kleinen Grasbrook, die »Arbeitswelten am Reiherstieg« und der »Gewerbepark Obergeorgswerder«. Beim Aktionsraum Nummer vier »Wohnen mit der Landschaft« wird die IBA in eine aussichtslose Kraftprobe mit den Naturschutzverbänden und Anwohnern geschickt. Auch die Art und Weise, wie die Behörden die IBA im Spreehafen vorführen, ist peinlich und provozierend zugleich: Eine dort in 2007 geplante Hausbootausstellung muss wieder abgesagt werden, und beim Thema »Öffnung des Zollzaunes« ist nicht der geringste Fortschritt zu erkennen. Dabei konnte IBA-Geschäftsführer Uli Hellweg im Beisein seines Auftraggebers, Senator Freytag, im Oktober 2007 öffentlichkeitswirksam erklären, dass der Zollzaun am Spreehafen »das deutlichste Symbol der Ausgrenzung eines ganzen Stadtteils« sei und: »Integration beginnt am Zollzaun«.

In dem fortgesetzten Anblick dieses Eisernen Vorhangs zwischen Stadt und Hafen, zwischen Hamburg und Wilhelmsburg erleben die Menschen Tag für Tag, welchen Stellenwert die Arbeit der IBA beim Hamburger Senat tatsächlich genießt und wie hoch der Grad von Abstimmung und »Integration« im Behördenalltag tatsächlich ist. Der Zollzaun am Spreehafen droht zum traurigen Symbol der Ausgrenzung der IBA von den gewaltigen Umwälzungen und Begehrlichkeiten zu werden, mit denen die Elbinsel tatsächlich konfrontiert ist.

Während die IBA Lösungen beim städtischen Klimaschutz und beim Hochwasserschutz entwickeln soll, genehmigt der Hamburger Senat mit dem Kohlekraftwerk Moorburg den größten vorstellbaren Klimakiller und betreibt mit der weiteren Elbvertiefung ein gefährliches Spiel mit der Deichsicherheit. Von beiden Maßnahmen ist direkt und vor allem die Elbinsel Wilhelmsburg betroffen.

Während die IBA den Veringkanal gestaltet und das im Osten angrenzende »Weltquartier« modernisiert, wächst an seinem westlichen Ufer Wilhelmsburgs neuestes Containergebirge. Während die IBA die Elbinsel als attraktiven und familienfreundlichen Ort zum Wohnen qualifizieren will, rückt der Hafen immer näher: Logistikhallen wachsen am Reiherstieg und auf 44.000 m^2 im Grünen Osten, der unweit der Wohngebiete gelegene mittlere Freihafen soll zu einem neuen Containerterminal ausgebaut werden, immer mehr Container brettern durch die Wohnstraßen. »Schöner Wohnen mit Feinstaub und Lärm, am Kohlekraftwerk und neben Containerlagern« – besser kann man Familien, die für ihre Kinder eine gesunde Zukunft wünschen, nicht vergraulen.

Bricht die Politik der IBA das Genick?

Die im November 2008 deutlich werdenden Verkehrspläne des neuen Hamburger Senats dürften endgültig über Erfolg oder Scheitern der IBA Hamburg entscheiden. Zur Sicherung ihres letzten noch verbliebenen größeren Gestaltungsraums in der Wilhelmsburger Mitte hatten die IBA-Macher einen kühnen Plan zum Rückbau der Wilhelmsburger Reichsstraße und eine Verkehrsführung im Ring um die örtlichen Wohngebiete vorgeschlagen. Mit dieser (im März 2008 im IBA-Magazin erstmals vorgestellten) Konzeption hatte sich die IBA an die Spitze der verkehrspolitischen Debatte gesetzt und ihr innovatives Potenzial demonstriert. Den Verkehrsplanern in der Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt (BSU) ging das offenbar entschieden zu weit.
Die IBA wurde kurzfristig zurückgepfiffen und wird derzeit genötigt, einer überraschten Öffentlichkeit die Notwendigkeit einer neuen Autobahn an der Eisenbahn – anstelle der offenbar maroden und abgängigen Wilhelmsburger Reichsstraße – zu vermitteln. Da gleichzeitig die von der inzwischen grün geführten Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt favorisierten Pläne für die sogenannte »Hafenquerspange« Kontur bekommen, kann sich Wilhelmsburg auf zwei weitere und miteinander verbundene Autobahnen einstellen: eine Autobahn in West-Ost-Richtung im Süden der Elbinsel, die der »Südtrasse« einer »Hafenquerspange« entspricht, und eine Autobahn in Nord-Süd-Richtung durch die Wilhelmsburger Mitte, die im Verlauf der Planungsvariante »Diagonaltrasse Ost« der Hafenquerspange entspricht. Damit entwickelt sich die Elbinsel zum Autobahn- und Logistik-Drehkreuz des Nordens. Wenn der derzeitige Zeitplan eingehalten wird, kann die internationale Öffentlichkeit im IBA-Präsentationsjahr 2013 eine Autobahn im Herzen der Stadt als Hamburgs Beitrag zur Baukultur im 21. Jahrhundert bewundern.
Spätestens hier wird deutlich: Wenn die IBA mit ihren eigenen Qualitätskriterien von Originalität und Innovation, von Strukturwirksamkeit und Nachhaltigkeit, von Prozessfähigkeit und Präsentierbarkeit noch ernst genommen werden will, muss sie sich aus dieser Umklammerung befreien und sich wieder freischwimmen. Vielleicht muss sie sich auch von der Fixierung auf das Jahr 2013 befreien und dem Druck, dann unbedingt etwas Großes und Starkes zu präsentieren. Entschleunigung täte gut, vielleicht auch Verlängerung. Beispielsweise mit der Aufgabe, in einer »Modellregion Elbinsel – im Spannungsfeld von Hafen und Stadt« innovative Verkehrslösungen zu entwickeln. Gut täte ebenso die Konzentration auf die eigentlichen Stärken einer IBA: Wege ebnen, Tore öffnen, Brücken bauen, Prozesse in Gang setzen.
Wie an der Emscher, wo dank des stadtentwicklungspolitischen Ausnahmezustandes einer Internationalen Bauausstellung jetzt deren Früchte reifen, nachdem sie selbst

schon weitergezogen ist. Und eine IBA – auch die IBA 2013 in Hamburg – braucht starke Partner. Vielleicht gelingt ihr doch noch die Orientierung auf den wichtigsten strategischen Partner: die Menschen vor Ort, denen ja eigentlich die Elbinsel gehört.

Die Autorinnen, Autoren, Künstlerinnen, Künstler und Gruppen

Ala Plástica hat das im Bildband dokumentierte künstlerische Projekt *Übergänge* realisiert und ist mit *Übungen in Zwischenphasen* im Textband vertreten. Die argentinische Künstlergruppe wurde 1991 gegründet, momentan arbeiten Silvina Babich und Alejandro Meitin unter diesem Namen zusammen. Hauptanliegen ist die Nutzung künstlerischer Denk- und Arbeitsweisen bei der Entwicklung von Projekten im sozialen und ökologischen Bereich durch die Kooperation mit anderen Künstlern, Wissenschaftlern und Umweltgruppen sowie der lokalen Bevölkerung. www.alaplastica.org.ar

Sybille Bauriedl hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Stadtutopien ihre Expertise zur Hamburger HafenCity vorgetragen. Siehe dazu ihren Beitrag *Städte werden an den Klimawandel angepasst. Vorbild Hamburg?* im Textband. Sie ist promovierte Geografin, forscht und lehrt zu nachhaltiger Stadt- und Regionalentwicklung, Hafenrandentwicklung, den regionalen Folgen des Klimawandels und Geschlechterverhältnissen. Zurzeit arbeitet sie an der Universität Kassel im Bereich politikwissenschaftlicher Umweltforschung.

Gerd de Bruyn hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Stadtutopien in einer Bauruine den Vortrag *Artefakt und Biofakt* gehalten, der im Textband abgedruckt ist. Geboren 1954, studierte in Frankfurt/Main Literatur- und Musikwissenschaft und später auch Architektur bei Günter Bock an der Städelschule. Er hat an der TU Darmstadt in Soziologie promoviert und ist seit 2001 Professor für Architekturtheorie und Direktor des Instituts moderner Architektur und Entwerfen (Igma) der Universität Stuttgart.

Joseph Beuys ist mit der Projektskizze zum *Gesamtkunstwerk Freie und Hansestadt Hamburg* von 1983 im Bildband vertreten. Er lebte 1921–1984 und ist einer der bedeutendsten deutschen Künstler des 20. Jahrhunderts. Er ist international bekannt geworden durch seinen »Erweiterten Kunstbegriff« und die Theorie zur »Sozialen Plastik«.

Gernot Böhme hat während eines »Ausflugs des Denkens« zum Thema Naturen auf einer Industriebrache einen Vortrag über *Die Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit* gehalten, der im Textband abgedruckt ist. Er studierte Mathematik, Physik und Philosophie, war Professor für Philosophie an der TU Darmstadt und ist heute Direktor des Instituts für Praxis der Philosophie e.V., IPPh. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Ethik und Ästhetik, besonders: *Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht*, 2002.

Critical Art Ensemble hat das im Bildband dokumentierte künstlerische Projekt *Peep under the Elbe* realisiert und ist mit dem Interview *Über Aggregate des kulturellen Aktivismus* im Textband vertreten. CAE ist ein Kollektiv taktischer Medienaktivisten mit Spezialisierungen wie Computergrafik, Webdesign, Wetware, Film/Video, Text- und Buchkunst und Performance aus den USA. Der Fokus der 1987 gegründeten Gruppe liegt auf der Erforschung der Schnittstellen von Kunst, kritischer Theorie, Technologie und politischem Aktivismus. Das Kollektiv hat eine Vielzahl von Projekten an Orten wie Straßen, Museen oder dem Internet aufgeführt und sechs Bücher an der Schnittstelle von Kunst und politischer Ökonomie herausgebracht. www.critical-art.net

Mike Davis war eingeladen (aber verhindert) beim »Ausflug des Denkens« zum Thema Energie den Vortrag *Wer wird die Arche bauen?* zu halten, der im Textband abgedruckt ist. Geboren 1946, Soziologe und Historiker, lehrt seit 2002 am Department of History an der University of Irvine, Kalifornien. Schrieb 1990 das Buch *City of Quartz. Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles*, das heute als Klassiker der Stadtsoziologie gilt. Weitere Publikationen unter anderem *Die Geburt der Dritten Welt. Hungerkatastrophen und Massenvernichtung im imperialistischen Zeitalter* (2004); *Planet der Slums* (2007).

Das Fährstraßenfest ist im Bildband als künstlerisches Projekt mit dem Titel *Alles ist Natur* vertreten. Es ist ein von Anwohnern organisiertes Projekt, das seit 2007 in der Wilhelmsburger Fährstraße stattfindet und der Förderung von kulturellen und stadtteilverbindenden Aktivitäten dient. www.verein-faehrstrasse.org.

Lili Fischer ist mit der Pflanzenkonferenz mit Wahl des Friedenskrauts (1983/86), einer Arbeit aus ihrer Feldforschung zu Heilpflanzen, im Bildband vertreten. Geboren 1947, Zeichnerin, Fotografin, Performancekünstlerin, lebt in Hamburg und führte in den 1970er-Jahren den Begriff der Feldforschung in die Kunst ein: ein akribisches Sammeln, Ordnen und Präsentieren, das Randgebiete der Zivilisation und Aspekte der Natur betrifft. Seit 1994 ist sie Professorin für Feldforschung und Performance an der Kunstakademie Münster. www.lilifischer.de

Adrienne Goehler hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Hafen unter einer Transporterbrücke einen Vortrag zu Perspektiven einer Kulturgesellschaft gehalten, der im Textband abgedruckt ist. Studierte Germanistik, Romanistik, Psychologie. Goehler war Bürgerschaftsabgeordnete der Frauenfraktion der Grün-Alternativen Liste Hamburg, Präsidentin der Kunsthochschule Hamburg, Senatorin für Kultur, Wissenschaft und Forschung, Berlin, Kuratorin des Hauptstadtkulturfonds. Zurzeit ist sie als Kuratorin und Publizistin tätig; zuletzt: *Verflüssigung. Wege und Umwege vom Sozialstaat zur Kulturgesellschaft* (2006).

Anke Haarmann ist Künstlerin, promovierte Philosophin und Kuratorin. Sie hat Kultur|Natur gemeinsam mit Harald Lemke kuratiert und ist mit dem Aufsatz *NaturKultur – ein politisches Kollektiv* im Textband vertreten. Sie begreift Kunst und Philosophie als parallele Werkzeuge kultureller Praxis und hat den Begriff der »Projekt-Kunst« eingeführt, um ihre prozess- und kooperationsorientierte künstlerische Arbeitsweise zu benennen. Sie betreibt zusammen mit Harald Lemke das Büro für Ausstellungskonzepte [AHL]. www.ankehaarmann.de.

Nadine Hanemann gehörte zum Kultur|Natur-Team und berichtet im Textband über ihre Erfahrungen bei der Organisation und Umsetzung des Plakatparcours. 1986 in Weimar geboren, studiert seit 2005 Angewandte Kulturwissenschaften (Magister) an der Leuphana Universität Lüneburg mit den Schwerpunkten Kulturtheorie, Betriebswirtschaftslehre und Kulturvermittlung.

Lisa Heldke hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Stadtgarten im Interkulturellen Garten und in der TONNE, dem Ausstellungsort von KulturlNatur, einen Vortrag zum *Urbanen Gärtnern und der Erzeugung von Gemeinschaft* gehalten, der im Textband abgedruckt ist. Sie ist Professorin für Philosophie und Gender, Women and Sexuality Sciences, Sponberg am Lehrstuhl für Ethik am Gustavus Adolphus College in St. Peter, Minnesota, USA und Autorin von *Exotic Appetites. Ruminations of a Food Adventurer* (2004) sowie Herausgeberin von zahlreichen Publikationen zur Philosophie des Essens, unter anderem *Cooking, Eating, Thinking: Transformative Philosophie of Food* (1992).

Uli Hellweg hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Stadtutopien seine Expertise zu Wilhelmsburg und seine Vision für die Internationale Bauausstellung (IBA) Hamburg vorgetragen und ist mit einem Beitrag im Textband vertreten. Geboren 1948 in Dortmund, Studium von Architektur und Städtebau an der RWTH Aachen, mit anschließender Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin. Stadtplanerische Tätigkeit als Sachgebietsleiter der Abteilung »Verbindliche Bauleitplanung« im Stadtplanungsamt Gelsenkirchen, als Koordinator für Pilotprojekte bei der IBA Berlin '84/'87, als Planungskoordinator der S.T.E.R.N. GmbH für das Berliner Stadterneuerungsgebiet Moabit sowie als Dezernent für Planen und Bauen der Stadt Kassel. Seit September 2006 Geschäftsführer der IBA Hamburg GmbH.

Thomas Heyd war eingeladen (aber verhindert), beim »Ausflug des Denkens« zum Thema Energie den Vortrag *Klimawandel verstehen und werten: ein Beitrag aus der Philosophie zu halten*, der im Textband abgedruckt ist. Mit Ph.D. lehrt er Philosophie und Umweltwissenschaft an der Universität Victoria, Kanada und veröffentlichte unter anderem: *Encountering Nature: Toward an Environmental Culture* (2007); *Recognizing the Autonomy of Nature* (2005); *Analyse der Bedingungen*

für die Transformation von Umweltbewusstsein in umweltschonendes Verhalten (1996) hg. mit W. Schluchter, G. Dahm, U. Elger, E. Holzer; *Aesthetics and Rock Art*, hg. mit John Clegg (2005).

Der Interkulturelle Garten ist im Bildband mit dem künstlerischen Projekt *Beetskulpuren* vertreten. Der Garten ist ein Verein, der seit 2006 seinen Standort am Veringkanal in Hamburg Wilhelmsburg hat. Er ist ein Ort der Begegnung für Menschen unterschiedlicher Nationen, Kulturen und Sprachen. Mithilfe des Gartenbaus entstehen unterschiedliche Kommunikationsformen und Naturverhältnisse; das Gärtnern als kulturelle Praxis, die in fast allen Kulturen der Erde gepflegt wird, gewinnt an gesellschaftlicher Bedeutung.

Manuel Humburg hat während eines »Ausflugs des Denkens« zum Thema Hafen zusammen mit Hans-Jürgen Maass seine lokale Expertise zur Wilhelmsburger Stadtentwicklung vorgetragen und ist mit dem Aufsatz *Wem gehört Wilhelmsburg?* im Textband vertreten. Geboren 1947, er wohnt, arbeitet und streitet in Wilhelmsburg seit 1975. Beruf Hausarzt; Mitorganisator der Zukunftskonferenz Wilhelmsburg, ohne die es die IBA Hamburg nicht geben würde. Vorstand im Zukunft Elbinsel e.V. Wilhelmsburg. www.insel-im-fluss.de

Harald Köpke hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Naturen seine lokale Expertise vorgetragen und ist mit dem Aufsatz *Was heißt Umwelt- und Naturschutz auf der Elbinsel Hamburg-Wilhelmsburg?* im Textband vertreten. Geboren 1947 hat er auf dem zweiten Bildungsweg Betriebswirtschaft studiert. Nach Lehre und über 40 Berufsjahren in der Versicherungswirtschaft ist er jetzt in der Altersteilzeit. Im BUND ist er seit 1985 aktiv. Nach einigen Jahren im Vorstand seit 1999 bis heute Vorsitzender des Landesverbands Hamburg. Seit 1996 Träger der Silberpflanze (verliehen von der Stiftung Naturschutz Hamburg und Stiftung Loki Schmidt).

Harald Lemke hat gemeinsam mit Anke Haarmann Kultur | Natur kuratiert und ist mit dem Aufsatz *Zur globalen Renaturierung der Stadtgesellschaft durch urbane Agrikultur* im Textband vertreten. Geboren 1965, Dr. habil., Philosoph und Kurator, lehrt am Institut für Kulturtheorie, Kulturforschung und Künste der Leuphana Universität Lüneburg und betreibt zusammen mit Anke Haarmann ein Büro für Ausstellungskonzepte [AHL]. Gastprofessor der East China Normal University Shanghai, China. Fellow der Jan van Eyck Akademie für Kunst, Design und Theorie in Maastricht. Studierte Philosophie und Geschichte in Hamburg, Konstanz und Berkeley; lebt in Hamburg. Zahlreiche Publikationen, insbesondere zur gastrosophischen Ethik und Theorie der Esskultur. www.haraldlemke.de.

Ton Matton ist mit der Arbeit *Klimamaschine* und *Surviving the Subburb* im Bildband vertreten. Mattons Arbeitsfeld spannt sich zwischen Objektdesign, Gesellschaftsgestaltung, ökologischer Stadtplanung und künstlerischem Aktionismus auf. Seit 2000 fungiert eine ehemalige DDR-

Grundschule in Wendorf (zwischen Hamburg und Berlin) als Basis für seine Werkstatt *mattonoffice*. Zu den Kooperationspartnern des *mattonoffice* gehören unter anderem NL Architects, One Architecture (Amsterdam), Atelier van Lieshout, MVRDV, Crimson, Rem Koolhaas/OMA (Rotterdam), feld72 (Wien), Raumlabor (Berlin) und dem Think Tank Alterra an der Universität Wageningen. In der Architektur Biennale Venedig 2008 war Matton mit der Installation *Technical Paradise* im Deutschland Pavillon vertreten.

Kathrin Milan ist mit der Arbeit *Wandernde Heimat* im Bildband vertreten. Lebt in Hamburg. Studierte Philosophie, Kunstgeschichte und Freie Kunst in Berlin, München, Paris, Leipzig, Hamburg, und hat Europa, Russland, China, Amerika, Afrika bereist. 1995 begann sie ihre nomadische Lebensweise, Gesamtkunstwerk »Kunstnomadin«. Seit 2006 arbeitet sie an Kunstprojekten mit Kindern in Hamburg-Wilhelmsburg. Diverse Ausstellungen unter anderem *Print and Drawing Biennale* Taiwan 1998, *On vient tous de q.c. part* Paris 2002, *Meine Heimat ist im Wagen* (digital print Award) Frankfurt a.M. 2003, *Globalia* Frauenmuseum Bonn 2004, *Mit den Augen des Abschieds*, Lädenleuchten Hamburg 2008.

Dirck Möllmann hat einen Vortrag zur sozialen Frage bei Beuys und zur Partizipation in der zeitgenössischen Kunst im Archiv der Künste gehalten, der im Textband abgedruckt ist. Geboren 1963, Kunsthistoriker und freier Kurator; Mitbegründer des *Video Club 99* – Plattform für Medienkunst in der Hamburger Kunsthalle; Mitbegründer *Stile der Stadt*: Kunst und Video im öffentlichen Raum; Ausstellungen, Publikationen und Vorträge zu zeitgenössischer Kunst; lebt in Hamburg.

Anna Müller gehörte zum KulturlNatur-Team und ist mit einem Aufsatz zu *Mythos und Situation* im Textband vertreten. Geboren 1982, studiert Angewandte Kulturwissenschaften in Lüneburg. 2006–2007 studierte sie Internationale Beziehungen und Ideologietheorie in Ljubljana und war Teilnehmerin des Projekts Lost Highway Europe. Ihr Interessenschwerpunkt liegt geografisch im westlichen Balkan, disziplinär zwischen Kulturtheorie und kritischer Gesellschaftswissenschaft und praktisch bei Kunst und Politik.

Dan Peterman ist mit dem *Nomadischen Treibhaus* und einer Rauminstallation für das Archiv der Künste im Bildband vertreten. Lebt in Chicago, erkundet beharrlich die Schnittstelle zwischen Kunst und Ökologie. Er unternimmt eine große Bandbreite an Strategien, um Projekte und Installationen zu entwickeln, die soziale und ökonomische Themen sowie eine Reihe an ökologisch relevanten Materien und situativen Optionen beinhalten. Obgleich eine strikt künstliche Praxis bewahrend, betreibt Peterman auch eine »Experimental Station«, eine in Chicago ansässige gemeinnützige Organisation, die innovative kulturelle und kleingewerbliche Initiativen unterstützt. Er ist derzeit Professor an der School of Art and Design an der Universität Illinois, Chicago.

Nana Petzet hat das künstlerische Projekt *Im Peutegrund* realisiert und hat mit dem *SBF-System* einen Beitrag zum Archiv der Künste geleistet, der ebenfalls im Bildband dokumentiert ist. Seit ihrer Performance *Rational Scientific Art* an der Münchner Akademie (1987), einem Vortrag über die Gravitationstheorie, steht die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen im Zentrum von Petzets Kunst. Nach weiteren Arbeiten zu Themen aus der Physik (Centre d´Art Contemporain FRI-ART, Fribourg 1991, Kunstverein Hamburg 1993) wandte sie sich seit 1995 dem Thema Hausmüll zu, und entwickelte das *SBF-System* (Sprengel Museum Hannover, 2000). Ihre neuesten Arbeiten wenden sich der Tier- und Pflanzenwelt und der Verhaltensforschung zu. Erste Ergebnisse zeigte Petzet unter dem Titel *Kaninchenethogramm Robby* (Neues Museum Weserburg Bremen 2007). Das im Rahmen von Kultur|Natur entwickelte Projekt setzte diese Themen mithilfe einer ortspezifischen und interventionistischen Vorgehensweise fort.

Andrea Pfeiffer gehörte zum Kultur|Natur-Team und ist mit einem Aufsatz zu *Gentrifizierung, Kunst und Kritik* im Textband vertreten. Geboren 1980, studierte Angewandte Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg mit Hauptfach Kulturtheorie. Ihre thematischen Schwerpunkte liegen bei Postcolonial Studies, Subjekttheorien sowie Migration. Seit 2006 arbeitet sie als Alfred Toepfer Fellow in der Behörde für Kultur, Sport und Medien sowie in freien Kulturprojekten.

Elisabeth Richnow hat ihren *Uferfilm* im Archiv der Künste gezeigt und ist damit im Bildband vertreten. Geboren 1958, studierte unter anderem an der Fachhochschule für Gestaltung und der Hochschule für bildende Künste Hamburg. Vorwiegende Beschäftigung mit Situationen und Orten im Hamburger Hafen und angrenzender Stadtlandschaft. Teilnahme an der *Hafensafari* 2004, 2005; den *Pflanzendialogen* und *Flusslicht* 2007, 2008. 2002-2008 Organisation des Ausstellungsprojekts *Lädenleuchten* in Hamburg-Wilhelmsburg. Seit 2007 Betreiberin eines Ausstellungsorts auf einem Brückenpfeiler im Reiherstieg/Hamburger Hafen (www.brückenpfeiler.com).

Volker Sokollek hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Energie auf dem »Müllberg« (Deponie Georgswerder) seine Expertise zur Geschichte der Altlastensanierung eingebracht und ist im Textband gemeinsam mit Simona Weisleder mit dem Gespräch über *Alte Lasten und erneuerbare Energien* vertreten. Geboren 1948, studierte an der Universität Hamburg Geografie und promovierte an der Justus-Liebig-Universität Gießen über Landschaftswasserhaushalt. Seit 1986 als Behördenmitarbeiter mit der Altlastensanierung, insbesondere auch der Sicherung und Überwachung der Deponie Georgswerder befasst, heute Angestellter der Hamburger Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt (BSU) im Amt für Umweltschutz, Abteilung Bodenschutz/Altlasten.

Susan Leibovitz Steinman hat das im Bildband dokumentierte künstlerische Projekt *Gärten für Alle* realisiert und ist mit dem Text *Garten-Kunst-Manifest* im Textband vertreten. Verbindet Kunst,

Ökologie und Graswurzelaktivismus. Die in Kalifornien lebende Künstlerin arbeitet mit Stadtteilen, um kooperative Installationen herzustellen, die kulturelle und natürliche Landschaftsschäden beheben. Sowohl konzeptuell als auch funktionell dient ihre Kunst als städtische Küchengärten oder Naturhabitat. Ausgewählte Preise: National Park Service Art & Community Landscapes Residency; San Francisco Potrero Nuevo Fund Prize. Sie ist außerdem Mitbegründerin und Produzentin des WEAD, Women Environmental Artists Directory. www.weadartists.org.

Simona Weisleder hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Energie auf dem »Energieberg« (Deponie Georgswerder) über die Projekte der IBA Hamburg zu erneuerbaren Energien berichtet und ist im Textband gemeinsam mit Volker Sokollek mit dem Gespräch über *Alte Lasten und erneuerbare Energien* vertreten. Geboren 1965, Studium der Architektur und Stadtplanung an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Tätigkeiten in verschiedenen Büros in Hamburg, Dresden und Montevideo. 1999 Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Prof. Sabine Busching im Fachgebiet Gebäudetechnik an der HfbK Hamburg. 2001 Projektleiterin bei der ZEBAU, Hamburg. Seit 2008 Projektkoordinatorin »Stadt im Klimawandel« bei der IBA Hamburg GmbH.

Malte Willms ist mit der Arbeit *Frühstück im Grünen* im Bildband sowie mit einem Vortrag zur Frage *Warum der Hafen wachsen muss* im Textband vertreten. Geboren 1971, Gesellschaftskritiker und unfreies Individuum. Zurzeit engagiert im selbstorganisierten Kinderladen Kila Thedestraße und im Wohnprojekt Stattschule, beide in Altona-Altstadt. Er lebt in Hamburg und zeitweise in Mexiko-Stadt.

Gesa Woltjen gehörte zum Kultur | Natur-Team und berichtet im Textband über ihre Erfahrungen bei der Organisation und Umsetzung des Plakatparcours. Geboren 1974 in Hamburg. Nach Abschluss eines BWL-Studiums und anschließender Berufstätigkeit studiert Gesa Woltjen seit 2006 Angewandte Kulturwissenschaften (Magister) an der Leuphana Universität Lüneburg. Ihre thematischen Schwerpunkte hat sie in den Bereichen Kulturtheorie, Sprache und Kommunikation sowie Kulturinformatik gesetzt.

Jürgen Wüpper hat während des »Ausflugs des Denkens« zum Thema Garten seine lokale Expertise vorgetragen und ist mit dem Interview *Über Wilhelmsburger Wein und die zweite Vertreibung aus dem Paradies* im Textband vertreten. Frühpensionär, seit 1995 als Kleingärtner, zwischenzeitlich auch als Vereinsvorstand, im Kleingartenverein Groß-Sand Wilhelmsburg tätig.

Diese Publikation entstand im Rahmen und mit Mitteln des »Elbinsel Sommers 2008«
der Internationalen Bauausstellung (IBA) Hamburg.

IBA_HAMBURG

ELBINSEL SOMMER '08

Der Elbinsel Sommer findet im Rahmen der Internationalen Bauausstellung IBA Hamburg statt und ist ein eigenständiges Format für zeitgenössische Kunst. Inhaltlich setzt sich der Elbinsel Sommer mit den Themen der IBA Hamburg auf den Elbinseln Wilhelmsburg und Veddel sowie dem Harburger Binnenhafen auseinander. 2008 kuratiert von Anke Haarmann und Harald Lemke. Mehr Infos zur IBA Hamburg unter: www.iba-hamburg.de

www.kultur-natur.net

Impressum

© 2009 by jovis Verlag GmbH
Das Copyright für die Texte liegt bei den Autoren.
Das Copyright für die Abbildungen liegt bei den Fotografen/Inhabern der Bildrechte.

Alle Rechte vorbehalten.

Bildnachweis:
S. 19: Asli Cavusoglu: Twin Peaks, Foto: Jost Vitt
S. 90: Fotos: Gerd de Bruyn

Gesamtkoordination und Redaktion: Anke Haarmann und Harald Lemke
Korrektorat: Inken Baberg
Übersetzung: Ruth Frobeen (Davis), Katharina Bredigkeit (Heldke, Heyd, Critical Art Ensemble, Steinman), Ann-Kristin Hohlfeld (Ala Plástica)
Gestaltung und Satz: Guido Strohmenger

Druck und Bindung: GCC Grafisches Centrum Cuno, Calbe

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

jovis Verlag GmbH
Kurfürstenstraße 15/16
10785 Berlin

www.jovis.de

ISBN 978-3-939633-92-1

KULTUR NATUR

Ala Plástica · Sybille Bauriedl · Susan Leibovitz Steinman
Interkultureller Garten · Joseph Beuys · Gerd de Bruyn
Gernot Böhme · Mike Davis · Andrea Pfeiffer · Lili Fischer
Adrienne Goehler · Anke Haarmann · Volker Sokollek
Lisa Heldke · Uli Hellweg · Thomas Heyd · Harald Köpke
Malte Willms · Harald Lemke · Critical Art Ensemble
Ton Matton · Nana Petzet · Kathrin Milan · Anna Müller
Manuel Humburg · Dirck Möllmann · Dan Peterman
Fährstraßenfest · Gesa Woltjen · Nadine Hanemann
Simona Weisleder · Elisabeth Richnow · Jürgen Wüpper